

Die Hohenstaufen und Schwaben

Erweiterte Fassung eines Vortrags, gehalten vor der Heimatkundl. Vereinigung in Balingen am 13. Dezember 1962 von Dr. Walter Stettner, Ebingen

Trotz König Heinrichs Gang nach Canossa wählte im Jahr 1077 die deutsche Fürstenopposition einen Gegenkönig in der Person des schwäbischen Herzogs Rudolf von Rheinfelden. Zwei Jahre darauf erhielt Friedrich von Büren von Heinrich IV. das Herzogtum Schwaben und die Hand seiner Tochter Agnes. Friedrich baute dann in der Nähe seines Sitzes auf dem Hohenstaufen eine Burg und führte nun den Namen Friedrich von Staufen. Diese Tatsachen sind den meisten von Ihnen bekannt, ihre Bedeutung jedoch viel weniger. Daher möchte ich mich zuerst den Fragen zuwenden, welchen Inhalt die Herzogswürde im Jahr 1079 hatte und wie es im damaligen Schwaben ausgesehen hat.

Im alten Reich waren die Stämme das eigentliche Gliederungsprinzip; sie wurden repräsentiert durch die Herzöge. Der Herzog war Vertreter des Königs und Oberhaupt des Stammes. Er wahrte den Landfrieden, befahl die Stammeskontingente und übte eine gewisse Gerichtsbarkeit aus. Grundlagen der politischen und militärischen Macht bildeten für den Herzog wie für die anderen Großen des Reichs Grafschaften, Vogteien und Grundbesitz.

Der Herzog war indessen nicht der einzige Träger staatlicher Hohheitsrechte: solche wurden auch von den Grafen und Herren in ihren Gebieten ausgeübt. Der Adel besaß also öffentliche Gewalt eigenen, autonomen Rechtes; er erstrebte Unabhängigkeit vom Herzog und unmittelbare Unterstellung unter den König. Eine Unterordnung unter die Herzogsgewalt wurde insofern anerkannt, als der Hochadel in der Regel die vom Herzog einberufenen Landtage besuchte. Die herzoglichen Rechte waren also nicht fest umrissen; ihr Umfang hing von der tatsächlichen Machtstellung der Herzöge ab.

Nur schwer können wir uns in eine andere Erscheinung der mittelalterlichen Geschichte hineinendenken, daß nämlich damals eine Grafschaft oder sonstige Herrschaft nicht ein geschlossenes Gebiet bildete; ein Graf gebot nicht über das Land, sondern über bestimmte Menschen, gleichgültig wo sie wohnten; sein Herrschaftsrecht z. B. über einen Balingen Untertan änderte sich nicht, wenn der nach Ebingen, Rottweil oder Frankfurt verzog. Der Staat des Mittelalters bis zur Stauferzeit war, wie man gesagt hat, ein Personenverbandsstaat. Ein bestimmter Raum dagegen wurde als Gau bezeichnet, wie etwa der Gau Scherra. In diesem Gau gab es aber, wie Hans Jänichen gezeigt hat, neben der Herrschaft des Grafen eigenständige Herrschaften in Burgfelden-Schaltsburg und Schörzingen-Hohenberg, wahrscheinlich auch in Ebingen. Seit der Stauferzeit aber wird das Bestreben der großen und kleinen Herren erkennbar, alle Rechte in einem Raum an sich zu bringen, alle Bewohner der eigenen Herrschaft zu unterstellen und so einen Flächenstaat oder Territorialstaat zu schaffen.

Wir wenden uns der anderen Frage zu,

was Schwaben damals war, welchen Umfang es hatte und wie es darin aussah. Über die Ausdehnung Schwabens kann ich Ihnen wohl nichts Neues sagen: Es reichte vom Hesselberg bei Dinkelsbühl, einer alten raumbeherrschenden Volksburg und vom Lech bis zu den Vogesen und vom Hohenasperg bis zum St. Gotthard. Übrigens hat Barbarossa auf einem Hoftag zu Ulm im Jahr 1158 die Grafschaft Chiavenna, die die südliche Kontrolle über die meisten Bündner Alpenpässe besaß, als Zubehör des Herzogtums Schwaben erklären lassen.

Aber das schwäbische Stammesgebiet bildete keine natürliche und keine politische Einheit. Schon seit der Frühzeit haben sich drei Räume mit jeweils eigener Entwicklung ab: 1. die Oberrheinebene, also das Elsaß, in dem es zeitweise ein besonderes Herzogtum der Etichonen gab, der Breisgau und die Ortenau; 2. das Land um Hochrhein und Bodensee, also von der Nordschweiz bis nahe an die Donau; 3. das innerschwäbische Gebiet, das Neckarland, die Alb und das Donautal.

Diese Gebiete waren in ganz verschiedenem Maß mit Grafschaften und Herrschaften durchsetzt. Das zeigt deutlich eine Zusammenstellung über die schwäbischen Grafengeschlechter, die in Urkunden Barbarossas erwähnt werden, und deren räumliche Verteilung. Da finden wir im Elsaß nur die Grafen von Dagsburg im Norden bei Hagenua und die Grafen von Pfirt südwestlich von Basel. Rechts des Stromes sind die Zähringer mit den ihnen zugehörigen Markgrafen von Baden weit und breit allein. Südlich des Hochrheins haben die Grafen von Lenzburg und die von Habsburg, beide an der Aare, und die Grafen von Kiburg bei Winterthur ihren Sitz. Um den Bodensee wächst die Zahl der Grafengeschlechter, besonders an der Nordseite: da sind die Bregenzer, die Welfen um Ravensburg, die Heiligenberger, die Pfüllendorfer und die Nellenburger bei Stockach. Noch viel bunter wird das Bild im innerschwäbischen Raum: Beginnen wir mit den früh ausgestorbenen Grafen von Rohrdorf bei Meßkirch, so folgen die Veringer, die Hohenberger, die Haigerlocher, die Zollern, die Tübinger, die Uracher, die Berger, die Kirchberger (bei Ulm), die Dillinger, die Helfensteiner, die Württemberger und die Calwer. Das ist also eine ganze Reihe vornehmer Geschlechter. Für ein Haus, das seine Macht erweitern wollte, bedeuteten sie alle Bremsklötze. Und so sind auch die Erwerbungen der Staufer, von denen noch zu sprechen sein wird, in diesem Raum gering gewesen. Wie anders lagen die Verhältnisse für die Zähringer: sie hatten im Schwarzwaldraum keinen anderen Machtfaktor zu fürchten und konnten daher vom Breisgau zur Baar ein dichtes Netz von Herrschaftsrechten spinnen. Im Bodenseeraum überragten die Welfen die anderen Familien weit. So hat sich die räumliche Dreigliederung Schwabens in drei bedeutenden Herrengeschlechtern verfestigt.

Da Zähringer und Welfen mithandelnd und dagegenhandelnd die Geschicke Schwabens im Zeitalter der Staufer mitgestaltet haben, sei es mir gestattet, erst einiges über diese beiden Familien zu sagen.

Die Zähringer

Der Ursprung der Zähringer ist nicht voll geklärt; genealogische Zusammenhänge und besitzgeschichtliche Tatsachen weisen auf eine ursprünglich innerschwäbische Heimat des Geschlechts; es hatte sein Hauskloster und seine Grablege in Weilheim u. T. Von da wurde das Kloster 1093 nach St. Peter auf den Westabhang des Schwarzwalds verlegt. Diese Verschiebung ist sinnbildlich für die immer stärkere nach Westen gerichtete Politik der Zähringer. Im 11. Jahrhundert scheint der Schwerpunkt des zähringischen Hausgutes auf der Baar zu liegen. Als Amtsgrafen besitzen sie die Breisgau Grafschaft. Mit ihrem Städte- und Burgensystem, das als Eckpfeiler Freiburg und Offenburg in der oberrheinischen Tiefebene und Villingen auf der Baarhochfläche benützte, beherrschten sie ein umfangreiches Gebiet, das sie zur Überwindung der Schwarzwaldschanke nötigte; die Erschließung des Hochschwarzwaldes ist in den wichtigsten Stücken das Werk der Zähringer, ihrer Vasallen und der von den Herzögen ins Leben gerufenen oder doch geförderten kirchlich-klosterlichen Institutionen.

Durch diesen vielseitigen Landesausbau gelangten die Zähringer schließlich in den Besitz eines fast zusammenhängenden Herrschaftsgebietes, eines nahezu geschlossenen Territoriums, und man spricht daher neuerdings vom Staat der Herzöge von Z. als dem ersten deutschen Staat (wenn auch nicht im modernen Sinn).

Ein Vorzug für die Zähringer war es, daß sie im Unterschied zu den Staufern nicht so eng mit dem Imperium und damit in die große Politik verflochten waren. Berthold I. hatte zwar im Jahr 1061 die Belehnung mit dem Herzogtum Kärnten und der Mark Verona erhalten, er sollte wohl aus dem deutschen Südwesten verdrängt und seiner Heimat entfremdet werden; aber die Zähringer haben Kärnten nie gesehen und sind so vor einer Verpflanzung bewahrt geblieben. Dagegen besaßen sie nun einen Titel, der sie aus der Masse der schwäbischen Großen heraus hob und einen Anspruch auf besondere Geltung umschloß; man hat geradezu gesagt, der Herzogstitel sei für die Zähringer ein Ansporn für ihren politischen Willen gewesen, dem Herrschaftsgut, das sie besaßen, die Gestalt eines Herzogtums zu geben. In der Schweiz geboten sie über den Markt zu Zürich. Sie haben anscheinend um 1100, also gleichzeitig mit Freiburg i. Br., diese Siedlung zu einer größeren Stadtanlage mit regelmäßiger Linienführung erweitert. Ansehen und Einfluß der Zähringer stiegen noch weiter, als sie 1127 das Rektorat in Burgund und damit umfangreiches Herrschaftsgebiet um Bern und Freiburg im Uechtland bis zum Thuner See und bis Luzern gewannen. So war durch die Zähringer dem Herzog von Schwaben im Südwesten eine echte Wirksamkeit versagt und überdies die Verbindung zum Elsaß er-



Villingen, neben Freiburg im Breisgau die wichtigste Stadt im Zähringischen Herrschaftsbereich. Als Stadt um 1120 angelegt. Das Achsenkreuz der Straßen teilt die Stadt in vier gleiche Baublöcke.

schwert Erst das Aussterben der Zähringer im Jahr 1218 brachte den Staufern eine Erleichterung. Die Uracher, die Haupterben der Zähringer, konnten aber den größten Teil der zähringischen Besitzungen rechts des Rheines behaupten, bis sie sich um 1250 in die beiden Linien der Grafen von Freiburg und der Grafen von Fürstenberg teilten. Um diese Zeit aber ist das schwäbische Herzogtum mit den Hohenstaufen untergegangen.

Die Welfen

Im Südosten Schwabens waren die Welfen das beherrschende Geschlecht. Sie wurden stärker als die Zähringer in die große Politik verflochten und sind uns von daher am besten bekannt; Heinrich der Löwe ist jedem geschichtlich Interessierten mehr als Name. Der Ursprung der Welfen ist neuerdings auf das fränkische Kernland im Raum von Maas und Mosel zurückgeführt worden; von dort wurden sie in der Karolingerzeit als Träger des Grafenamtes in das Gebiet um Iller und Lech verpflanzt. Wenn Judith, die Tochter des Grafen Welf, im Jahr 813 die Gemahlin Kaiser Ludwigs des Frommen wurde, so bezeugt das den hohen Rang der Familie schon in der Frühzeit. Die ältere Welfenlinie ist mit Welf III. im Jahr 1055 ausgestorben; die späteren Welfen sind Nachkommen der Schwester dieses Welfs III., Kunigunde, die mit dem Markgrafen Azzo von Este vermählt war, erwähnenswert deshalb, weil nun die Welfen auch in den Besitz umfangreichen Gutes in Italien kamen. Der Sohn aus dieser Ehe, Welf IV., wurde von Kaiser Heinrich IV. mit dem Herzogtum Bayern belehnt (etwa zehn Jahre vor der Belehnung Friedrichs von Büren mit Schwaben), was den Welfen nicht hinderte, im Investiturstreit zusammen mit Berthold von Zähringen zum Gegenkönig Rudolf von Rheinfelden überzutreten. Sein Sohn Welf V. heiratete die bekannte Markgräfin Mathilde von Tuszien, Herrin von Canossa, übrigens ein anstößiges Schauspiel, wie Johannes Haller sagt, denn der Bräutigam zählte 17 Lenze, die Braut aber war 43! Immerhin, die Bindungen der Welfen an Italien und ihre Verflechtung mit der großen Politik verstärkte sich damit. Der Neffe Welfs V., Heinrich der Stolze, vermählte sich 1127 mit Gertrud, der Tochter König Lothars von Supplinburg, wodurch nicht nur das Herzogtum Sachsen,

sondern auch das deutsche Königtum an sein Haus kommen mußte. Daß das letztere nicht geschah, sondern daß statt dessen der Staufer Konrad König wurde, gab Anlaß zu einem langjährigen Bürgerkrieg, in dem die Stellung des staufischen Königtums fast aussichtslos schien, da die Welfen nahezu den ganzen Osten des Reiches von der Elbe bis Tirol beherrschten; Konrad hat sich auch nicht voll gegen den Welfen durchzusetzen vermocht.

Innerhalb des riesigen welfischen Machtbereichs nahmen die schwäbischen Besitzungen einen bescheidenen Platz ein. Sie lagen um Altdorf-Weingarten, wo sich ja die Grablege der Welfen befand, und in weiter Streuung zwischen Bodensee, Donau und Lech; die Orte Riedlingen, Biberach, Tettang, Wangen, Immenstadt, Füssen, Memmingen mögen das andeuten. Eine

Brücke zu den alpenländischen Gütern bilden die Lande im Ammergau, in Steingaden und Schongau. Auf dem Gunzenlee bei Augsburg hat Heinrich der Stolze seine Hochzeit mit Gertrud von Supplinburg gefeiert. Hinzu kommen dann Güter in Tirol und im Vintschgau, in Graubünden und im Thurgau. Aus den weitverstreuten Besitzungen ein einigermaßen geschlossenes Staatsgebilde, ähnlich wie die Zähringer zu schaffen, ist den Welfen indessen nicht gelungen. Der eigentliche Inhaber der schwäbischen Welfengüter zur Zeit Barbarossas war Welf VI., jedoch war auch Heinrich der Löwe mitberechtigigt (von dessen großartigen kolonisatorischen Leistungen im deutschen Nordosten zu reden ist hier nicht der Ort).

Staufer, Zähringer und Welfen, drei Herzogsgeschlechter teilten sich also den Einfluß im Herzogtum Schwaben. Daß der Süden und damit der Zugang zu den Alpenpässen vorwiegend unter der Kontrolle der Nebenbuhler stand, war mißlich für die Staufer, solange sie nur Herzöge in Schwaben waren; als ihnen aber auch Königtum und Kaisertum und damit die Sorge und der Kampf um Italien zufiel, wurde es bedrückend. Die Alpenpässe in die Hand zu bekommen, wurde jetzt ein dringendes Anliegen, und ein guter Teil der staufischen Politik in Schwaben ist diesem Ziel gewidmet.

Die Staufer

Damit wenden wir uns den Staufern selbst zu. Ihre Anfänge sind in Dunkel gehüllt. Wir wissen nur, daß Vater und Großvater jenes Friedrich von Büren, dem Heinrich IV. das Herzogtum übertrug, ebenfalls den Vornamen Friedrich führten. Dieser Name ist im 11. Jahrhundert bei uns sehr selten, wir kennen nur Grafen dieses Namens aus dem Riesgau um die Mitte des 11. Jahrhunderts. Wahrscheinlich liegt hier Verwandtschaft vor, vielleicht sind das gar unmittelbare Vorfahren der Staufer. Ob weiter zurück Verwandtschaft mit den Herzögen von Lothringen besteht, die öfters den Namen Friedrich führten, ist fraglich. In Hildegard, Friedrichs von Büren Mutter, hat man eine Angehörige des schwäbischen oder elsäbischen Herzogshauses sehen wol-



Die Veitsburg, welfische Herzogsburg des 11. Jahrhunderts, wacht über Ravensburg, das von den Welfen mit Marktrecht begabt von den Staufern zur Stadt erhoben wurde.



Lorch, ursprünglich Burg, wurde von den Staufern in ein Benediktinerkloster umgewandelt und zur Grablege bestimmt; jedoch haben nur wenige Angehörige des Geschlechts hier ihre letzte Ruhe gefunden.

len, doch ist auch das noch nicht genügend geklärt.

Vom alten Herzogsgut war kaum etwas übrig geblieben, vielleicht überhaupt nichts. An staufischem Hausgut können wir für die Anfangszeit nur wenig nachweisen, fast bloß die nächste Umgebung des Hohenstaufen mit dem einstigen Sitz Wäscheneuren und mit Lorch, wo sie seit 1102 ihr Hauskloster und ihre Grablege hatten. (Es überrascht übrigens, wie sehr die Staufer in diesem Punkt hinter anderen Geschlechtern nachhinkten: fast alle anderen Grafenhäuser hatten schon Jahrzehnte ihre Hausklöster, angefangen von den Nellenburgern in Allerheiligen zu Schaffhausen (1052), dann die Welfen in Weingarten (1056), die Zähringer in Weilheim u. T. um 1060, 1093 nach St. Peter verlegt), die Calwer in Hirsau (1059), die Tübinger in Blaubeuren (1089), die Achalmer in Zwiefalten (1089), die Hailerlocher und Sulzer in Alpirsbach (1095), die Veringer in Isny (1096) usw.)

Aber gewiß war Friedrich nicht nur ein größerer Bauer, sondern gehörte einer angesehenen Grafenfamilie an, sonst wäre die Betrauung mit dem Herzogtum und die Verlobung mit der Königstochter nicht denkbar gewesen, zumal in so gefährvoller Zeit, und die vielen innerschwäbischen Grafen hätten ihm nicht Gefolgschaft geleistet, wenn sie auch nur die geringsten Zweifel an seiner Ebenbürtigkeit gehabt hätten.

Als nächste Verwandte des salischen Königshauses, als Schwustersöhne des kinderlosen Heinrichs V. durften die Staufer hoffen, daß nach dem Tod ihres Oheims im Jahr 1125 einer von ihnen die Königskrone tragen würde. Aber sie wurden überrumpelt von den Gegnern der Salier und Staufer, die statt dessen den Sachsenherzog Lothar von Supplinburg wählten. Erst nach seinem Tod traten dann die Staufer in ihr Erbrecht ein; Konrad wurde deutscher König, freilich belastet mit der Gegnerschaft des Welfen Heinrichs des Stolzen, des Schwiegersohnes Lothars. Von den folgenden kriegerischen Auseinandersetzungen ist allgemein in der Erinnerung geblieben die Belagerung Weinsbergs, wo schließlich die

Anhänger der Welfen den Widerstand aufgeben mußten und dann die Weiber ihre Männer huckepack den Berg hinabtrugen und mit dieser Weiberlist und Weibertreu Gnade bei König Konrad fanden (die Geschichte ist übrigens schon früh bezeugt und darf darum Anspruch auf Glaubwürdigkeit erheben).

Nach Konrads Tod wurde einhellig sein Neffe Friedrich, den die Italiener Barbarossa nannten, zum König gewählt. Er schien der rechte Mann, dem langer Hader zwischen Staufern und Welfen ein Ende zu setzen, war doch seine Mutter eine Welfin, die Schwester Heinrichs des Stolzen und Welfs VI., und tatsächlich hat Friedrich rasch mit seinem Vetter Heinrich dem Löwen einen Ausgleich gefunden, indem er ihm zu seinem Herzogtum Sachsen auch noch das Herzogtum Bayern zurückgab; dessen Inhaber, die Babenberger, wurden dadurch entschädigt, daß vom bayerischen Herzogtum der östliche Teil, die Ostmark, abgetrennt und zu einem selbständigen Herzogtum erhoben wurde, in dem die Herzogsfamilie ungewöhnlich umfangreiche Rechte bekam. Der Löwe war damit der mächtigste Mann nach dem König, ja man konnte fragen, ob er nicht seinen königlichen Vetter an Macht übertraf. Auch mit dem Haupt der Altdorfer Welfenlinie, Welf VI., und mit dem Zähringer Berthold verglich sich der König.

Friedrich war die letzten fünf Jahre vor seiner Wahl Herzog von Schwaben gewesen und hatte während dieser Zeit Land und Leute gut kennengelernt. Als Schwabenerzog trat nun an seine Stelle König Konrads Sohn Friedrich von Rothenburg, also ein Vetter Barbarossas, der noch ein Knabe war. Er ist später der Seuche erlegen, die im Sommer 1167 das deutsche Heer in Rom ergriffen und zahlreiche Opfer unter dem deutschen Adel gekostet hat, von denen wir einige noch zu erwähnen haben werden; der bedeutendste der Toten war Rainald von Dassel, der Kanzler des Reichs und Erzbischof von Köln. Nach dem Tod seines Veters hat Barbarossa das Herzogtum seinem zweijährigen Söhnchen Friedrich verliehen, d. h. tatsächlich war die Herzogs-

gewalt in Schwaben beim Kaiser selbst und hatte dessen größeren Zielen zu dienen. Das Herzogtum mußte also stark sein, es sollte möglichst viele Hilfsmittel, materielle und personelle, zur Verfügung stellen; umgekehrt aber stand dem Herzogtum zur Erweiterung seiner Macht die Autorität des Königs und Kaisers zu Gebot.

Damit sind wir nun beim eigentlichen Thema des Abends angelangt, das die Frage behandeln soll, was die Staufer (und dabei lege ich den Schwerpunkt auf die Zeit Barbarossas) für Schwaben bedeutet haben und umgekehrt, welchen Wert Schwaben für die staufische Politik besessen hat.

Ich möchte anmerken, daß die innerschwäbischen Vorgänge schon für die zeitgenössische Geschichtsschreibung wie noch für uns an Interesse hinter den Ereignissen der großen Politik zurücktraten und so mußte die innere Geschichte des Herzogtums Schwaben erst allmählich in mühsamer Einzelarbeit von zahlreichen Forschern ans Licht gebracht werden und vieles bleibt auch jetzt noch aufzuhellen.

Die Staufer hatten, wie schon gesagt, das Ziel, ihre Stellung in Schwaben wie auch anderwärts zu stärken. Dazu gab es zahlreiche Mittel. Die einen zielten auf den Erwerb von Gebieten und Rechten durch Kauf, Tausch, Erbschaft, Heimfall an das Reich beim Aussterben eines Geschlechts, durch Rodung usw., die anderen auf den inneren Ausbau der staufischen Besitzungen durch die Neuordnung der Verwaltung und durch die Anlage von Burgen und Städten. Beides blieb natürlich nicht auf den schwäbischen Stamm beschränkt; es sei nur erwähnt, daß es Friedrich gelang, eine fast zusammenhängende Stauferlandschaft vom mittleren Neckar, von der Stuttgarter und Heilbronner Gegend über Nürnberg und Eger bis ins Pleissenland zu schaffen; Altenburg, Chemnitz und Zwickau wurden Stützpunkte staufischer Herrschaft.

Erwerbspolitik

Das Schwabenland hatte für den Kaiser seine besondere Bedeutung als Durchgangsland nach dem reichen Oberitalien. Die Alpenpässe zu sichern war ein altes Anliegen der Könige. Benützt wurden damals der Brenner, der wichtigste und bequemste aller Pässe bis heute, der Reschenpaß, dann die Graubündnerpässe Julier, Septimer und Splügen (-Veltlin' und Comer See), St. Bernhardin und Lukmanier (- Tessin und Luganer See oder Lago Maggiore), die alle vom Rheintal aus ihren Zugang haben, und in den Westalpen St. Bernhard, M. Cenis und Mt. Genève. Der Gotthard wurde zu Beginn des 13. Jahrhunderts wohl auf Betreiben Friedrichs II. eröffnet.

Für die Sicherung der Westalpenpässe traf es sich gut, daß Barbarossa im Jahr 1156 in zweiter Ehe Beatrix von Burgund heiratete (das führte übrigens zu einer Entfremdung zwischen Staufern und Zähringern, obgleich der Kaiser ihnen die Vogtei und die Regalien der Bistümer Genf, Lausanne und Sitten überließ; die Zähringer gingen zum Ausgleich an den Ausbau ihrer Stellung im verbliebenen Gebiet: sie bauten Bern und Freiburg im Uechtland zu starken Stadtfestungen aus, das eine gesichert durch den Aarebogen, das andere auf beherrschendem Felsenplateau angelegt). Am Zugang zu den Bündnerpässen über den Bodenseeraum und Chur saßen als stärkste Macht die Welfen, wichtige Positionen waren in der Hand der Grafen von Bregenz, die aber um die Zeit von Barbarossas Regierungsantritt ausstarben; ihr Besitz ging an die Verwandten, die Pfalzgrafen von Tübingen und die Grafen von Pfullendorf. Nun ist es Barbarossa im Lauf

seiner Regierungszeit gelungen, eben den Besitz der Pfullendorfer und der Welfen in seine Hand zu bekommen. Wie das gegangenen ist, möchte ich Ihnen etwas genauer berichten als Beispiele für Barbarossas Erwerbspolitik, zumal diese Gebiete nicht allzu fern von uns liegen und in den letzten Jahren darüber eingehende Untersuchungen veröffentlicht worden sind.

Der Graf von Pfullendorf

Graf Rudolf von Pfullendorf, der sich gelegentlich auch nach einer anderen Burg südlich von Pfullendorf Graf von Ramsberg nannte, findet sich schon im Gefolge Friedrichs, als der noch Herzog von Schwaben war, und ist dann einer der engsten Vertrauten des Königs geblieben. Karl Schmid, ein Freiburger Gelehrter, hat sich die Mühe genommen festzustellen, welche schwäbischen Grafen in Urkunden Barbarossas als Zeugen erwähnt werden und wie oft. Die Spitze halten unser Rudolf von Pfullendorf mit 41, Graf Ulrich von Lenzburg mit 38 und Markgraf Hermann von Baden mit 28 Nennungen, und zwar alle drei in der Mehrzahl der Fälle für Beurkundungen, die außerhalb Schwabens stattfanden (dagegen werden Graf Mangold von Veringen sechsmal, Gottfried von Zollern viermal und Friedrich und Burkard von Hohenberg je einmal erwähnt).

Die Burg Pfullendorf hatte eine günstige Lage an der wichtigen Straße, die Ulm und Konstanz verband; sie führte donauaufwärts bis Mengen, wo Barbarossa einmal unkenntlich, und dann über Pfullendorf nach Überlingen, wo Rudolf die Aufsicht über die Fährre nach Konstanz hatte. Mit der Burg Stoffeln im Hegau schirmte der Pfullendorfer die Königstraße von Konstanz nach Schaffhausen gegen Norden ab. Außerdem besaß er wichtige Rechte südlich des Sees: Er war als Erbe der Eregenger Inhaber der Herrschaft Bregenz, zu der auch Lindau gehört haben dürfte, und der Vogtei über das Bistum Chur. Er kaufte dann die Burg Rheineck westlich der Rheinmündung in den Bodensee; Rheineck war Kopfstation der Schifffahrt und Straßensperrpunkt. Wenn Rudolf diesen wertvollen Platz reibungslos erwerben konnte, spürt man, daß ein mächtiger Einfluß hinter ihm gestanden haben muß; man wird nicht fehlgehen, wenn man den treibenden Willen in Friedrich I. sieht (Büttner). Ferner erwarb Rudolf in den 60er-Jahren die Vogtei über St. Gallen. Von ihr sagt Schmid, sie habe damals den Wert einer großen und wichtigen Grafschaft besessen.

Mit all diesen Besitzungen und Rechten von der Donau bis Graubünden kam Rudolfs Stellung der der Welfen in diesem Raum mindestens gleich (Büttner). Wenn Friedrich diesen Pfullendorfer an sich gezogen hat, so mag das zunächst wegen hervorragender menschlicher Eigenschaften, etwa ungewöhnlicher Treue oder Tapferkeit geschehen sein. Aber die Besitzungen Rudolfs lagen auch für die Zwecke der Reichspolitik sehr günstig; man könnte sagen, sie bildeten einen Korridor zwischen dem zähringischen und dem welfischen Einflußbereich bis zu den Alpenkämmen und so war die Anhänglichkeit Rudolfs für den Kaiser besonders wertvoll.

Rudolf verlor bei der römischen Seuche des Jahres 1167 seinen einzigen Sohn. Er besaß zwar noch eine Tochter, die mit Graf Albrecht von Habsburg vermählt war. Trotzdem hat er 1170 die Vogtei über das Bistum Chur an Herzog Friedrich, Barbarossas unmündigen Sohn, damit aber praktisch an den Kaiser abgetreten. Einige Jahre später vermachte er auch seinen übrigen Besitz seinem Herrn, der allerdings Albrecht von Habsburg entschädigen mußte. Das konnte Barbarossa tun mit Gütern und

Rechten in der Schweiz, die ihm soeben durch das Aussterben der Lenzburger (1173), auch besonders treuer Kaiseranhänger, anheimgefallen waren. So bekamen die Habsburger die Grafschaftsrechte im westlichen Teil des Zürichgaus, Vogteirechte über Schwyz und Unterwalden (gut 100 Jahre vor der Teilschichte), vielleicht auch schon die Grafenrechte im Aargau. Einige Stücke seines Besitzes behielt sich Rudolf zu seinen Lebzeiten vor; 1180 zog er ins Heilige Land und ist von dieser Pilgerfahrt nicht mehr heimgekehrt, so daß nun sein Besitz staufisch wurde. Bei der Burg Pfullendorf aber ließ Friedrich II. um 1220 eine Stadt bauen, die wie so viele andere später aus einer Stauferstadt eine Reichsstadt geworden ist.

Nach der römischen Seuche gelangten übrigens, um das nur zu streifen, auch beträchtliche Landstriche an der Riß, der Besitz der Herrn von Warthausen, von Biberaach und von Schweinhausen in die Hand Friedrichs I.; der Kaiser hatte die Herren dazu bewogen, ihre Rechte durch Schenkung oder auch gegen eine Kaufsumme ihm zu übertragen. Von den Herren von Schwabegg erwarb er die Hochvogtei über das Bistum Augsburg, auch das Kloster Ursberg trat unter kaiserlichen Schutz. Diese Erwerbungen zielten wieder auf die Sicherung der Verbindungen zu den Alpenpässen.

Der Welfenbesitz

Umfangreicher war der Besitz der Welfen zwischen Donau, Lech und Bodensee. Inhaber dieser Güter und Rechte war Welf VI., doch hatte auch sein Neffe Heinrich der Löwe einen (nicht genau zu umgrenzenden) Anteil. Und nun müssen wir noch einmal die römische Seuche des Jahres 1167 erwähnen, denn durch sie verlor auch Welf VI. seinen einzigen Sohn. Damit stiegen die Aussichten des Löwen, einmal den ganzen schwäbischen Welfenbesitz in seine Hand zu bekommen, beträchtlich. Er sollte allerdings seinem Oheim eine offenbar beträchtliche Summe zahlen, damit der ihm das Hausgut auch tatsächlich zuwende. Das Geld brauchte Welf VI. für seinen aufwendigen Haushalt. Ein Schriftsteller jener Tage berichtet von ihm, er habe sein Haus wie der König geordnet, so daß alle Aufgaben seines Hofes, die Dienste des Truchsessens, des Schenken, des Marschalls, des Kämmerers und des Bannerträgers von Grafen oder Gleichgestellten gehandhabt worden seien. Heinrich der Löwe, der sich nicht denken konnte, daß das Gut Welfs einen anderen Weg nehmen könne, war mit den Zahlungen an seinen Oheim keineswegs rasch bei der Hand. Daraus entstand 1175/76 ein Zerwürfnis. Verärgert darüber, daß der Löwe seine Wünsche nicht gebührend berücksichtigte, wandte sich Welf VI. an den Kaiser, der ja auch sein Neffe war, und bot ihm seine Rechte und Güter an. Friedrich ergriff bereitwillig die unerwartete Gelegenheit, befriedigte die Wünsche des alten Welf und empfing dafür dessen Besitz. Davon behielt er einiges gleich, aber das meiste und noch weiteren Besitz anderer Herkunft gab er Welf auf Lebenszeit zurück. Nun war also zu erwarten, daß nach dem Tod Welfs VI. Friedrich und sein Vetter Heinrich der Löwe die schwäbischen Welfengebiete gemeinsam besitzen würden. Aber dann kam die Begegnung in Chiavenna, bei der der Löwe dem Kaiser Heereshilfe für seinen Kampf gegen den Papst und die lombardischen Städte verweigerte, obwohl sich Barbarossa sogar zu einem Kniefall herabgelassen haben soll. Die eben geschilderte Wendung im Erbgang der schwäbischen Welfengüter mag zu der Entfremdung mit beigetragen haben. Die Jahre 1179 und 1180 sahen dann den großen Prozeß gegen den Löwen, in dessen Verlauf

ihm schließlich seine Lehen und seine Eigengüter aberkannt worden sind, weil er sich geweigert hatte, vor dem königlichen Gericht sich zu stellen. Der Kaiser übernahm nun die Hochvogtei über das Kloster Reichenau selbst, Heinrichs übrige Anteile am welfischen Hausgut übergab er an Welf VI., der aber ja schon sein Hab und Gut auf den Todfall dem Kaiser überschrieben hatte. So hat der Prozeß gegen Heinrich den Löwen und seine Folgen den ganzen schwäbischen Besitz der Welfen in die Hand der Stauer gespielt, als Welf im Jahr 1191, ein Jahr nach Barbarossa, starb. Mit dem Pfullendorfer und dem Welfengut wurde der Bodenseeraum mit seiner weiteren Umgebung von der Donau und vom Lech bis zu den Bündner Pässen und bis in den Thurgau staufisch beherrschtes Gebiet. Vom Rems- und Filstal über Ulm und Biberach bis Chur reihte sich jetzt ein staufischer Stützpunkt an den andern. Der Reichstag des Jahres 1183 in Konstanz, auf dem der Friede mit den lombardischen Städten geschlossen wurde und an dem des Kaisers Söhne König Heinrich und Herzog Friedrich, dann Herzog Welf VI. und Herzog Berthold von Zähringen als bedeutendste Vertreter Schwabens teilnahmen, wirkte wie eine Demonstration kaiserlicher Macht am Bodensee.

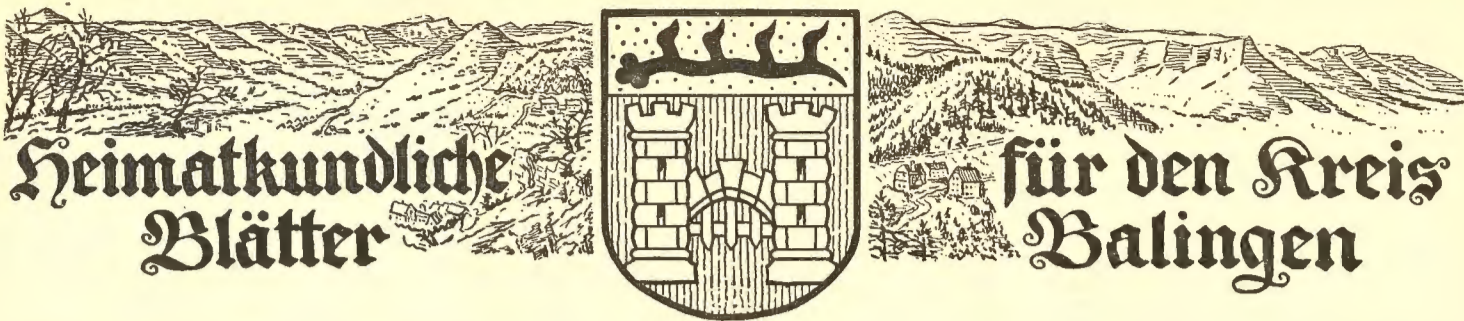
Kirchenlehen

Neben weltlichen Herrschaften, durch Kauf, Tausch, Erbschaft oder Heimfall erworben, verstärkten auch Kirchenlehen die Stellung der Stauer. Die Kirchen, vornehmlich Bistümer und Abteien, waren ja im Besitz weiter Strecken Landes, das ihnen größtenteils geschenkt worden war. Es lag jedoch nicht in geschlossenen Bezirken beisammen, sondern war weit verstreut, so daß die Verwaltung durch die geistlichen Anstalten schwierig war. Diese vergaben daher die Außenposten zu Lehen an weltliche Große. Auch Barbarossa war an solchen Kirchenlehen interessiert, schob indessen, um nicht als Lehensmann zu erscheinen, seine Söhne vor. So besaßen die Stauer Waiblingen vom Hochstift Speyer, Heilbronn vom Bischof von Würzburg und Eßlingen vom Kl. des hl. Dionysius (St. Denis) bei Paris (die Eßlinger Dionysiuskirche ist ja in den letzten Jahren durch erfolgreiche Ausgrabungen berühmt geworden). Welchen Umfang solche Kirchenlehen manchmal haben konnten, erhellt aus der Angabe, daß Friedrich von Rothenburg, der Sohn König Konrads, von der Abtei Fulda sieben Fürstenlehen hatte, von denen eines auf 500 Bauernhöfe berechnet wurde. Barbarossa sah in der Gewinnung von Kirchenlehen ein Hauptmittel, um Lücken im Haus- und Reichsgut auszufüllen. Die geistlichen Fürsten widerstrebten manchmal solcher Erwerbspolitik, aber der König war stärker, er konnte ja bei den Wahlen der Bischöfe und Äbte seinen Einfluß geltend machen. Das Erworben wurde von Friedrich kaum anders, denn als Eigenbesitz gewertet und mit der Verwaltung des Kron- und Hausgutes verschmolzen.

Aber nicht nur durch den Erwerb größerer oder kleinerer Stücke Landes suchten die Stauer ihre Stellung zu festigen, sondern auch durch zielbewußte Gestaltung, durch inneren Ausbau dessen, was sie besaßen. Da gilt es nun zu sprechen von der Anlage von Burgen und Pfalzen, von staufischen Dienstmännern, die meist auf solchen Burgen saßen, und von der Gründung von Städten.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“ der „Ebzinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.



Dr. Konrad Blickle, genannt Ebinger

Von Dr. Reinhold Rau, Tübingen

Zu den markantesten Lehrern der Rechtswissenschaften an der Universität Tübingen im ersten halben Jahrhundert ihrer Geschichte gehört der Doktor beider Rechte Konrad Blickle, auch Plickle und Blicklin geschrieben, von Ebinger, daher meist Ebinger genannt, was als Familienname auf seine Kinder überging. Sein Vater war der von 1462 bis 1483 nachweisbare Schultheiß Heinrich Blickle, seine Mutter hieß Adelheid und eine 1498 noch ledige Schwester Anna. Als Eberhard der Ältere von der Uracher Linie der Grafen von Württemberg die Studierenden anderer Hochschulen durch öffentlichen Anschlag zur Fortsetzung ihres Studiums an der von ihm 1477 gegründeten Hochschule in Tübingen einlud, folgte diesem Ruf auch unser Konrad Blickle, der seit 1475 in Basel studierte und dort 1476 den niedersten akademischen Grad eines Baccalaureus erlangt hatte. Als er sein Studium in Tübingen fortsetzte waren hier seine Lehrer Doktor Johannes Vergenhans (Nauclerus), dann Doktor Johann Heckbach (nach seinem Heimatort Heppach im Remstal genannt), Doktor Ludwig Truchsess von Höfingen, der im Sommersemester 1464 in Erfurt eingeschrieben war, alle drei Lehrer des Kirchenrechts, und für das bürgerliche Recht ein Italiener, der Doktor beider Rechte Lorenzo Marengi, Bürger von Genua. Dieser und Doktor Heckbach freilich mußten bald ersetzt werden, letzterer durch den Kirchenrechtler Doktor Matthäus Ochsenbach von Brackenheim, der schon bei der Eröffnung der Universität Basel 1460 dabei gewesen war und 1483 dorthin zurückkehrte. Der Lehrstuhl für kaiserliches Recht mußte wiederholt und rasch umbesetzt werden. Als deren Schüler hat Blickle sein Studium vollendet; wann, wissen wir nicht, da die Matrikel der Juristenfakultät 1534 verbrannt ist. Aber seit 1483 sitzt er, und zwar 53 Jahre lang (sein Todestag ist unbekannt) unter den Mitgliedern der Fakultät, hochangesehen als Gelehrter und Lehrer. Jakob Spiegel von Schlettstadt, der Rat des Kaisers Karl V. und seines Bruders König Ferdinand, und Hieronymus Schürpf von St. Gallen, der juristische Berater des Martin Luthers in Wittenberg, rühmen sich seine Schüler zu sein. Wissenschaftliche Bücher gibt es von ihm nicht, aber Nachschriften seiner Vorlesungen über Kirchenrecht gingen bei den Studenten von Hand zu Hand, da sich sein Lehrvortrag durch reiches Wissen ebenso wie durch große Klarheit auszeichnete. Alle Inhaber von Lehrstühlen (man nannte sie damals Regenten) hatten neben ihrer Lehrtätigkeit auch bei der Verwaltung mitzuwirken, da die Universität eine privilegierte Körperschaft war, die sich auch in wirtschaftlicher Hinsicht selbst verwaltete, und Konrad Blickle war hierin ganz besonders tätig. Als er 1524 sein Amt als Hauptdeputierter (Vorsitzender der Wirtschaftskommission, zu der jede Fakultät einen Vertreter entsandte) niederlegen wollte (er war damals mindestens 60 Jahre alt) beschloß der Senat, daß er es noch für

mindestens zwei weitere Jahre behalten müsse. Noch im Jahre 1529 wählte ihn seine Fakultät zum Deputierten für zwei Jahre. Und doch hat dieser Mann in all den Jahren nie das Rektoramt der Universität bekleidet, vielleicht weil er sich sträubte. Als Privatmann war er sehr wohlhabend, nicht bloß, daß er in der Münzgasse, einer der vornehmsten Straßen Alt-Tübingens, ein Doppelhaus besaß (heute Münzgasse 6 und Clinicumsgasse 4, letzteres von ihm neu erbaut) und nach Ausweis der Steuerveranlagung von 1525 nur noch von dem Sohn seines Fakultätsgenossen Dr. Martin Prenninger, dem Doktor Marsilius Prenninger, Advokaten beim Schwäbischen Prälatenkollegium, übertroffen wurde: er war auch, als die Universität der Pest wegen 1530 Tübingen verließ, in der Lage, ihr und der

Artistenfakultät die Transportkosten vorzustrecken, die erst fünf Jahre später seinen Erben heimbezahlt wurden. Nachdem in der Nacht vom 16. zum 17. Januar 1534 die Vorläuferin der heutigen Alten Aula und das Lektoriengebäude südlich davon niedergebrannt waren, wurde er mit zwei anderen in die Wiederaufbaukommission der Universität gewählt. Das ist die letzte Nachricht von seinem Leben. Von sieben Kindern aus zwei Ehen waren bei seinem Tode noch eine Tochter, verheiratet mit dem Stadtarzt Dr. Wolfgang Bebel in Biberach, und drei Söhne am Leben. Sein ältester Sohn gleichen Namens starb schon 1537, ebenfalls Dr. jur., ein zweiter Sohn Georg war Dr. med. und Stadtarzt in Biberach, der dritte Sebastian wurde Archivar und seit 1564 Rentkammerregistrator in Stuttgart (Grabdenkmal in der Hospitalkirche mit Wappen); vom jüngsten Sohn Heinrich, der 1540 magistrierte, kennt man sein weiteres Leben nicht.

Die Ebinger Familie Blicklin im Spätmittelalter

von Dr. Walter Stettner

Der Aufsatz von Dr. Reinhold Rau über Dr. Konrad Blickle (Plicklin), genannt Ebinger, Professor der Rechte an der Universität Tübingen, gibt Anlaß, einiges über die Vorfahren Blickles, besonders seinen Vater Heinrich Blickle zusammenzustellen.

Die ältesten Ebinger Geschlechter, die heute noch hier vertreten sind, sind die Rieber und die Blickle. Sie begegnen zuerst in einem Margrethausener Zinsrodel, das undatiert ist, aber nach Schrift und Inhalt in die Zeit um 1330 zu setzen ist. Dort wird ein Acker im „Melbom“ aufgezählt, „büt (baut) Blükli“. Da sein Vorname nicht angegeben ist, dürfte er der erste hiesige Namensträger gewesen sein.

1411 besitzt Hans Blicklin ein Haus neben Hans dem Schmid, wahrscheinlich am Markt.

1415 stellt die Familie einen Geistlichen, was gehobene soziale Stellung beweist: Herr Wernher Blicklin, Kaplan am Spital, kauft zusammen mit drei Spitalpflegern von den Klausnerinnen zu Margrethausen den Walchhof, der irgendwo in der oberen Vorstadt gelegen sein muß. Herr Wernher hatte die Kaplanei wohl erst kurz zuvor übernommen, denn im Februar 1416 bezahlte er noch ausstehende Annatengelder an das Bistum Konstanz. 1416 besitzen Peter Blükli und Gory die Blüklin neben einer Reihe weiterer Ebinger Bürger Güter zu Ehestetten, deren Zinsleistung an den Abt des Klosters St. Georgen gegen eine einmalige Pauschale aufgehoben wird. 1430 hat Peter Blüklin einen Zins aus seiner Wiese unter der Blüwelwies (Bleuelwiese) verkauft.

Für das Jahr 1447 läßt sich dann Heinrich Blüklin, der Vater Konrads, zum erstenmal nachweisen. Er ist ein vermöglicher Mann, der auch außerhalb Ebingens Besitz hat. 1447 verkaufen nämlich Heinrich Blicklin, Bürger zu Ebinger, und Auberlin Gerlach, Bürger zu Tübingen, ihren Hof, genannt Mertingen im Stettener Bann (Stetten u. Hölstein) um 165 Gulden an

einen Einwohner von Salmendingen; und 1467 verkaufen Hainrich Blicklin genannt Uelin, Schultheiß zu Ebinger, und Jakob Glatz, seßhaft zu Kettenacker, einen größeren Hof zu Bingen und Hitzkofen an die Marienkirche zu Bingen um 252 rh. Gulden. Die jeweiligen Mitverkäufer dürften nahe Verwandte gewesen sein, sie werden die Besitzungen von gemeinsamen Vorfahren geerbt haben. Der Zuname Uelin erfordert noch eine Anmerkung. Höchstwahrscheinlich ist das der Muttername. Ein Auberli U(e)li wird zwischen 1411 und 1423 in sechs Urkunden als Ebinger Bürger genannt, darunter mehrfach als Spitalpfleger, was ihn als Angehörigen der Oberschicht ausweist. Das könnte also Heinrichs Großvater mütterlicherseits gewesen sein. Aber ohne Zweifel gehört dieser Ueli zu der Trochtelfinger Familie Ueli, auch Yeli(n) geschrieben, die dort mehrere Schultheißen gestellt hat, und man wird nicht fehl gehen mit der Vermutung, daß die Besitzungen Heinrich Blicklins in Stetten und Hölstein und Bingen Erbstücke der Trochtelfinger Verwandten sind, zumal ja der Beiname Ueli (das einzige Mal) eben in der Urkunde über den Binger Verkauf erwähnt wird.

1448 und 1461 begegnen wir Heinrich als St. Martinspfleger. Diese Pflege war neben der Spitalpflege die wichtigste der Stadt; sie war bis zum Vierervertrag von 1455 der Oberschicht vorbehalten. Die Betrauung Heinrichs mit diesem Amt zeugt wieder von seinem Ansehen in der Stadt. Mit der Wahl zum Schultheißen im Jahr 1461 oder 1462 hat er schließlich die höchste Stellung erreicht, die einem Bürger hier offen stand. Die alten Schultheißen hatten eine doppelte Aufgabe: sie waren zunächst Vertreter der Fürsten, des Grafen von Württemberg, zugleich aber auch Sachwalter der hiesigen Bürgerschaft, die, wenn das Amt erledigt war, dem Landesherren drei Vorschläge für die Neubesetzung machen durfte. Erst

gegen Ende des 16. Jahrhunderts kamen fremde Schultheißen hieher, die nur noch die Belange der Herzöge zu wahren hatten; vorher mußten die Schultheißen Interessensgegensätze zwischen Fürsten und Bürgerschaft in der eigenen Brust austragen.

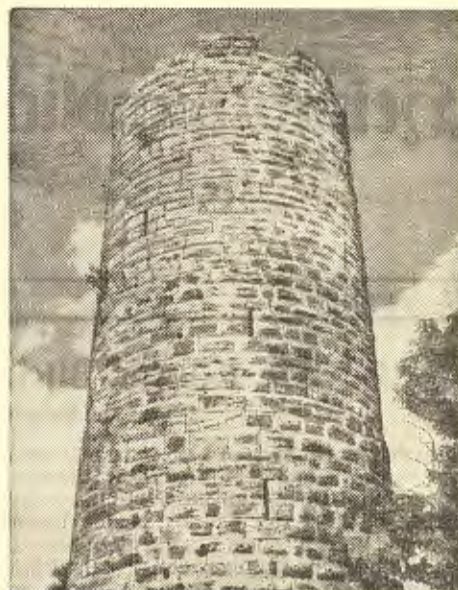
Rechtssinn und Gerechtigkeitsgefühl waren bei Heinrich Blüchlin besonders ausgeprägt; darum hat man ihn oft zu Rechtsgeschäften als Schlichter o. ä. geholt: 1462 wehrt sich das Kloster St. Georg zu Stein am Rhein wegen seiner Rechte in Winterlingen; das Urteil des Winterlinger Gerichts besiegelt Heinrich Blüchli, Schultheiß zu Ebingen. 1470 bringt er zusammen mit dem Vogt Wilhelm Sürz zu Sürgenstein, dem Balingen Schultheißen Thomas Loner und dem Ebinger Bürger Hans Kaufmann einen Vergleich in Zehntstreitigkeiten zwischen Truchtelfingen u. Tailfingen zustande. Im selben Jahr schlichtet er als „Gemeinmann“, als Vorsitzender einer Schlichtungskommission, zusammen mit vier Ebinger Richtern Meinungsverschiedenheiten über landwirtschaftliche Nutzungsrechte zwischen Kloster Maria Berg einerseits, den Gemeinden Bronnen und Mägerkingen andererseits. Im folgenden Jahr betrauen in Balingen und Endingen damit, zwischen ihnen wegen Zwing und Bann Klarheit zu schaffen. Im Frühjahr 1474 führt er eine Einigung der Bauernschaft zu Zillhausen und Stockenhausen mit dem Kloster Wannental herbei, im Herbst desselben Jahres eine solche zwischen Benzingen u. Frohnstetten.

Ein Mann, dem von auswärtigen Gemeinden so viel Vertrauen entgegengebracht wurde, hat gewiß auch in seiner Vaterstadt ausgleichend gewirkt; aber leider wissen

wir darüber nichts; der Brand des Rathauses im Jahr 1576 oder 1578 hat ja der Stadt Dokumente, darunter auch das alte Stadtrecht, vernichtet, so daß wir über die frühe Geschichte unserer Stadt nur mangelhaft unterrichtet sind.

Daß der Sohn eines solchen Mannes die Rechte studierte und Professor der Rechte wurde, wundert uns nicht mehr. Der Vater hat ihm aber nicht nur das nötige Erbgut mitgegeben, sondern wohl auch die ersten Voraussetzungen geschaffen durch die Berufung eines Stadtschreibers und Schulmeisters: Johannes Etschlich von Sulz wird 1474 und 1484 als Stadtschreiber, 1480 als Schulmeister erwähnt, also während Heinrich Blickle Schultheiß war; einen Vorgänger scheint Etschlich hier nicht gehabt zu haben.

Von Blickles eigentlicher Tätigkeit als Schultheiß ist uns nur eine Notiz geblieben: er lieferte am 22. September 1483 Geld bei der Landschreiberei in Stuttgart ab, einen Teil des Überschusses der Ebinger Jahresrechnung; der Schultheiß war nämlich hier zugleich auch Keller d. h. Finanzverwalter. Schon zwei Monate später ist in derselben Obliegenheit der Schultheiß Dieterlin Rieber in Stuttgart. Das läßt mit großer Wahrscheinlichkeit darauf schließen, daß das Leben Heinrich Blicklins im Herbst 1483 zu Ende gegangen ist. Der Glanz der Familie scheint mit dem Tübinger Professor Konrad Plüchlin, dem Sohn des Ebinger Schultheißen, erloschen zu sein; was wir im 16. Jahrhundert an Namensträgern fassen können, trägt durchaus kleinbürgerlichen Zuschnitt. Sollte sich etwa der hochgelehrte Professor seiner ärmlichen Verwandtschaft geschämt und deshalb meist bloß den Namen Ebinger geführt haben?



Auf Burg Staufeneck bei Salach, einer Ministerialenburg unweit des Hohenstaufen, zeigt der runde Bergfried vorzüglich die Buckelquader mit den Löchern für die Hebezangen.

seien von angeborener geistiger Größe geprägt.

Die eigentlichen Reichsburgern wurden ergänzt durch zahlreiche Ministerialenburgen, die von den Staufern gefördert, wenn nicht überhaupt gebaut wurden; ich erinnere noch einmal an den Hohenrechberg und an Staufeneck, beide in der Umgebung des Hohenstaufen.

Die Ministerialen

Die Ministerialen oder Dienstmannen sind ursprünglich unfreien Standes gewesen. Schon die salischen Könige hatten sie in ihre Dienste gezogen. Etwa gleichzeitig mit dem Investiturstreit setzte der Versuch zur Territorialisierung des Reiches ein, d. h. die Könige wollten durch den Aufbau von Reichsländern den Grund zur flächenstaatlichen Entwicklung des Reiches legen. Die Reichsdienstmannen, die diesen Versuch trugen, waren also eine Art Staats- und Reichsbeamte hochmittelalterlich-deutscher Prägung. Ihren Sitz hatten sie meist auf den Reichsburgern und den Reichsdienstmannenburgen, mit denen das Land übersät war. Das Ansehen des königlichen Dienstherren, die Wichtigkeit ihrer Aufgabe, teilweise die Größe ihres Besitzes brachte ihnen sozialen Aufstieg und hohe politische Bedeutung.

Über die Ministerialität der Salier und Staufer ist vor etwa zehn Jahren ein zweibändiges Werk von Karl Bosl erschienen, in dem mit ungeheurem Fleiß alle erreichbaren Nachrichten zu dem Thema zusammengetragen sind. Auf den beigegebenen Karten sieht man, wie sich Reichs- und Hausgut und Reichsministerialen in bestimmten Gegenden besonders dicht zusammenballen, etwa um Frankfurt, Kaiserslautern, den Trifels, um Nürnberg, Eger und Altenburg in Thüringen. Im Raum des Herzogtums Schwaben ist links des Rheins eine große Zahl von Reichsburgern, Reichsstädten, Reichsdörfern, Reichs- und Stauferklöstern eingetragen, und zwar von Hagenau im Norden bis in die Kolmarer Gegend. Das rechte Rheinufer und der Schwarzwald dagegen, das Einflußgebiet der Zähringer, ist ziemlich leer. Erstaunlicherweise gilt das gleiche für das obere Donautal, die südwestliche und teilweise die mittlere Alb. Zur Erklärung erinnere ich daran, daß dieser Raum die Heimat einer Reihe von Dynastengeschlechtern war, die eine Festsetzung der Staufer zu verhindern mußten. Eine starke Verdichtung zeigt sich um den Ho-

Die Hohenstaufen und Schwaben

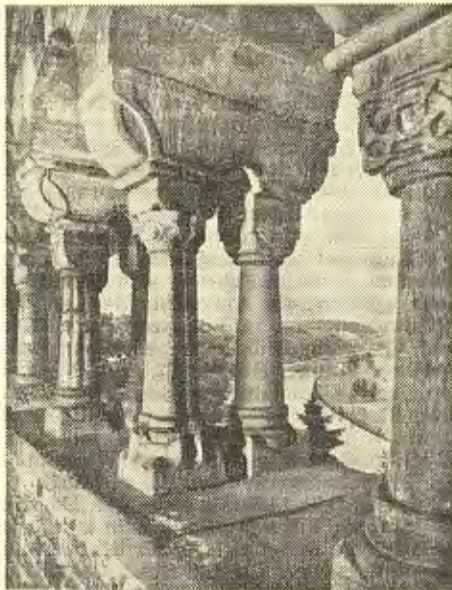
Erweiterte Fassung eines Vortrags, gehalten vor der Heimatkundl. Vereinigung in Balingen am 13. Dezember 1962 von Dr. Walter Stettner, Ebingen

Burgenbau

(Schluß)

Burgen als Herrschaftsmittelpunkte hat es schon in der Vorzeit und im frühen Mittelalter gegeben. Man wählte dazu günstiges Gelände und baute dann meist in Holz und Erde. Die schwäbischen Großen saßen in der Regel in befestigten Höfen in ihren Dörfern. Im 11. Jahrhundert setzte der Steinbau ein; als Standorte für Burgen wurden nun Höhenlagen bevorzugt, die sich ja bei uns in Hülle und Fülle anbieten. Der Zoller gehört zu jenen Burgen, die sich die freien Herren zugleich als dauernde Wohnplätze, als Festungen und als Mittelpunkte ihrer Herrschaft schufen; nach ihnen nannten sich dann auch die Geschlechter. Seit dem Investiturstreit, der Schwaben mehr als andere Landschaften in zwei Parteien zerrissen hat, verstärkte sich die Tätigkeit des Burgenbaus. So legten auch die Staufer an den Schwerpunkten ihres Besitzes Burgen und Pfalzen an, die zugleich den Rahmen für den königlichen Haushalt wie den Sitz der Krongutverwaltung abgeben sollten. Von Barbarossas Vater Friedrich dem Einäugigen erzählte man sprichwörtlich, er führe am Schwanz seines Rosses immer eine Burg mit. Eine der bedeutendsten staufischen Pfalzen ist Wimpfen am Berg, eine Schöpfung Barbarossas, mit Hofkapelle und Palast, Turnierhöfen und Gerichtsplatz, mit Wehrtürmen und Mauerring, Speichern und Ställen, Spital und Burgstadt, ein mächtiger Rahmen der kaiserlichen Hoftage. Auch die benachbarten Reichsburgern bis hinunter zum staufischen Heidelberg wurden damals verstärkt und ausgebaut, wie etwa Burg Guttenberg am Neckar gegenüber von Gundelsheim. Schildmauern und Bergfried in den wuchtigen, glattgefugten Buckelquadern sind sozusagen Leitfossilien der Bautätigkeit in der Stauferzeit, ohne daß natürlich jeder solche Bau auf die

Staufer selbst oder ihre Dienstmannen zurückzuführen wäre; mit ihnen wetteiferten ja die anderen Herrengeschlechter. Zu den massigen Buckelquadern kontrastieren oft feingliedrige Säulenstellungen wie etwa auf Hohenrechberg. Ritterspiel und Minnegesang hielten Einzug in den Burgen und Pfalzen und damit ein neues Lebensgefühl, wie schon die Zeitgenossen gespürt haben. Der Notar Rahewin in Freising rühmt an Barbarossa die Pfalzbauten, die er zur Zierde des Reiches habe ausführen lassen,



Die Kaiserpfalz Wimpfen am Berg ist das wichtigste und wohl auch schönste bauliche Denkmal, das die Staufer im Land hinterlassen haben.

henstauen von Waiblingen bis Nördlingen und dann wieder in Oberschwaben, wo es sich meist um welfisches Erbe handelt.

Als Beispiel möchte ich hier den Hohenstaufen, wo wir im Sommer 1961 standen, herausgreifen (übrigens stammen für dieses Kapitel viele Belege erst aus der spätaufischen Zeit, weil für diese die Quellen reichlicher fließen). Eine verhältnismäßig zahlreiche Dienstmannschaft scheint auf der Stammburg gesessen zu sein, an der nach Art der Kaiserpalzen verschiedene Hofämter anzutreffen sind; ihre Inhaber saßen auf den Nachbarburgen, hatten aber wahrscheinlich auf der Hauptfeste Burghut zu leisten. Die eine Familie, die dauernd oben saß, nannte sich „de Stoufen“ (es gab also neben der staufischen Herrscherfamilie die Dienstmänner von Staufen, wie es etwa neben den Grafen von Zollern-Schalksburg Ritter von Schalksburg gab; zahlreiche weitere Parallelen ließen sich anfügen). Der Dienstmann Folkmand von Staufen hat das Kloster Adelberg gegründet; Barbarossa bestimmte 1181, daß der jeweilige Herr von Staufen auch Vogt des Klosters sein sollte. Bei diesem Rechtsakt, der auf Hohenstaufen stattfand und, nebenbei bemerkt, der einzige Aufenthalt Barbarossas dort ist, von dem wir wissen, sind neben mehreren Rittern von Staufen als Zeugen noch weitere staufische Dienstmänner zugegen: Gerung von (Ober-)Urbach, Ulrich von Rechberg, Egeno und Albert von Waldhausen, Heinrich, Bernger und Albert von Lorch und Diepold von (Unter-)Schlechtbach. Andere Angehörige der Ritter von Staufen werden des öfteren in Deutschland und Italien genannt, so Albert von Staufen 1215 in Nürnberg, 1226 in Italien, 1228 in Eßlingen, 1234 in Wimpfen, Friedrich in Ulm (1215), in Rottweil (1217), in Italien (1226), Eßlingen (1228), Boppard am Rhein, Hagenau und Nürnberg (1229), Gelnhausen (1231) und Friedrich Schenk von Staufen 1221 in Capua, Bari, Brindisi, Tarent und Messina. Die Marschälle von Rechberg hatten ihr Hofamt wohl auf dem Hohenstaufen zu leisten. Der Stammvater Ulrich war 1179 bei Barbarossa, 1199/1200 auf rheinischen und pfälzischen Burgen im Gefolge König Philipps; sein Sohn Marschall Hildebrand zog 1194 mit Heinrich VI. nach Italien und weilte auch am Hof Philipps, Friedrichs II. und seines Sohnes König Heinrichs (VII.). Sein Bruder, Bischof von Augsburg, nahm an der Kaiserkrönung Ottos IV. teil und weilte oft bei Friedrich II.

Viele Dienstmänner sind in Städten anzutreffen, manche sogar in Dörfern, die wahrscheinlich kleinere Verwaltungsmittelpunkte bildeten. Sie waren dort wohl vornehmlich mit dem Eintreiben der Reichs- und Hausgutgefälle betraut.

Über die Tätigkeit der Reichsdienstmänner und über ihre mannigfaltigen Aufgaben gibt eine Verordnung König Heinrichs (VII.) vom Jahr 1234 Aufschluß, die allerdings nicht unsere Gegend betrifft: sie geht an den Schultheißen von Wimpfen, die Reichsbeamten von Nürnberg, Rothenburg, Hall, Schweinfurt u. a. Diese werden angewiesen, Überschreitungen ihrer Befugnisse zugunsten des Reichs und zum Schaden des Bischofs von Würzburg zu unterlassen. Sie hatten die Gerichtsbarkeit in etlichen Dörfern für das Reich beansprucht, in der villa Tuttenstetten einen königlichen Markt gegründet, die Münze in Schweinfurt mit Beschlag belegt, Straßen auf Reichsboden übergeleitet, so daß nicht der Bischof Zoll und Geleit auswerten konnte, die Zentgerichtsbarkeit des Herzogtums Würzburg verändert oder gestört, sendbare Leute (die also zum Bischofsgericht gehörten) in die königlichen Städte und vor die königlichen Gerichte geladen, von den bauerlichen Hintersassen des Bischofs Zinsen erhoben, den Markt im bischöflichen Windsheim unterbunden, Verpfändungen außerhalb der

Städte auf das Herzogtum zugelassen, sich die Gerichtsbarkeit und Gerichtsentscheidung über Lehen und Eigentümer angemaßt, Geistliche vor weltlichem Gericht zur Verantwortung gezogen, Steuern von den Klöstern erhoben, bischöfliche Eigenleute in den Königsstädten festgehalten und sie nach dem Grundsatz „Stadtluft macht frei“ nach Ablauf einer Zeitspanne ihrem alten Leibherren zu entfremden, Gericht und Landthing in bischöflichen Orten angesagt und das Bistum und seine Leute in ihren Immunitätsrechten, Gerichtsbarkeiten und selbständigen Rechtsgewohnheiten geschmälert. Wir können also hier einen Blick auf die vielfältigen Amtsobliegenheiten dieser wehrhaften Beamten des Reiches tun, die dem Geist der Zeit entsprechend mit dem Schwert an der Seite eine vielfältige richterliche und verwaltungsmäßige Tätigkeit ausübten und sich dabei so eifrig für die Sache des Reichs einsetzten, daß sie manchmal den Blick für die Grenzen des Rechts verloren.

Von den ursprünglich welfischen Ministerialen möchte ich nur die Herren von Waldburg — Tanne — Winterstetten erwähnen, denen es später gelang, in den Reichsfürstenstand aufzusteigen. Die Waldburger haben wohl auf Rodungsland, das ihnen die Welfen zugewiesen hatten, ihre Burg erbaut, die, wie Adolf Schahl sagt, einem Schiff auf hohen Wogen gleich weithin sichtbar über den Kämmen des Waldlandes zwischen Argen und Schussen zu schweben scheint. Heinrich von Waldburg begleitete König Philipp auf seinen vielen Zügen quer durch Deutschland bis ins Braunschweigische. Erben der Waldburger, die 1239 ausstarben, und ihres Namens wurden die Schenken von Tanne, deren namensgebende Burg bei der heutigen Bahnstation Altann unweit Wolfegg stand. Sie erhielten unter König Philipp das Schenkenamt des Schwäbischen Stammes, bewährten sich bei Verwaltungsaufgaben in Italien und hatten später eine einflussreiche Stellung in der höheren Verwaltung und im Kronrat der deutschen Könige. Nach dem Aussterben der Waldburger übertrug ihnen Friedrich II. das Truchsessnamt des Herzogtums Schwaben mit der Waldburg als Amtslehen. In einer schwierigen Lage sandte er im Jahr 1221 die Abzeichen des Kaisertums, darunter die Krone, nach Deutschland und übergab sie in die Obhut seines Dienstmannes und Truchsessens Eberhards von Tanne auf der Waldburg. Bald bekam das Geschlecht auch die Burg Winterstetten. Konrad von Winterstetten wurde Erzieher der Söhne Friedrichs II., Heinrichs und Konrads, Prokurator Schwabens und Regentschaftsrat. Der Probst Hermann des Klosters Weissenau sagt von ihm 1240, er sei reich an irdischen Erfolgen, überhäuft mit Reichtümern und Ehren und glänzend durch hervorragendes Ansehen. Er war ein wohlwollender Gönner der Minnesänger, zu denen auch sein Enkel zählte. Für die Bedeutung der Waldburger spricht noch, daß zwei ihres Hauses in der Stauferzeit Bischöfe von Konstanz waren. Die Aufspaltung des Geschlechts in die Linien Wolfegg, Zeil, Trauchburg usw. gehört erst in spätere Zeiten.

Es verdient noch einmal besonders hervorgehoben zu werden, daß die staufischen Dienstmänner nicht nur auf ihren heimischen Burgen saßen, sondern im Dienst der Kaiser überall im staufischen Machtbereich ihre Wirksamkeit entfalteten. Die beiden bedeutendsten Vertreter der staufischen Sache in Italien unter Heinrich VI. und in den Jahren nach dessen frühem Tod waren der schwäbische Edelfreie Konrad von Urslingen (oder Irslingen), dessen Stammburg bei der Schlichemklamm Sie kennen werden, der von seinem kaiserlichen Herrn zu seinem Statthalter in seinem sizilischen Reich und zum Herzog von Spoleto gemacht wurde, und der Ministeriale und Reichs-

truchseß Markward von Anweiler (in der Pfalz), den Heinrich VI. zum Markgrafen von Ancona und zum Herzog der Romagna erhob. Wenn auch Markward von Anweiler den Gipfelpunkt der Reichsministerialität bedeutet und es nach ihm langsam mit dem Ansehen der Dienstmänner abwärts ging, so zeigt doch das, was wir eben über die Ritter von Waldburg und Winterstetten berichtet haben, daß diese Männer auch noch unter Friedrich II. zu den wichtigsten Reichsaufgaben herangezogen werden konnten.

Karl Bosl bezeichnet als Hauptmerkmal des staatlichen Bemühens Barbarossas und Heinrichs VI. „die Konzentration aller Kräfte und Mittel auf engem Raum um einen festen Mittelpunkt in möglichst geschlossenem Verwaltungskörper, dessen vollendetste Form das ausschließlich von Dienstmännern geleitete Reichsland ist, daneben aber auch der Versuch, von einem Kraftzentrum zum anderen Brücken zu schlagen und so das königsfremde Zwischenland langsam aufzusaugen. Reichsdienstmännern stellen die das Gerippe der werdenden Reichsländer dar und überwachen das System der Kraftlinien über das Reich hin.“

Stadtgründungen

Im Städtebau hinkte Schwaben unter den ersten Stauern etwas hintennach: in der Zeit von Barbarossa ist kein einziger Ort des heutigen Württemberg als Stadt nachzuweisen, während die Zähringer ihren Herrschaftsbereich schon durch die Städte Freiburg und Villingen gesichert hatten. Friedrich I. und später sein Enkel Friedrich II. haben aber dann nachgeholt, was vorher versäumt worden war. Man wird nicht fehlgehen, wenn man vermutet, daß Barbarossa auf seinen Italienzügen die Bedeutung von Städten für Politik, Kriegführung und Wirtschaft erkannt hat. Städte waren große Burgen, denn sie wurden in der Regel sofort mit einer Mauer umgeben, so bildeten sie wichtige Stützpunkte zur Beherrschung der Landschaft und der Verkehrswege. Sie lieferten auch willkommene wirtschaftliche Erträge, Steuern, Hofstattzinsen, Marktgerde, Gerichtsgebühren.

Wahrscheinlich die älteste Stauerstadt war Schwäb. Gmünd. Es hat ja in diesem Sommer sein 800jähriges Stadtjubiläum gefeiert, denn im Jahr 1162 wird es schon als Stadt genannt. Gmünd gehörte zum Hausbesitz um den Hohenstaufen und wurde nun sein wirtschaftlicher Mittelpunkt. Hagenau im Elsaß verlieh Friedrich zwei Jahre später von Italien aus eine Stadtrechtsurkunde. Um dieselbe Zeit wurde Ulm, das mit Augsburg, Konstanz und Zürich zu den wichtigsten schwäbischen Verkehrsplätzen zählte, durch die Vereinigung der alten Karolingischen Pfalz mit der Marktsiedlung und dem Reichenauer Pflegehof zur Stadt. Für den Handel wurde hier eine Reichsmünzstätte eingerichtet, deren Brakteaten, einseitig geschlagene Münzen aus Silberblech, weithin umliefen. Weitere Städte scheinen erst während des Konflikts mit Heinrich dem Löwen zur Sicherung der Grenze gegen Bayern gegründet worden zu sein. So entstanden (nach Weller) die Städte Giengen a. Br., Lauingen, Donauwörth, Weißenburg an der Rezat, Aufkirchen am Hesselberg und Dinkelsbühl. Endlich im letzten Jahrzehnt von Barbarossas Regierung wurden Schw. Hall, Breisach und Überlingen zu Städten erhoben. In Hall waren die Stauer Stadtherren als Nachfolger der Grafen von Comburg. An den Salzquellen hatte sich im 12. Jahrhundert eine Art Großbetrieb entwickelt, das Salz wurde bis in weite Fernen verfrachtet. Dem Schutzheiligen der Salzquellen, St. Michael, erbauten die Bürger eine hochragende Kirche. Die Stadt erhielt eine Münzstätte für kleine Münzen, deren Erzeugnisse, die Heller, 1189 zum ersten Mal

urkundlich erwähnt, sich in einem Siegeszug ohnegleichen ganz Süd- und Mitteldeutschland erobert haben. Breisach, alter Reichsbesitz, dann dem Bischof von Basel geschenkt, wurde im Zusammenwirken von König Heinrich und dem Bischof im Jahr 1185 Stadt. Es hat eine günstige Schutzlage auf steilem Nephritfelsen am Rheinübergang. Die Rheinschiffahrt und die Straßen vom Elsaß nach Schwaben machten Breisach bald zu einer blühenden Stadt. Auch Überlingen war dank seiner Lage am Schnittpunkt mehrerer Straßen und am Ausgangspunkt der Fähre nach Konstanz trefflich geeignet für die Anlage einer Stadt.

Unter Friedrich II. erhielten zahlreiche weitere Orte Stadtcharakter: Schlettstadt und Colmar im Elsaß, Heilbronn, Eßlingen, Reutlingen, Nördlingen, Biberach, Memmingen und Kempten, Kaufbeuren und Schongau, Wangen und Ravensburg (das im 14. Jahrh. zur bedeutendsten Handelsstadt Oberdeutschlands wurde), Lindau, Buchhorn (Friedrichshafen) und Pfullendorf, Schaffhausen und Rheinfelden. Bei den Stadtgründungen mag im einzelnen manches umstritten sein, etwa die nicht unwichtige Frage, ob die Kaiser für Einzelheiten der Stadtplanung verantwortlich gemacht werden dürfen. Sicher ist, daß die Mehrzahl dieser Stauferstädte rasch aufblühten und dann zum Ansporn für den hohen Adel Schwabens wurden, es den Stauern gleichzutun, wodurch sich das Land mit einem dichten Netz von Städten überzog. Die wirtschaftliche Bedeutung der Reichsstädte erhellt aus einem Reichssteuerverzeichnis vom Jahr 1241, also aus der Spätzeit Friedrichs II., in dem allerdings alle niedersächsischen Städte und auch einige andere wie Nürnberg und Regensburg fehlen. An der Spitze steht mit einer Steuersumme von 250 Mark Silber Frankfurt a. M.; schon an 5. Stelle folgt Schw. Hall mit 180 Mark; Schw. Gmünd mit 160 Mark steht ihm nicht viel nach. Größere Summen zahlen in Schwaben noch Eßlingen (120 Mark), Lindau, Breisach, Neuenburg und Rottweil (je 100 Mark), Rothenburg und Kaufbeuren (90) und Ulm (80).

Nach dem Untergang des staufischen Hauses haben die meisten der Stauferstädte die unmittelbare Zugehörigkeit zum Reich behaupten können, zumal sich in diesem Raum keine „Großmacht“ festsetzen konnte. Heute sind die alten Reichs- und Landstädte mit ihren Toren und Türmen, den ehrwürdigen Kirchen und den spitzgiebligen Bürgerhäusern das Entzücken aller Geschichtsfreunde, und den freiheitlichen Selbstbehauptungswillen der Reichsstädter meint man gelegentlich noch heute als Sauerteig unserer demokratischen Gesellschaft zu spüren.

Damit möchte ich die Darlegungen über den Ausbau der staufischen Macht in Schwaben abschließen, so verlockend es gewesen wäre, da und dort länger zu verweilen oder auch noch weitere Punkte, wie etwa die Rechtserneuerung der Stauer, zu behandeln. (Die von Karl Weller behauptete Ansiedlung freier Bauern durch Barbarossa wird neuerdings angezweifelt). Ich möchte auch nicht eingehen auf die Einbußen der staufischen Macht durch die Thronwirren nach 1198 und durch die Gesetzgebung Friedrichs II.

Es waren mannigfaltige Beziehungen zwischen den Stauern und Schwaben, die wir aufweisen könnten. Und das alles, obwohl im Grunde in dem großen weltpolitischen Ringen Schwaben nur eine Nebenrolle spielte. Man wird sagen dürfen, daß Schwaben nicht Selbstzweck im Denken und Rechnen der staufischen Kaiser war, es hatte eher eine dienende Funktion. Das ist kein Wunder, denn dieses Schwaben steckte unter Barbarossa noch im Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft. Demgegenüber war Rom der Mittelpunkt der

westlichen Christenheit, und die oberitalienischen Städte, etwa Mailand, Genua, Pisa und Venedig, waren europäische Mächte.

Aber aus Schwaben stammten viele der wichtigsten Helfer der Stauer in ihren Kämpfen um das deutsche Reich, um Italien und Rom, aus dem staufischen Haus und dem Reichsgut die personellen und materiellen Hilfskräfte für diese Auseinandersetzungen. Diese Kräfte zu stärken, diente also auch der großen Politik. Dabei hat sich das Bild Schwabens gewandelt: es wurde mit einer Menge von Burgen übersät, die kaum zu zählen ist, mit Reichsburgern, Hochadelsburgern und Ministerialenburgern. Barbarossa begann dann mit der Gründung von Städten, die anfangs vorwiegend unter militärischen Gesichtspunkten angelegt wurden, aber bald auch zu wirtschaftlicher und kultureller Bedeutung gelangten und den Stadtbürgern oder wenigstens ihrer führenden Schicht in der Selbstverwaltung ein beträchtliches Maß an Verantwortung übertrugen.

Aber Sie alle wissen, daß das staufische Haus im großen Kampf mit dem Papst, den italienischen Kommunen, den erstarkten Mächten Westeuropas und auch mit der Opposition unter den deutschen Fürsten durch den Tod Friedrichs II. ein jähes Ende gefunden hat. Die Stauerlandschaften, die vor allem Barbarossa geschaffen hatte, gingen zum größten Teil an den deutschen Hochadel und erleichterten ihm die Territorialbildung, die im Reich selbst gescheitert war. Mit dem staufischen Haus endete auch das schwäbische Herzogtum; alle Versuche, es neu zu beleben, schlugen fehl, auch die der Habsburger, die um 1300 diesem Ziel nahe zu sein schienen.

Nutzlos vertan?

War nun aller Einsatz für die staufische Sache nutzlos vertan? Ich glaube es nicht. Die deutschen Ritter, auch etwa die welfischen Dienstmannen in Oberschwaben, haben sich rückhaltlos in den Dienst der Stauer gestellt. Hier konnte sich jeder, der das Zeug in sich verspürte, bewähren, mitwirken an der Gestaltung der großen Politik in Krieg und Verwaltung, hier konnte man Abenteuer bestehen, Ruhm, Ehre und Beute gewinnen. Und mit den Rittern zogen

die Künstler hinaus, sahen fremde Werke und setzten dann die Eindrücke in eigene Gestaltungen um. Ich erinnere Sie daran, daß die Stauerzeit die erste hohe Zeit unserer bildenden und Dichtkunst ist, daß zu ihr der Straßburger Engelspeiler und der Bamberger Reiter ebenso gehören wie Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach. Nach dem Untergang der Hohenstaufen schied nicht nur Schwaben aus der großen Politik aus, auch das ganze Reich sank in Politik und Kunst auf ein Mittelmaß oder noch tiefer ab. Kleinstaaterei prägte das Bild des deutschen Südens und Westens, und auch die Menschen in Deutschland wurden kleinlich. Schwaben wurde das klassische Land der staatlichen Zersplitterung, der kleineren und größeren Dynastienherrschaften, der Hunderte von reichsritterschaftlichen Gebieten, der Dutzende von Reichsstädten und geistlichen Herrschaften. Es wurde für lange Zeit mehr Objekt als Subjekt der großen Politik. Das ist vom Standpunkt der Machtpolitik gesehen gewiß bitter und unerfreulich. Aber die Zersplitterung wurde auch Reichtum: Wo findet sich eine ähnliche Fülle einstiger Fürstensitze mit Burgen und Schlössern, von reizvollen Reichs- und Landstädten und alten Klöstern wie im einst staufischen Schwaben?

Benützte Literatur:

- Bruno Gebhardt, Handbuch I u. II, 8. Aufl. Chr. Fr. Stälin, Württembergische Geschichte II 1847.
Karl Weller, Geschichte des schwäb. Stammes 1944.
Baden-Württemberg, Portrait einer Landschaft, 2. Aufl. 1961.
Badisches (1959) u. Württ. Städtebuch (1962).
H. W. Klewitz, Das alemannische Herzogtum 1942.
Karl Siegfried Bader, Der deutsche Südwesten 1950.
Th. Mayer, Mittelalterliche Studien 1959.
Karl Bosl, Die Reichsministerialität 1950/51.
Paul Kläui, Zähringische Politik: Alem. Jb. 1959.
H. Büttner, Stauer und Welfen ZwLG 1961.
Karl Schmid, Graf Rudolf von Pfullendorf 1954.
K. Zeumer, Reichssteuern 1898/1955.

Das Volk ohne Krankheiten

Die Hunsas, die gesündesten Menschen der Welt

Im einsamen Gebirgsland des sogenannten „Daches der Welt“, wo die hochragenden Bergketten des Pamir und des Himalajas und die Grenzen von Indien, Afghanistan, China und der Sowjetunion zusammenstoßen, entdeckte unmittelbar vor Beginn des zweiten Weltkriegs der Sprachforscher David Lorimer ein kleines, völlig abgeschiedenes lebendes, eigenartiges Volk, die Buruscho. Ihre Heimat liegt am Oberlauf des Flusses Hunsas, am äußersten Nordrand von Kaschmir. Ihre kleinen Dörfer, kaum 200 an der Zahl, liegen von der Außenwelt durch eine unerhörte wilde, nur im Sommer begehbbare Schlucht abgeschlossen, in großer Höhe, etwa 2000 Meter über dem Meeresspiegel. Rund 10000 Menschen führen hier, umgeben von den Eisriesen der Karakorumberge, von mehr als 7000 Meter hohen, von keinem Menschen erstiegenen Gipfeln, ein unsagbar hartes, noch völlig zivilisationsfernes Leben. Was immer sie essen, stammt aus ihrem eigenen kleinen Land, was immer sie besitzen, ist selbst erzeugt und angefertigt.

Abgesehen von der seltsamen Sprache und ihrem völlig isolierten Leben an den Abhängen der unzugänglichen Täler ist das Hunsas-Volk, wie man die Buruschos nennt, aber noch deswegen besonders interessant, weil es bei ihnen keine Krankheiten und keine Kranken gibt! Ein Arzt, der viele

Jahre in Kaschmir lebte und später als Leibarzt des Vizekönigs von Indien und Leiter des britischen Gesundheitsdienstes in Indien sehr bekannt wurde, hat, ganz unabhängig von dem erwähnten Sprachforscher, ebenfalls das Hunsasland und seine Bewohner, die Buruscho, entdeckt. Er hat sie zunächst, eben als Arzt, für völlig uninteressant gefunden, denn es gab in ihren Reihen keine Kranken! Erst als dieser Mediziner, Doktor McCarrison, später einmal für großangelegte Versuche zu Kontrollzwecken völlig gesunde Menschen brauchte und nichts ist schwerer zu finden auf dieser Welt als ein wirklich gesunder Mensch, erinnerte er sich der Buruscho und untersuchte sie mit besonderer Gründlichkeit. Das Ergebnis war geradezu unglaublich: man hatte hier das gesündeste Volk der Erde gefunden, ein Volk, unter dessen Männern, Frauen und Kindern es keine Kranken gibt, keinerlei chronische Krankheiten, eine enorme Widerstandskraft gegen alle Infektionen und keine Alterskrankheiten! Diese Menschen hören und sehen auch im hohen Alter noch ausgezeichnet.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingener Volksfreunds“ der „Ebingener Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Die Revolution von 1848 / von Fritz Scheerer

König Wilhelm I. (1816-1864) zählt zu den bedeutendsten Herrschern Württembergs. An der Gestaltung des modernen württembergischen Staates hat er entscheidenden Anteil. Seine fast 50jährige Regierung hat Verwaltung und Rechtspflege den Forderungen der Zeit angepaßt und hat durch die Förderung von Landwirtschaft, Handel und Gewerbe die Grundlagen für eine moderne Wirtschaft gelegt. Auf dem Wege des Vertrages kam unter ihm am 25. September 1819 eine für damalige Begriffe sehr freisinnige Verfassung zustande, die ihm den Ruf eines „konstitutionellen Musterkönigs“ einbrachte. Damals galt sie sogar als eine übertriebene liberale Verfassung und hat ihrem Schöpfer den Haß Metternichs zugezogen. Und schließlich hat seine Außenpolitik europäische Auswirkungen gehabt.

Im Lande wurde der König gefeiert und mit Jubel empfangen, als er vom Besuch seines Schwagers Kaiser Alexander von Rußland aus Warschau zurückkehrte. Uhland dichtete den Prolog zu seinem Herzog Ernst von Schwaben, in dem er den volksfreundlichen Fürsten pries. Der König war beliebt, wie sein 25jähriges Jubiläum 1841 zeigte. In festlichem Zuge brachten alle Bezirke, Körperschaften und Stände mit Festwagen und Trachten dem verehrten König ihre Huldigung dar. Die Landstände stifteten die Jubiläumssäule auf dem Schloßplatz in Stuttgart zum Gedächtnis des frohen Ereignisses.

Und doch waren von den 30er-Jahren ab alle Schichten der Bevölkerung — von den Regierenden bis zum einfachsten Bauern — von einer inneren Unruhe erfaßt.

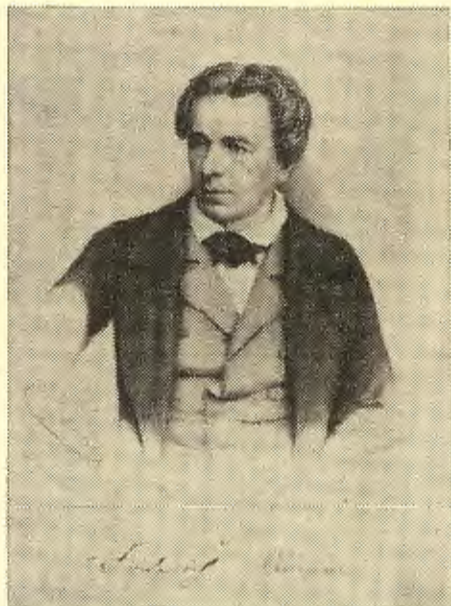
In keinem anderen deutschen Land hat in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein so reges und charakteristisches politisches Leben geherrscht. Der deutsche Liberalismus jener Jahrzehnte hat in Württemberg die Kraft der deutschen Demokratie entfacht und mit ihr den Gedanken der inneren und äußeren Selbstbestimmung eines großen Volkes, das fähig und gewillt war, seine mißhandelte Geschichte in die Hand zu nehmen. Das württembergische Volk stand zur Sache der Nationalversammlung und hielt es für selbstverständlich, daß die Dynastie ihre Opfer bringe, wo es das Wohl des Ganzen forderte. Es lag ein Wetterleuchten eines kommenden Gewitters, eines kommenden Umsturzes in der Luft. Die Revolution, die in Frankreich am 22. Februar 1848 ausbrach, konnte auch Württemberg nicht unberührt lassen. Es kam zwar in unserem Lande, im Gegensatz zu Hohenzollern und Baden, nicht zu einer förmlichen Revolution, aber König Wilhelm wurde gezwungen, in verschiedenen Punkten den Forderungen seines Volkes nachzugeben.

Vorgeschichte der Revolution

Schon in den Wirren von 1797-1799 wurde verschiedenen Mitgliedern des landschaftlichen Ausschusses der Vorwurf staatsgefährlicher Verschwörung gemacht: Die Abgeordneten Baz, Hochacker, Steeb, Hauff und Gerst von Balingen hätten eine ale-

mannische Republik nach helvetischem Muster erstrebt. Wegen angeblicher Beteiligung an einer revolutionären Verschwörung wurde daher Gerst neben anderen Verdächtigen auf Veranlassung Herzog Friedrichs auf dem Hohenasperg gefangen gesetzt. Der Landschaftsausschuß forderte vergeblich die Freilassung und eine Untersuchung auf gesetzlichem Wege. Der Kaiser gab aber der Klage des Herzogs recht und ermächtigte diesen zur Neuwahl des Landschaftsausschusses und einen neuen Landtag zu halten.

Die altwürttembergische Verfassung wurde 1805 aufgehoben. Friedrich begrüßte mit Freuden die Umstände, die durch die neu hinzugekommenen bedeutenden Landesteile entstanden waren. Als er sich aber dann für



Staatsrat Friedrich Roemer (1794-1864).

das Einkammersystem entschied, in dem er Adel und Volk zusammenfassen wollte, löste das im ganzen Lande eine stürmische Erregung aus. Man wollte die altwürttembergische Verfassung mit gewissen Änderungen, das „gute, alte Recht“. Immer wieder führte dies zu lebhaften Auseinandersetzungen. Erst König Wilhelm gelang es, das Reformwerk durch eine Verfassung zu krönen, deren unverkennbare Züge einen Kompromiß zwischen altständischen Elementen der Herzogszeit und konstitutionellen Lehren des 19. Jahrhunderts darstellten.

Neu für Württemberg war das Zweikammersystem. Die erste Kammer bestand aus den Prinzen des königlichen Hauses, aus den Standesherrn sowie aus den vom König erblich oder auf Lebenszeit ernannten Mitgliedern, die zweite Kammer aus 70 gewählten Abgeordneten der sieben „guten“ Städte und der 63 Oberämter sowie aus 23 sogenannten Privilegierten. Mit Begeiste-

rung wurde diese Verfassung vom Volk gefeiert.

Zunächst folgte den Verfassungskämpfen ein Jahrzehnt stiller parlamentarischer Arbeit. Kernstück der Beratungen des Parlaments war immer der Staatshaushalt. Die auf Veranlassung des Bundestages einsetzende Reaktion machte sich in Württemberg zuerst gegenüber der Presse bemerkbar. Heinrich Heine wurde über die Grenze abgeschoben. Die französische Revolution vom Juli 1830 ließ im Lande eine nicht unbedeutende Erregung zurück. Die Unzufriedenheit richtete sich vor allem gegen bürokratische Beamte und verlangte entschiedenes Auftreten des Landtages gegen alle Beschränkungen der Freiheit. Die Wahlen zum Landtag des Jahres 1831 brachten der liberalen Opposition die Mehrheit. Die einstigen Landtagshäupter Ludwig Uhland und Albert Schott hatten sich wieder zur Wahl gestellt. Unter den Neugewählten war auch der Stuttgarter Kriegsrat Friedrich Roemer (s. unten).

Nach diesem besorgniserregenden Wahlergebnis verbot der König alle Vereine zur Beratung landständischer Angelegenheiten und die Berufung des neugewählten Landtags, nach dem Hambacher Fest am 27. Mai 1832 fast alle politischen Versammlungen. Die Erbitterung unter den Liberalen stieg. Der neuernannte Innenminister Schlayer, ein überzeugter Anhänger eines Obrigkeitsstaates gemäßiger liberaler Färbung und Gegner jeder Machterweiterung des Parlaments, sollte den Landtag bändigen, der endlich am 15. Januar 1833 zusammentreten konnte. Schott forderte in leidenschaftlichen Reden die Befreiung der Presse aus den rechtswidrigen Fesseln der Karlsbader Beschlüsse, Roemer verlangte die Aufhebung des Verbots politischer Versammlungen und Paul Pfizer bestritt die Rechtskraft der Frankfurter Juniordonanzen. Der König löste daraufhin den Landtag am 22. März auf. Die Liberalen waren damit zunächst gescheitert.

Bei der folgenden Neuwahl waren die Liberalen kaum geschwächt, ihre Führer kehrten wieder. Den Beamten unter ihnen wurde aber der erforderliche Urlaub verweigert. Uhland und Roemer legten daraufhin ihre Staatsämter nieder. Der Ton der Opposition war trotz alledem von unverminderter Schärfe. Abermals forderte Schott Pressefreiheit, Pfizer die Sicherung der Landesverfassung gegen Bundeseingriffe. Roemer die Zulassung der verbotenen Vereine. Als nach der revolutionären Ludwigsburger Verschwörung des Oberleutnants Koseritz, die die Gründung einer deutschen Republik anstrebte, eine Verhaftungswelle einsetzte, war es Roemer, der für die verfassungsmäßige Freiheit der Person eintrat „gegenüber der geheimen Junta, die über die unabhängigen Gerichte einen gefährlichen Einfluß ausübe“. Jedoch alle Anträge waren ohne Erfolg. Die Häupter der Opposition waren ausgeschaltet, sie konnten nur glänzende Reden halten, Rechtsverwahrungen einlegen gegen Verfassungsverletzungen. Sie kamen aber auch zu einem trotzigem Nein gegen fortschrittliche, dem Lande nützlichen Regierungsvorlagen wie dem Deutschen Zollverein.

Bei den Wahlen 1838 kandidierten Uhland, Pfizer, Schott und Roemer nicht; erst bei den Neuwahlen 1845 stellten sich die Liberalen wieder zur Verfügung. Zu ihnen gehörte auch Robert Mohl, der berühmte Staatsrechtslehrer, der in Balingen ohne Erfolg auftrat. Er hatte in einem Brief an einen Wähler die bürokratische Landesverwaltung scharf getadelt. Die Veröffentlichung dieses Briefes brachte ihm eine Strafversetzung an die Ulmer Kreisregierung. Er trat aber aus dem Staatsdienst aus und ging nach Heidelberg. Für den Balingen-Bezirk wurde Johann Jakob Ruof, Verwaltungsaktuar und Ratschreiber in Balingen gewählt, der dann in mehreren Landtagsperioden der Landesversammlung angehörte.

Immer wieder wandte sich die Opposition, vor allem Roemer, mit aller Schärfe gegen die hohen Strafen für politische Vergehen, gegen die Todesstrafe, die Beibehaltung der Prügelstrafe, die dehnbaren Bestimmungen über die Strafdauer, die Beschränkung der Pressefreiheit. Schon seit dem „vergeblichen Landtag“ des Jahres 1833 wurde die oppositionelle Presse geknebelt. Alles, was irgendwie das Volk aufregen konnte, wurde unterdrückt. Als im Herbst 1846 sich die Getreideernte als ungünstig erwies und die Kartoffeln zu faulen begannen, durfte darüber nur in gemäßigten Ausdrücken berichtet werden, „da sonst nicht nur die Preise für Feldfrüchte auf eine ungebührliche Höhe gesteigert, sondern auch Unruhe und Spannung unter dem Volk verbreitet würde“.

Das Jahr 1847 brachte durch eine Kartoffelkrankheit Teuerung und Hungersnot, wie man sie seit dem Hungerjahr 1817 nicht mehr erlebt hatte. Das Land wurde unruhig und ein empfänglicher Boden für die Werbearbeit der politischen Opposition. In Stuttgart und Ulm gab es die „Hungerkrawalle“. Das ausgerückte Militär bewarfen die Stuttgarter mit Steinen, und als der König persönlich beschwichtigen wollte, wurde er gefährlich bedroht. Als die Soldaten in die Luft schossen, traf eine verirrte Kugel einen Neugierigen tödlich. Die Regierung suchte zwar die Not zu lindern (Suppenanstalten usw.). Gegen die mißliebige Opposition ging nun der König scharf vor, obwohl sie die Krawalle verurteilte.

Spannungsgeladene Unzufriedenheit legte sich über das Land. Die Aufregung glomm weiter. Bei einer Stuttgarter Wählerversammlung am 17. Januar 1848 forderte man Presse-, Versammlungs-, Vereins- und Gewissensfreiheit, Volksbewaffnung, Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, Ausdehnung des aktiven Wahlrechts, Ablösung der Zehnten und restlichen Grundlasten und Anschluß aller deutschen Staaten an den Zollverein. Im Landtag am 22. Januar 1848 tadelte Roemer die Anwendung der Schußwaffen durch das Militär. Die Mehrheit des Landtags jedoch versagte sich trotz allen Anzeichen eines sozialen Umsturzes seinen Anträgen.

Die Revolution

Durch die Nachricht von der Pariser Februarrevolution, in der das Königtum gestürzt und die zweite Republik ausgerufen wurde, ging eine Welle der Erregung durch die deutschen Lande. Man erwartete Krieg mit Frankreich. Die Regierung sah sich veranlaßt, in der Zensurfrage nachzugeben und das freisinnige Pressegesetz von 1817 wieder einzuführen. Schwurgerichte wurden in Aussicht gestellt. An Stelle eines „Zweistundenministeriums“ Linder-Varnbüler trat ein Kabinett aus Mitgliedern der bisherigen Opposition, das erste parlamentarische Ministerium Württembergs, das sog. „Märzministerium“. Der führende Kopf in dieser Regierung wurde Friedrich Roemer. Innerhalb 14 Tagen erledigte der Landtag Gesetze über die Errichtung von Bürgerwehren, über Versammlungsfreiheit, Beseiti-

gung der grundherrlichen Lasten. Das Heer wurde auf die Verfassung vereidigt. Um das Volk im Sinne der neuen Regierung zur Mitwirkung heranzuziehen, wurden Vaterlandsvereine gegründet.

Am 28. März löste das Märzministerium den Landtag auf, da angesichts der politischen Umwälzungen Neuwahlen für nötig gehalten wurden. Durch die angeführten Maßnahmen gelang es, in Württemberg die Revolution in erträglichen Grenzen zu halten. In Stuttgart wurde dem König in stürmischem Aufzug Dank gesagt.

Nicht verschwunden war die Furcht vor einem Einfall der Franzosen. Am 20. März hatte die württ. Regierung „aus guter Quelle“ Mitteilung, daß etwa 6000 Mann im Anmarsch seien. Die unsinnigsten Nachrichten verbreiteten reitende „Eilboten“; Kostbarkeiten wurden vergraben, Frauen und Kinder geflüchtet, oft nur mit Sensen, Dreschlegeln, Gabeln und Prügeln versehene Scharen zogen dem „Feind“ entgegen. Zwei Tage dauerte die Aufregung, besonders der Franzosenfeiertag (25. März) sah allgemeine Kopflosigkeit. Da sich aber der Feind nirgends zeigte, legte sich der Lärm.

Die Landtagswahlen im Mai ergaben erneut eine Niederlage des vormärzlichen Systems. Der Landtag wurde aber erst im September einberufen. Die Abgeordneten erschienen nun nicht mehr in den vorgeschriebenen Seidenmänteln, sondern im bürgerlichen Frack oder schwarzen Rock, ein Reutlinger sogar im grünen Jagdanzug. Die wegen Festungsstrafen ausgeschlossener Abgeordneter bekamen Zutritt. Neben dem Haushalt wurden die Aufhebung der Konzessionspflicht für Zeitungen (1. Oktober 1848 die Geburtsstunde des „Balingen Volksfreund“), die Abschaffung der Stellvertretung und Prügelstrafe beim Militär, die Ausdehnung der Kriegsdienstpflicht auf die Standesherrn usw. verabschiedet. Im Sommer 1849 wurde eine Gemeindeverfassung beschlossen: Geheime Wahl, öffentliche Verhandlungen, Abschaffung der Lebenslänglichkeit der Gemeinderatsmitglieder. Die Aufhebung der standesherrlichen Gerichtsbarkeit und Polizeiverwaltung bedeuteten eine soziale Umwälzung sondergleichen.

Am 1. August 1849 ergaben die Wahlen zur verfassunggebenden Landesversammlung eine Zweidrittelmehrheit für die neugegründete, dem Märzministerium feindliche demokratische Volkspartei, denn die frühere Opposition hatte sich gespalten. Roemer bot seinen Grundsätzen parlamentarischer Regierungsbildung entsprechend, den Rücktritt an, der aber vom König nicht angenommen wurde. Erst am 28. Oktober wurde das Märzministerium durch das bürokratische „Oktoberministerium“ unter Führung des vormärzlichen Schlayer ersetzt. Die Reaktion war wieder im Kommen. Zwar hielt die Regierung an den Grundrechten fest, aber nicht mehr an der Frankfurter Reichsverfassung.

Roemer wurde im Landtag von der übermächtigen Linken bekämpft, die bei der Wahl am 1. Juli 1850 75 Prozent der Sitze erringen konnte. Es kam wieder zwischen Regierung und Parlament zum Bruch wegen der deutschen Frage. Der König begann mit Notverordnungen nach § 89 der Verfassung zu regieren. Planmäßig erfolgte der Abbau der „Märzerrungenschaften“ durch die triumphierenden alten Gewalten, politische Prozesse standen auf der Tagesordnung der Gerichte. Es blieben aber die Schwurgerichte, die Entlastung des Bauernstandes von den Feudallasten, die 1848 entstandenen modernen Formen parteipolitischen Lebens und die Revolutionsfurcht der Regierungen. Die Demokraten und die liberale Mittelpartei Roemers schlossen sich zu gemeinsamer Abwehr der Reaktion zusammen. Von der zweiten Kammer wurde Roemer zu ihrem Präsidenten gewählt, der diesen Posten bis 1863 bekleidete. Mit dem Regierungsantritt

König Karls kam dann die Verfassungsfrage wieder in Fluß. Das Verfassungs- und Wahlgesetz vom 21. März 1868 führte das allgemeine gleiche, unmittelbare und geheime Wahlrecht für die 70 Volksvertreter ein, die erste tiefgreifende Änderung an dem Werke von 1819.

„Die Revolutionsjahre waren von bleibender Bedeutung für die Klärung der politischen Anschauungen und die Ausbreitung des politischen Interesses in breiteren Schichten“ (Grube). Der deutsche Liberalismus jener Jahrzehnte hat die Kräfte der deutschen Demokratie entfesselt und mit ihr den Gedanken der inneren und äußeren Selbstbestimmung eines Volkes (s. oben). In der frischen Leidenschaftlichkeit eines politisch gewordenen Volkes lag die reifste Frucht. Württemberg ist in den Stürmen der 48er-Zeit erhalten geblieben und zur Sache der Nationalversammlung gestanden. Seine Demokratie hat die Idee des neuen Deutschland getragen, so daß aus den Staaten das Reich werden konnte.

Abgeordnete unseres Bezirks in den verschiedenen Landtagen waren:

- Hartmann, Johann Georg, Stadtrat und Handelsmann in Balingen, 1815—1824.
 Wehrle, Wilhelm Friedrich, prov. Stadtschreiber, Gerichtsnotar seit 1826, 1826 bis 1830.
 Dr. Menzel, Wolfgang, Schriftsteller in Stuttgart, 1833—1838.
 Wohnhaas, Johann Jakob, Ratschreiber und Verwaltungsaktuar in Balingen 1839 bis 1843.
 Ruof, Johann Jakob, Verwaltungsaktuar und Ratschreiber in Balingen, 1845—1849 und in der I., II. und III. Landesversammlung 1849 und 1850, Landtag 1851 bis 1855 (besonders für die Eisenbahn eingetreten).
 Sigel, Christian, Rechtskonsulent in Balingen, 1856—1861.
 Landenberger, Johann Martin, Manchesterfabrikant in Ebingen, 1862—1868.

Friedrich Roemer (1794—1864)

Eine der markantesten Gestalten der liberalen Bewegung in Württemberg war der spätere Staatsrat Friedrich Roemer, der, wie sein Verhalten 1848/49 zeigte, zweifellos staatsmännisches Geschick besaß. Er entstammte einer altwürttembergischen Familie, deren Angehörige meist Beamte und Geistliche waren. Am 4. Juni 1794 wurde er als einziger Sohn des Pfarrers Eberhard Günther Roemer in Erkenbrechtsweiler Kreis Nürtingen geboren. 1799 zog die Familie nach Aichelberg im Schurwald. Nach dem Besuch der Lateinschule trat er in das Seminar Denkendorf ein und kam 1810 in das Seminar Maulbronn und von da 1812 in das Tübinger Stift, wo er sich dem Studium der Theologie widmen sollte. Schon im Seminar fielen den Mitschülern seine ungemene Willenskraft und ein starkes Rechtsgefühl auf, das ihm den Namen Cato eintrug. 1813 wurde er von seinem Oheim am Ausmarsch zum Feldzug gegen Frankreich verhindert, zu dem er sich als Freiwilliger gemeldet hatte. Das Theologiestudium vertauschte er mit der Jurisprudenz. 1822 heiratete er die Tochter des württ. Generals von Miller. Seine Gattin starb aber früh. Die zweite Ehe, die er 1829 mit der Tochter des bekannten freisinnigen Abgeordneten Albert Schott einging, blieb nicht ohne Einwirkung auf seine politische Entwicklung. Bereits 1831 war er Kriegsrat geworden, und der König hatte an einem seiner Rechtsurteile besonders Gefallen gefunden.

Sein Vater ließ sich 1831 pensionieren und zog zu der ältesten Tochter Luise Eberhardine nach Balingen, die mit dem Oberamtsarzt Ernst Arnold verheiratet war. Hier erlebte er noch, wie sein Sohn Friedrich im Sommer 1832 den Aufruf freigesinnter Abgeordneter (Schott, Uhland, Pfizer usw.) aus

Bad Boll mitunterzeichnete. 1833 wurde er für den Geislinger Bezirk in den Landtag gewählt.

Wie mehrere der besten Männer Württembergs trieb ihn die Entwicklung über den Scheinkonstitutionalismus der Regierung in die Opposition. Wegen eines etwas laut geführten Privatgesprächs bei einer Sitzung, die Verfassung sei nur eine Hundskomödie, stellte ihn der König zur Rede; doch Roemer stand zu seiner Äußerung. Als ihm nach Auflösung des „Vergeblichen Landtags“ der Urlaub verwehrt wurde, nahm er, obwohl Vater von sechs Kindern und ohne größeres Vermögen, mit nur zehn Worten seinen Abschied aus dem Staatsdienst und erhielt ihn in Ausdrücken höchster Ungnade. Er ließ sich in Stuttgart als Rechtsanwalt nieder und blieb bis 1838 als geschätzter Redner Mitglied der zweiten Kammer. Im linksliberalen „Beobachter“ und im rechtsliberalen „Merkur“ schrieb er Artikel, besonders gegen den ihm zu weit gehenden Entwurf eines Strafgesetzbuches. Nach sechs-jähriger Pause trat er 1845 wieder im Landtag auf und protestierte mit seinen Freunden gegen die überstrenge Handhabung der Zensur und wurde bald zum Führer der Opposition.

Zu den Erinnerungsstücken aus der Landesgeschichte, die im Erdgeschoß des heutigen Landtagsgebäudes in Stuttgart in vier Vitrinen zusammengetragen sind, gehört ein silberner Ehrenkranz, der von dem Widerhall Roemers Kammerreden zeugt. Unentwegt kämpfte er für die Pressefreiheit, das „umfassendste und wirksamste geistige Gut“; er drohte sogar mit einer Verfassungsklage beim Staatsgerichtshof. Das freisinnige Bürgertum nahm nach zehnjähriger Gleichgültigkeit wieder an landständischen Dingen Anteil. Schon am Ende des Landtags überreichten ihm die Backnanger Bürger einen silbernen Pokal, mit großen Ehren empfangen ihn im Oktober 1845 seine Geislinger Wähler. Im ganzen Lande veranstaltete man auf Anregung der Kirchheimer eine Sammlung, aus deren Ertrag der silberne Bürgerkranz für den unerschrockenen Oppositionsführer gefertigt wurde. Bei einer großen Stuttgarter Versammlung, bei der fast alle liberalen Abgeordneten anwesend waren, empfing der Gefeierte im Februar 1847 die Ehrengabe. Der Dichter und Uhlandfreund Karl Mayer hielt die Festrede.

Der gewichtige Kranz, dessen innerer Durchmesser einem kräftigen Männerkopf angemessen ist, besteht aus einem festen Gewinde massiv-silbernen Eichenlaubs. Die Stirnseite krönt ein Medaillon aus Gold- und Email-Arbeit mit eingelekten Brillanten. Ein beschriftetes silbernes Band umschlingt den Kranz und endet in einer bewegten Schleife: „Dem Volksabgeordneten Fr. Roemer seine dankbaren Mitbürger 1847“. Die Aufschrift auf dem Band lautet: „Dem Mute, der nicht zittert vor Gewalt — der Gerechtigkeit, die gleich wägt Freund und Feind — der Treue, die nicht wankt im Unglück“. Vier golden getriebene allegorische Figuren stellen die Tugenden „Gerecht“, „Weise“, „Stark“ und „Beharrlich“ dar.

Der Urenkel des verdienten Mannes, unser Landrat Friedrich Roemer stellte den in einem Etui aus geprägtem Schweinsleder aufbewahrten Ehrenkranz seines Urgroßvaters leihweise zur Verfügung, damit die Württ. Metallwarenfabrik eine bis ins Detail getreue Nachbildung herstellen konnte, die nun als würdiges Schmuckstück in der Eingangshalle des Landtagsgebäudes ihren Platz gefunden hat.

Den Umwälzungen von 1848 Rechnung tragend, berief der König Roemer am 9. März 1848 in das Ministerium. Von Anfang an war er die Seele dieses sogenannten Märzministeriums. In der Frankfurter Nationalversammlung gehörte Roemer dem Verfassungsausschuß an. In den Grundrech-

ten war er so liberal als möglich, in der Verfassungsfrage auf Erhaltung der staatlichen Hoheit der Einzelstaaten bedacht. „Ich für meine Person werde von diesem Minister-sitze aus dieselben Grundsätze verteidigen, die ich von jener Bank aus als Abgeordneter verfochten und verteidigt habe, und wenn es unmöglich sein sollte, diesem Vorsatze nachzukommen, so werde ich wissen, was ich zu tun habe“. Als er als „Staatsrat von Roemer“ angesprochen wurde, verbat er sich diese mit der Verleihung des Personenadels verbundene Anrede. Uhland sagt von ihm: „Roemer ist ein Charakter, lauter wie Gold und edel wie Stahl; ich weiß nicht, ob seine Nachfolger von edlerem Metall sein werden“. In Bezug auf seinen Charakter war er ein echter Schwabe: unbeugsam, bis zur Starrheit, bedächtig, wenn es galt, schwerwiegende Entschlüsse zu fassen. Seine Schlagfertigkeit machte ihn zum gefürchteten Gegner in der Debatte. Neben Uhland war er einer der volkstümlichsten Männer des Landes.

Am 28. Oktober 1849 wurde das Märzministerium vom König entlassen und durch ein Beamtenministerium ersetzt. Roemer nahm seine Rechtsanwaltspraxis wieder auf. Im ordentlichen Landtag wurde er 1851 zum Präsidenten der zweiten Kammer gewählt. Er blieb es, bis ihn der Ausbruch einer Krankheit 1863 nötigte, sich vom politischen Leben zurückzuziehen. Als Präsident verstand er es meisterhaft, über den Parteien neutral zu stehen und auszugleichen. Nach dem Ausscheiden wurde dem Staatsrat v. Roemer eine Pension von 3000 Gulden gewährt. Am 4. März 1864 starb er nach zweijähriger Krankheit. Auf dem Hoppenlauffriedhof schmückt ein schwerer unbehaener Granitblock mit der bloßen Namensinschrift, schlicht und einfach, wie es seinem Wesen entsprach, sein Grab. Sein Freund Notter schilderte ihn als den „kräftigsten und populärsten unter den in der Revolution von 1848 in Württemberg hervortretenden Kapazitäten“.

Für Württemberg waren die stürmischen Zeiten vorüber. Daß die Revolution 1848/49 dem Land nicht größere Opfer kostete, ist zweifellos dem Märzministerium Roemer und zwar seiner führenden Persönlichkeit zu danken, die mit Entschlossenheit, Mut und Einsicht das Staatsschiff durch alle Klippen hindurchgeleitet hat.

Reichsverfassung und deutsche Frage

Das württembergische Volk hat mit einer Einheitlichkeit kaum wie ein anderes deutsches Land zur Sache der Nationalversammlung gestanden. Die deutsche Frage wurde von einzelnen Männern ohne amtlichen Auftrag vorberaten. Aus Württemberg war es Friedrich Roemer, der auf dem Heidelberger Tag am 5. März 1848 die Wahl einer deutschen Nationalvertretung befürwortete. Er gehörte zu dem Siebener-Ausschuß, der ein Vorparlament einberief. Am Tag vor der Eröffnung des Vorparlaments ordnete der Bundestag die Wahl einer verfassungsgebenden Nationalversammlung an. Württemberg hatte 28 Abgeordnete zu wählen. Das Land entsandte die besten Männer, voran die Märzminister Roemer und Pfizer, dazu Ludwig Uhland, Albert Schott, Gustav Rümelin, Fr. Th. Vischer usw., aus Balingen Murschel, als einzigen Handwerker den Schlossermeister Ferdinand Nägele aus Murrhardt. Die Mehrzahl der Württemberger hielt sich in Frankfurt zur Linken.

Die Erfolge der Revolution bewogen den König, seine Zustimmung zu einem erblichen Reichsoberhaupt zu geben. Roemer verlegte jetzt den Schwerpunkt seiner Arbeit nach Frankfurt. Er suchte die Reichsverfassung zu fördern. Mit König Wilhelm wechselte er in wichtigen Fragen Briefe. Gemeinsam lehnten sie die Ansprüche Preußens ab. Der König war für eine Triaslösung, ein

Direktorium von drei Bundesfürsten: Österreich, Preußen und ein abwechselnd gewählter Bundesfürst.

Während die Reichsverfassung auf immer größeren Widerstand stieß, kam über die Grundrechte des deutschen Volkes in der Paulskirche eine Fassung zustande, die als Reichsgesetz veröffentlicht wurde. Die württembergische Regierung anerkannte sie. Einen Erbkaiser hielt Roemer für verfehlt, denselben Standpunkt vertrat auch der König. Nur widerwillig stimmte daher der König unter starkem Druck des Ministeriums der Verfassung zu. Es kam am 28. März 1849 zur ersten Kraftprobe zwischen Landtag und Krone. Der König mußte auf Drängen Roemers zustimmen. Das Landesparlament siegte über die Krone. Als einziger deutscher Fürst hatte König Wilhelm die Verfassung angenommen, weil er nur so dem Ausbruch einer Volkserhebung vorbeugen zu können.

Die Ablehnung der Kaiserkrone im April 1849 durch Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ließ die revolutionäre Gefahr aufs neue wachsen. Roemer glaubte, durch die Vereidigung des Heeres auf die Reichsverfassung das Land zu beschwichtigen und bestand auf der Verfassung. Ein Bruch mit dem König schien unvermeidlich. Der König war entschlossen, das Land zu verlassen, da er den Truppen nicht trauen könne. Die ganze Verantwortung wollte er in die Hände der Minister legen. Da Roemer mit dem Rücktritt drohte, entschloß sich der König, noch acht Tage abzuwarten, und diese Tage brachten eine entscheidende Wendung.

Das deutsche Parlament zu Frankfurt zerfiel, eine Verlegung nach Stuttgart wurde mit 71 gegen 64 Stimmen beschlossen. Die Aufnahme dieses Rumpfparlaments in Stuttgart war aber ziemlich kühl. In weitesten Kreisen sah man den Schein einer der Entladung nahen Wetterwolke. Aber Roemer erkannte, daß die offene Revolution, die in Baden und in der Pfalz ausgebrochen war, zum Scheitern verurteilt war.

Im Landtagsgebäude eröffnete der Vizepräsident Löwe die 231. Sitzung der Nationalversammlung. Der Namensaufruf ergab 104 Abgeordnete, darunter 21 Württemberger; drei davon waren in den letzten Monaten neu hinzugetreten. Zu diesen gehörte auch der Rechtskonsulent Dr. Joh. Friedr. Nagel aus Balingen, der seit 6. Februar der gemäßigten Linken der Nationalversammlung angehörte und an Stelle von Murschel getreten war. Am 24. Juli 1810 war er zu Mergentheim geboren. Nachdem seine Eltern über Eßlingen nach Balingen gezogen waren, besuchte er die Balingen Lateinschule und studierte Jura in Tübingen. Bis einige Jahre vor seinem Tod lebte er als Rechtsanwalt in Balingen, dann zog er zu seinem Schwiegersohn nach Rottweil, wo er am 24. November 1884 gestorben ist.

Die Versammlung wählte eine provisorische Regierung. Unter anderen enthielt sich aber Roemer der Stimme. Dem König schien das ganze Rumpfparlament eine aufrührerische Versammlung. Roemer trat aus diesem Parlament aus. Der Versammlung, die in das Reithaus umgezogen war und die Absetzung des Generals Miller verlangte und dazu die Gefahr der Besetzung Württembergs durch preußische Truppen wie in Baden bestand, versetzte Roemer den Gnadenstoß: er mußte dieses Parlament als eine verlorene Sache betrachten. Als der Zug der Abgeordneten mit Löwe, Uhland und Schott an der Spitze sich zum Reithaus bewegte, wurde er durch Militär zur Umkehr gezwungen. Die Reichsregenten reisten über Tübingen in Richtung Freiburg ab und wollten sich in Karlsruhe treffen. Von den württembergischen Abgeordneten hatten sich Nagel aus Balingen und Fetzer aus Stuttgart nach Karlsruhe auf den Weg gemacht. Die Sitzung in Karlsruhe wurde aber abge-

sagt, da Karlsruhe unmittelbar vor der Besetzung durch die Preußen stand. Bei ihrer Rückkehr nach Stuttgart reichten Nagel und Fetzer ihre Rechnungen für Diäten und Reisekosten ein und erhielten sie mit Wissen des Königs bewilligt, denn die Nationalversammlung war durch die württembergische Regierung nicht aufgelöst, sondern nur ihre weitere Tagung im Land als Störung der inneren Ordnung verhindert. Die württembergischen Abgeordneten wurden auch nicht, wie die so viel anderer Staaten, aus der Versammlung abberufen und wegen ihrer Teilnahme zur Verantwortung gezogen.

Von seinen Freunden bekam Roemer für seine Haltung gegenüber dem Rumpfparlament sowohl Anerkennung wie Feindschaft. Schoder erhob Anklage gegen das Ministerium Roemer wegen Verfassungsverstoß. Doch vor der Kammer und den Gerichten erhielt es recht. Recht hat es auch vor der Geschichte behalten. Zwar ist Roemer persönlich damals als Verräter an Deutschlands Freiheit verschrien worden. Sein eigener Schwager Sigmund Schott, der bekannte Führer der Demokraten, hat ihn sogar zum Zweikampf herausgefordert. Nicht verzichtet hat Roemer auf die Reichsverfassung, hat aber die Augen nicht dagegen verschlossen, daß sie zur Zeit, wenigstens auf friedlichem Weg, der ihm allein begangbar schien, nicht verwirklicht werden konnte.

Die Erhebung des Jahres 1848 hat erreicht, daß zum erstenmal eine deutsche Volksvertretung über eine Reichsverfassung beraten durfte. „Württemberg ist das einzige größere deutsche Land gewesen, das mit Hingabe und Besonnenheit alles, was es konnte, getan hat, um die Reichsverfassung und die damit so heiß ersehnte Einheit damals durchzusetzen, es hat sogar dem König weitgehendes Nachgeben abgerungen“ (Schneider). In keinem anderen deutschen Land hat ein so reges politisches Leben geherrscht, ideenreich bei aller Kleinheit und Kleinlichkeit der Gegenstände und bei aller ideologischer Begeisterungsfähigkeit nüchtern, klug, beständig.

Roemer hat freilich seine Gedanken über die deutsche Frage wenig in die Öffentlichkeit getragen; er war nicht so mitteilungsbedürftig wie so mancher andere. Er war in den Abwandlungen der deutschen Frage auch an den König gebunden, der seine Pläne öfters wechselte. Überhaupt gingen die Ansichten der Liberalen Württembergs in der deutschen Frage auseinander, wenn auch die Mehrheit großdeutsch gesonnen war.

Das Land in seiner Lage im deutschen Südwesten, nahe dem französischen Ausfallort Straßburg, hatte ein elementares Interesse an der Stärke und Eintracht eines deutsch-österreichischen Mitteleuropas. Ernste Zwietracht zwischen Österreich und Preußen setzte den deutschen Südwesten der Gefahr aus, Kriegsschauplatz zu werden, sobald Frankreich sich einmischte. Durch Bismarcks Staatskunst und das preußische Heer wurde dann die deutsche Frage in rein preußischem Sinn gelöst. Sie hätte auch in ganz anderem, in fremdem Sinn gelöst werden können. Auch das ist dem Geschlecht von 1848 vor die Seele getreten. Während der Stürme von 1848 sah es nicht so aus, als ob Deutschlands Schicksal eine Frage zwischen den zwei Großmächten sei, denn eine Zeitlang schien das Fortbestehen Österreichs und Preußens als geschlossene Mächte in Frage gestellt. Auf jeden Fall mußten sich die Deutschen mit der zentralen Frage ihres Vaterlandes zum erstenmal gründlich auseinandersetzen, und dies auf einer Stufe, wo sie noch sehr Anfänger waren. Sie taten es aber mit jugendlicher Frische.

Die Revolution in unserer engeren Heimat

Auch in unserer Heimat schlug die Revolution ihre Wellen, jedoch nicht so hoch wie im benachbarten Hechingen, wo schon am 11. März 1848 große Demonstrationen unter Zuzug einer Menge Leute aus den benachbarten Landgemeinden Owingen, Bisingen und Grosselfingen stattfanden und den Fürsten Friedrich Wilhelm Constantin mit Gewalttaten bedrohten.

Die Balingen standen zwar von jeher im Ruf freiheitlicher, republikanischer Gesinnung. Sie ließen sich nicht gern etwas von ihren Rechten und Privilegien nehmen, so daß sie häufig mit den Behörden in Konflikt gerieten. Doch im Jahr 1834 wurde ihnen durch den damaligen Oberamtmann Hörner bestätigt, „daß die Aufführung der hiesigen ledigen Jugend geraume Zeit derart war, daß er mit wahren Vergnügen aus solcher die Achtung der Gesetze und Verordnungen, namentlich die polizeilichen Bestimmungen und die Liebe zur Ruhe und Ordnung überhaupt entnehme, sonach die hiesige ledige Mannschaft als Beispiel für diejenige in den Amtsorten aufführen könne“.

Die vielen Notzeiten schufen aber nach und nach eine Stimmung der Unzufriedenheit und Staatsverdrossenheit. Die Jahre 1846 und 1847 brachten Teuerung und Hungersnot. Aus öffentlichen Mitteln mußten 1192 Personen (bei 3000 Einwohnern) unterstützt werden. Die Stadt kaufte Getreide bis in die Gegend von Mannheim auf. Bei der Herrenmühle wurde eine Suppenanstalt errichtet, wo jede Person 1½ Schoppen Suppe um 2 Kreuzer holen durfte. Erwachsene erhielten 5 Pfund, Kinder 1-2 Pfund Mehl. Die Nachbarorte griffen den Plan auf und suchten es Balingen nachzumachen. Der Herbst des Jahres 1847 brachte dann glücklicherweise einen reichen Obstsegen, so daß die Stadt Eichen zur Herstellung neuer Fässer fällen und öffentliche Obstdörren erstellen ließ. In den 50er Jahren wurde dann die Lothenstraße als Notstandsarbeit gebaut, wo viele arbeitslose Tagelöhner um einen geringen Lohn beschäftigt wurden. Andere wieder wanderten 1852 nach Jassy in Rumänien aus.

Als im Februar 1848 in Paris die Republik ausgerufen worden war, befürchtete man in Deutschland einen französischen Angriffskrieg. Daß er nahe bevorstünde, war in allen Zeitungen zu lesen. Am 24. März kam ein Reiter mit der Nachricht, daß 20 000-40 000 elsässische und französische Arbeiter raubend und plündernd in Baden eingefallen seien, Offenburg und Wolfach in Brand gesetzt hätten und sich der württembergischen Grenze näherten. Drei weitere reitende „Eilboten“ brachten dem Oberamt immer schlimmere Nachrichten. Unter der Einwohnerschaft entstand eine ungeheure Aufregung. Boten zu Pferd wurden den Franzosen entgegen geschickt, um zu ermitteln, wie weit der Feind entfernt sei. Sie kamen mit der Nachricht zurück, daß Schweningen und andere Orte bereits brennen; sie selber aber hätten weder eine Brandstätte noch einen Franzosen gesehen.

In der Stadt wurden Vorsichtsmaßregeln getroffen. Die Schützengilde so wie viele andere Bürger sammelten sich beim Haus des Kaufmanns Lang, bewaffnet mit ihren Stutzen und Gewehren. Im Talgang zog ein bewaffnetes Aufgebot zum „Stich“, teils nur mit Dreschflegeln, Sensen und Mistgabeln bewaffnet. Von einem alten Feilenhauer in Balingen wurden in der Nähe der „Rose“ Sensen gerade gemacht und an Stangen befestigt; auch andere landwirtschaftliche Geräte wurden zur Verteidigung hergerichtet. Aus den benachbarten Gemeinden kamen im Lauf des Nachmittags Männer mit Waffen aller Art zum Schutz in die Stadt. Die Bürger vergruben ihre Schätze. Von einer angesehenen Persönlichkeit erzählte man sich, sie hätte ihre Wertsachen in einer

Jauchegrube versteckt. Ein ganz besonders Schläuer soll ein Heuseil um den Ofenstein gebunden haben, damit, wenn die Franzosen vorn zum Haus eindringen, er sich am Seil in den Garten hinaus flüchten könne.

Abends 10.00 Uhr kam dann von Oberndorf die amtliche Nachricht: „Die Rotte ist gottlob besiegt, alles kehre friedlich nach Hause!“ Aber am kommenden Tag kamen wieder beunruhigende Nachrichten: Freudenstadt sei von französischem Gesindel eingenommen. Die Leute schimpften, daß das Militär in Stuttgart bleibe. Andere sagten, von Frankreich werde die Republik gebracht, was gut sei. In Geislingen wurde der herrschaftliche Fruchtkasten von Freischärlern geplündert. Zu Dotternhausen wollte eine revolutionäre Gruppe das Schloß stürmen, was dann jedoch nach einer Erklärung des Gemeinderats und auf Zureden des Pfarrers unterblieb. Einige Dotternhäuser Bürger zogen nun mit solchen aus Wellendingen und Rottweil aus, „um das Recht des Volkes zu fordern“, kehrten aber bald enttäuscht zurück. So schnell das Gerücht über die Franzosen entstanden war, so rasch war der Spuk wieder verschwunden. Es stellte sich die Grundlosigkeit aller Schauermärchen heraus.

Doch die Bevölkerung war noch nicht zur Ruhe gekommen. Die Rufe nach Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit tönten durch die Gassen und in den Wirtshäusern. Volksvertretung, Volksbewaffnung, volle Pressefreiheit wurden verlangt. Die Freiheitshelden Hecker, Struwe und Schimmelpfeng wurden gefeiert. Fast in allen Stuben hingen ihre Bilder, ebenso das des Dichters G. Herwegh, der die Balingen Lateinschule besucht hatte. Am 2. Mai wurde Bürgermeister Zürn gezwungen, sein Amt niederzulegen. Die Revolutionsmänner in ihren grauen Filzhüten mit langer Hahnenfeder, den sog. Heckerhüten, verteilten im Juni in ihrem Hauptquartier in der Wirtschaft zur „Krone“ Säbel, Hirschfänger, Tscherkessenmesser und hielten aufrührerische Reden zu den Fenstern hinaus.

Im Rahmen der Volksbewaffnung wurde eine Bürgerwehr gegründet. Der Kommandant war der Bierbrauer Vollmer und sein Adjutant Kameralamtsbuchhalter Knapp. Beide waren beritten. Die Offiziere waren meist gediente Unteroffiziere, Kaufleute oder Wirte. Zur Bewaffnung wurden von der Stadt Gewehre ausgegeben, mit denen exerziert wurde. Der ins Leben gerufene Turnverein war mit Hellebarden und Pistolen ausgerüstet. Am 3. September hielt die Bürgerwehr ihre Fahnenweihe. Die Fahne war unter Aufsicht der Frau des Oberamtmannes Lieber gestickt worden (sie ist heute noch im Heimatmuseum erhalten). Unter freiem Himmel im „Ränkle“ an der Steinach wurden die Wehrmänner verpflichtet auf den Wahlspruch „Einig, treu, deutsch und frei“. Das Fest verlief in Freude und Eintracht. Auch fremde Wehren waren zugegen, darunter die von Hechingen. Die Bürgerwehr versah aber nur bis Februar 1849 ihren Dienst, dann erkaltete der Eifer.

In Balingen trafen sich die hohenzollerischen Demokraten mit dem 35jährigen Gaildorfer Glasfabrikanten Rau, der am 24. September in Rottweil bei einer Volksversammlung die Republik ausrief und die Bevölkerung zum Zug nach Stuttgart aufforderte. Am 26. September kamen dann von Rottweil 2000 Mann, teils mit Waffen, teils mit Stöcken versehen, dazu noch zwanzig Reiter, die sich an der Eyach unterhalb der Langschen Brauerei lagerten, zum Balingen Jahrmarkt, verführt von ihrem Anführer Rau und einigen Adjutanten unter der Vorspiegelung, sie wollen eine allgemeine Volkserhebung ins Werk setzen. (Forts. folgt)

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“ der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Dr. Hermann Bizer 26. 9. 1904 — 26. 3. 1964

Am Gründonnerstag ist Dr. Hermann Bizer aus Tailfingen, Oberstudienrat am Gymnasium Ebingen, nach kurzer, schwerer Krankheit in einer Ulmer Klinik gestorben. Er hat der Heimatkundlichen Vereinigung des Kreises Balingen seit deren Gründung im Jahre 1954 angehört, denn was unsere Vereinigung will, das war dem Verstorbenen Anliegen seit seiner Jugendzeit.

Schon der Seminarist beschäftigte sich mit Wörtern und ihrer Bedeutung. Er stieß in dem bekannten Wörterbuch von Wasserzieher „Woher?“ auf Bedeutungsangaben, die seiner Meinung nach nicht stimmten; er schrieb daher an den Verfasser, und daraus entwickelte sich ein Briefwechsel, der über lange Zeiten hinweg geführt wurde. Später hat Hermann Bizer die Reifeprüfung nachgemacht und ist dann zum Studium nach Tübingen gegangen, wo sein Hauptfach — wie hätte es auch anders sein können? — die Germanistik wurde. Ein Glücksfall war es, daß dort zu jener Zeit noch Professor Karl Bohnenberger lehrte. Der ist ja für die Älteren unter uns kein Unbekannter; Viele Jahre lang kam er immer wieder nach Meßstetten und kehrte in der „Schwane“ bei der alten Frau Walker ein; da saß er dann mit den Dorfbewohnern und den Studenten, die er von Tübingen mitbrachte, um ihnen das Ohr zu öffnen für die Sprache des Volkes, aber auch, um sie die herbe Art der Hochalben und ihrer Bewohner fühlen zu lassen. Bohnenberger ist sogar Meßstetter Ehrenbürger geworden, und ein heute etwas verwilderter Weg erinnert noch an den Professor, dem man in seinem schlichten Albinereinkittel seinen Rang nicht ansah. Professor Bohnenberger war für unseren Hermann Bizer nicht bloß Lehrmeister in der wissenschaftlichen Ausbildung, sondern eben auch in der Neigung zum Schlichten und Echten, das in dem Entschlafenen schon angelegt war; aber durch das Vorbild des Professors fühlte er sich doch bestätigt. Ihm war wohl, wenn er sich mit den Wirkern des Talgangs über ihre Arbeit unterhalten oder bei einem Glas Most bei den Bauern des Kleinen Heubergs sitzen und ihnen aufs Maul — und aufs Handwerkszeug schauen konnte.

Der Ernst und die Beharrlichkeit seiner Arbeitsweise wurzelt letzten Endes in einem religiösen Fundament, das er vom Elternhaus mitbekommen hat. Dem Neuen gegenüber war er zurückhaltend; den Gedanken an einen eigenen Pkw, der ihm besonders bei seiner langjährigen Arbeit als Leiter des Progymnasiums Rosenfeld hätte zustatten kommen können, wies er mit Entschiedenheit zurück; noch als er vor einem Jahr in die Heimat zurückkehrte und nun am Ebingener Gymnasium Dienst tat, marschierte er häufig die starke halbe Stunde zu Fuß, obwohl sich Fahrgelegenheiten genug boten. Aber der Fotoapparat war ihm doch ein willkommenes Hilfsmittel unserer Zeit. Den hat er nicht bloß mitgehört auf einer großen Reise ins Heilige Land, von der er nachher Aufnahmen zeigte, er hatte auch Freude daran, alte Häuser und Geräte, eigenwillige Köpfe, Trachten und Feste der

Heimat für die Nachwelt festzuhalten. In die dankbare Erinnerung an den Lichtbildervortrag, den er im letzten Spätherbst vor unserer Vereinigung in Balingen gehalten hat, mischt sich nur das Bedauern darüber, daß es nun der letzte Dienst gewesen ist, den er uns getan hat.

Neben seiner Doktorarbeit, die die Flurnamen von Tailfingen und Truchteltingen zum Gegenstand hatte, sind es vor allem zwei Arbeiten, die von der wissenschaftlichen Tätigkeit des Verstorbenen Zeugnis ablegen: das Tailfinger Heimatbuch und in der Kreisbeschreibung Balingen der Abschnitt über Mundart und volkstümliche Überlieferung. Was das Heimatbuch wollte, schreibt er selbst im Vorwort: „Als Familienbuch möchte es beim trauten Lampenschein an Winterabenden Herz und Gemüt erfreuen, als Schulbuch will es der Jugend die Heimat näherbringen und deuten, dem Lehrer aber den Unterrichtsstoff bereitleisten helfen. Auch die Fachwissenschaften dürften einige Bereicherung aus dem Buche ziehen, das außerdem die Heimatfreunde an anderen Orten zum Forschen und Sammeln anregen kann. Unseren Neubürgern soll es eine Einführung in unsere Heimat, ein Willkommgruß, den in der Fremde weilenden und Ausgewanderten aber eine Kunde von der fernen Heimat sein.“ Wie

fest der Verfasser mit seiner Heimat verbunden war, kann man auf fast jeder Seite des stattlichen Bandes spüren, den er zum größten Teil selbst verfaßt hat. Man kann aber auch spüren, daß Hermann Bizer nicht bloß den Leuten aufs Maul zu sehen verstand, sondern daß er sich auch Tausende von Stunden Zeit genommen hat, um auf den staatlichen Archiven, in den Kirchenbüchern und sonstigen Aufzeichnungen Stoff zu sammeln, der dann am Schreibtisch gesichtet und geordnet wurde.

Durch seine Rosenfelder Tätigkeit fand der Entschlafene Gelegenheit, auch die Verhältnisse des Unteren Bezirks, besonders des Kleinen Heubergs, kennenzulernen, und so wurde sein Beitrag zur Kreisbeschreibung ein wertvoller, ausgewogener Teil des ganzen Werkes. Behandelte Bizer hier die Mundart, volkstümliches Sprachgut, Sitte und Brauch, Volksglauben und -wissen und Sagen, so hatte er sich vorher in seinem Heimatbuch auch an die Kapitel über unsere Markung, Vom Dorf zur Stadt, Gewerbe und Handel, Namen und Geschlechter, Haus und Hof gewagt und einige Erzählungen beigelegt. Der Heimgegangene kannte ja seine Landsleute von Grund auf, er war einer der Ihren. Aber auch wir von der Heimatkundlichen Vereinigung dürfen dankbar sagen: er war einer der Unseren; er wird einer der Unseren bleiben.

Dr. Stettner

Die Reichstagswahlen der Weimarer Republik im Oberamt Balingen

Von Dr. Wilhelm Foth

Die Massendemokratie unserer Zeit ist nicht ohne politische Parteien denkbar; sie sind der Mittler zwischen Staat und Volk, das Sprachrohr des Staatsbürgers, dessen Stimme ohne Parteien ungehört verhallen würde. Am deutlichsten erkennbar ist diese Rolle der Parteien bei den Wahlen zum Landtag und zum Bundes- bzw. früher zum Reichstag. Diese Wahlen spiegeln in ihren Ergebnissen das Vertrauen und die Hoffnungen wider, die die Wähler in die einzelnen Parteien setzen, zugleich aber auch die Enttäuschungen, wenn diese Hoffnungen nicht erfüllt werden.

Balingen	Erlaheim	Lautlingen	Pfeffingen	Unterdigisheim
Bitz	Erzingen	Margrethausen	Stockenhausen	Waldstetten
Burgfelden	Frommern	Meßstetten	Streichen	Weilheim
Dürrwangen	Geislingen	Oberdigisheim	Tailfingen	Winterlingen
Ebingen	Heselwangen	Onstmettingen	Tieringen	Zillhausen
Endingen	Hossingen	Ostdorf	Truchteltingen	
Engstlatt	Laufen			

Diese räumliche Beschränkung ist in erster Linie darauf zurückzuführen, daß für das Oberamt Balingen das Zahlenmaterial im Zeitungsarchiv des Balingener Volksfreundes verhältnismäßig leicht zu finden ist.

Zeitlich umfaßt die Untersuchung die Reichstagswahlen der Weimarer Zeit einschließlich der vom 5. März 1933, der letzten, die, wenn auch mit starken Vorbehalten noch den Namen „Wahl“ verdient. Zum Vergleich wird die letzte Reichstagswahl des Kaiserreichs von 1912, sowie die erste Wahl

Wie sah es eigentlich mit der Stärke der Parteien in unserer Gegend aus in der Zeit der Weimarer Republik, die dem ersten Weltkrieg folgte und die dem Dritten Reich vorausging? Damit will sich die folgende Untersuchung beschäftigen.

Räumlicher und zeitlicher Umfang der Untersuchung

Die Untersuchung bezieht sich räumlich auf das Oberamt Balingen, das folgende Gemeinden umfaßt:

Balingen	Erlaheim	Lautlingen	Pfeffingen	Unterdigisheim
Bitz	Erzingen	Margrethausen	Stockenhausen	Waldstetten
Burgfelden	Frommern	Meßstetten	Streichen	Weilheim
Dürrwangen	Geislingen	Oberdigisheim	Tailfingen	Winterlingen
Ebingen	Heselwangen	Onstmettingen	Tieringen	Zillhausen
Endingen	Hossingen	Ostdorf	Truchteltingen	
Engstlatt	Laufen			

zum Deutschen Bundestag von 1949 herangezogen; auch letztere ist auf das Gebiet des seit 1938 im Kreis Balingen aufgegangenen Oberamts bezogen.

Im Kaiserreich fanden die Reichstagswahlen immer im vierjährigen Turnus, der durch die Verfassung vorgeschrieben war, statt. In der Weimarer Republik hingegen wurde jeder Reichstag vorzeitig aufgelöst, meist weil die Regierungsbildung unmöglich war. So fanden oft schon nach wenigen Monaten neue Reichstagswahlen statt. In

der Bundesrepublik fand seit 1949 keine vorzeitige Auflösung des Bundestags statt.

Das Wahlrecht

Einen starken Einfluß auf die Zahl der Parteien hat das Wahlsystem. Bis zum Ende des ersten Weltkriegs herrschte das sogenannte Mehrheitswahlrecht. Das Gebiet des Deutschen Reiches war in Reichstagswahlkreise eingeteilt (die Oberämter Balingen, Rottweil, Spaichingen und Tuttlingen bildeten einen solchen); jeder Wahlkreis wählte einen Abgeordneten. Gewählt war, wer mehr als 50 Prozent der abgegebenen Stimmen auf sich vereinigte; war dies nicht im ersten Wahlgang der Fall, so fand zwischen den beiden Kandidaten mit den meisten Stimmen eine Stichwahl statt. Die Stimmen für die unterlegenen Kandidaten waren „verloren“, d. h. sie wurden nicht irgendwie verrechnet. Dieses Wahlsystem, das wir heute noch mit geringen Abweichungen in den angelsächsischen Ländern haben, führt zu einer Beschränkung der Parteienzahl, da kleinere Parteien kaum die Chance haben, einen Kandidaten ins Parlament zu bringen. Durch die geringere Zahl an Parteien, aber wird in der parlamentarischen Demokratie die Regierungsbildung wesentlich erleichtert. Gleichzeitig wird eine enge Bindung zwischen dem Abgeordneten und seinen Wählern erreicht, wie bei uns die mehrfache Wiederwahl von Conrad Haußmann bezeugt.

Um das Parlament zum möglichst getreuen Spiegelbild der Meinungen des Volkes zu machen, wurde der „größeren Gerechtigkeit“ halber in der Weimarer Zeit das Verhältniswahlrecht eingeführt. Bei der Wahl zur Nationalversammlung 1919, bei der erstmals auch die Frauen stimmberechtigt waren, wurde jedem Wahlkreis entsprechend der Einwohnerzahl eine bestimmte Zahl von Mandaten zugeteilt, die im Verhältnis zu den abgegebenen Stimmen auf die einzelnen Parteien verteilt wurden. Seit der Reichstagswahl von 1920 erhielt jede Partei für je 60 000 abgegebenen Stimmen einen Abgeordnetensitz, so daß die Zahl der Reichstagsabgeordneten schwankte je nach der Wahlbeteiligung. Bei diesem Wahlsystem gingen fast keine Stimmen verloren. Da wohl jede Partei hoffen konnte, im Reichsgebiet 60 000 Stimmen zu erhalten, reizte dieses Wahlsystem, wie sich gezeigt hat, zur Gründung zahlreicher Parteien und damit zur Parteienzersplitterung. Dadurch aber wurde die Regierungsbildung erschwert, mitunter unmöglich gemacht.

Um diese Nachteile zu vermeiden, werden die Abgeordneten des heutigen Bundestags nach einem Mischwahlsystem gewählt, d. h. teils nach Mehrheits-, teils nach Verhältniswahlrecht. Die sogenannte Fünfprozentklausel soll das Aufkommen von Splitterparteien verhindern; sie hat bis jetzt Erfolg gehabt.

Die soziale und konfessionelle Struktur der Wählerschaft

Zum Verständnis der Wahlergebnisse ist eine kurze soziologische und konfessionelle Untersuchung des Oberamts Balingen notwendig, wobei auf die Kreisbeschreibung Balingen Bd. I S. 412 ff. hingewiesen sei.

Das Oberamt Balingen war in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen zum ganz überwiegenden Teil evangelisch. Stärkere katholische Minderheiten befanden sich nur in Balingen, Ebingen und Tailfingen. Nur wenige Dörfer (Erlaheim, Geislingen, Lautlingen, Margrethausen und Unterdisgheim) waren vorwiegend katholisch. Hier vor allem saß die Wählerschaft des Zentrums. Geislingen als Arbeiterwohngemeinde allerdings hatte auch eine verhältnismäßig

starke Gruppe von Wählern der Linken, später auch der NSDAP.

Die meisten Kreisgemeinden, vor allem natürlich die Städte, sind industriell bestimmt, d. h. von der Industriearbeiterschaft; hier saßen vor allem Wähler der sozialistischen Parteien. Nur verhältnismäßig wenige Dörfer waren rein oder vorwiegend landwirtschaftlich bestimmt; in ihnen hatte, wenn sie evangelisch waren,

der Bauern- und Weingärtnerbund einen festen Wählerstamm. Andere Dörfer sind vorwiegend Arbeiterwohngemeinden mit Klein- und Arbeiterbauern, wo die SPD die bevorzugte Partei war; das beste Beispiel dafür ist Heselwangen. Eine besondere Wählergruppe sind die Selbständigen und Beamten in den Städten; diese Gruppe ist in Balingen und Ebingen verhältnismäßig viel stärker als in Tailfingen.

Die Reichstagswahl vom 12. Januar 1912

Diese letzte Reichstagswahl im Kaiserreich ist im OA. Balingen gekennzeichnet durch die hohe Wahlbeteiligung von über 90 %, die etwas besser war als die im Reich mit 84,5 %. Zur Wahl stellten sich im 9. Wahlkreis, zu dem unser Gebiet gehörte, Conrad Haußmann als Kandidat der Nationalliberalen und der Volkspartei, die ein Wahlbündnis eingegangen waren, Arbeitersekretär Mattutat für die SPD, Hauptlehrer Bernecker für die Konservativen und den Bund der Landwirte und Rechtsanwalt Bock für das Zentrum. Auffallend ist, daß Haußmann im OA. Balingen 54,1 % der Stimmen auf sich vereinigen konnte; es war also eine Hochburg des Liberalismus. Aber auch die SPD mit 34,1 % (im Reich 34,8 %) war sehr stark, wobei die sozialdemokratische Wählerschaft keineswegs nur in den Städten saß, sondern auch in allen Dörfern Anhänger hatte. Demgegenüber spielten das Zentrum mit 7,1 % und die Konservativen mit dem Bund der Landwirte mit 4,5 % nur eine untergeordnete Rolle. Das Gesamtbild: Im OA. Balingen konzentriert sich die Wählerschaft auf zwei Parteien, wobei die gemäßigte Rechtspartei deutlich stärker ist als die SPD.

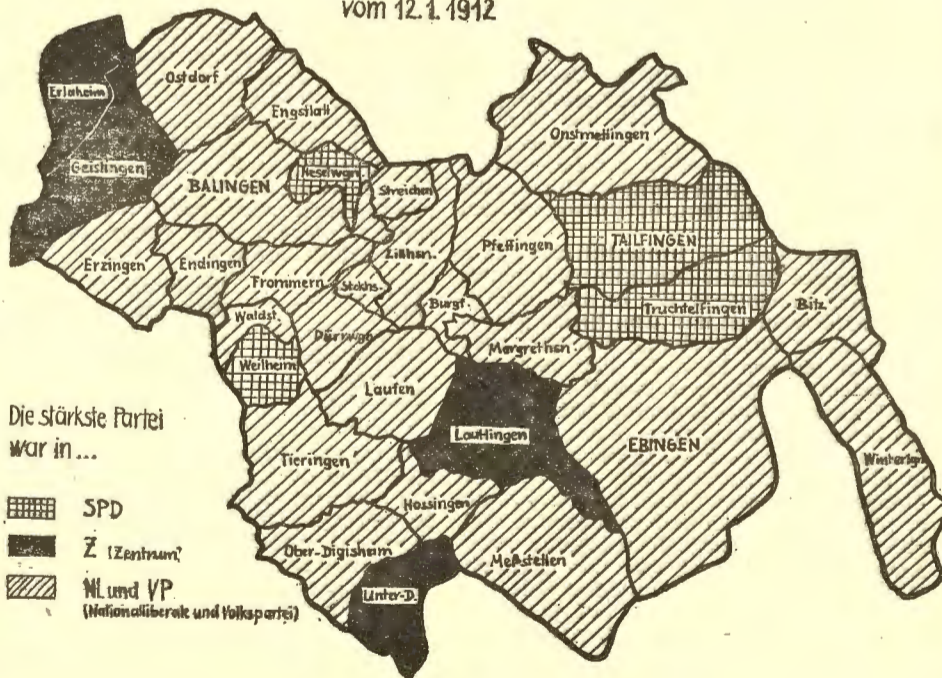
Wort des totalen Zusammenbruchs des Kaiserreichs. Als Stütze des Reichs, die den Untergang ins Chaos verhinderte, erwies sich vor allem die SPD mit Friedrich Ebert an der Spitze. Ihr Ziel, einen neuen demokratischen Staat aufzubauen, entsprach den Wünschen der Mehrheit der Bevölkerung. Diese Wahlen, bei denen erstmals auch die Frauen stimmberechtigt waren, ergaben im OA. Balingen für die SPD die absolute Mehrheit von 52,7 % (im Reich nur 37,9 %); stark blieb auch die Deutsche Demokratische Partei mit 26,3 %, während das Zentrum auf Grund der konfessionellen Struktur nur auf 8,9 % kam, seinen Stimmenanteil gegenüber der Vorkriegszeit damit aber um fast 2 % verbesserte. Diese drei Parteien, die sich in der Nationalversammlung zur sogenannten „Weimarer Koalition“ zusammenschlossen und die Verfassung ausarbeiteten, verfügten also im OA. Balingen gemeinsam über 87,9 % der abgegebenen Stimmen (im Reich nur über 77 %). Einen ansehnlichen Stimmenanteil konnte im OA. Balingen nur noch die Bürger-, Bauern- und Weingärtnerpartei mit 10,6 % erhalten, während die USPD, aus der später die KPD hervorging, mit 0,7 % und die Friedenspartei mit 0,2 % ausgesprochene Splitterparteien waren. Eine radikale Rechtspartei fehlte völlig.

Die Wahl zur Weimarer Nationalversammlung vom 19. Januar 1919

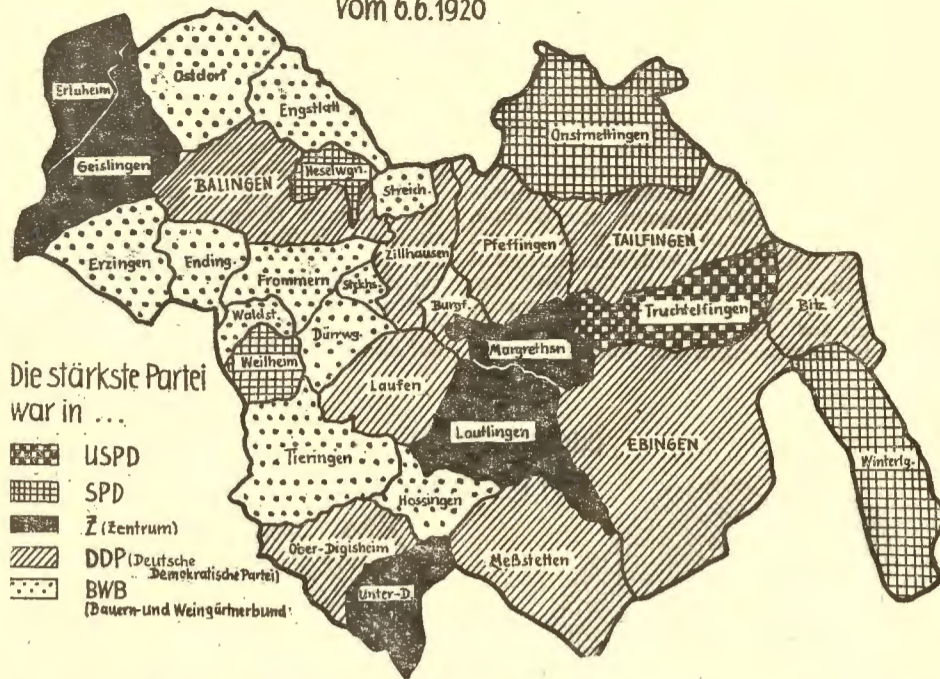
Die Wahl zur Weimarer Nationalversammlung fand schon nach wenig mehr als zwei Monaten nach Kriegsende statt. Tief saß den Bürgern noch der Schock der Revolution in den Knochen, der Abschaffung der Monarchie, des Waffenstillstands, mit einem

Im ganzen ergibt sich, daß die Bevölkerung des OA. Balingen, die mit 88 % Wahlbeteiligung ein reges politisches Interesse bekundete, nach wie vor radikalen Experimenten abhold war; unser Gebiet blieb im Grunde eine Hochburg demokratischer und liberaler Ideen.

Reichstagswahl vom 12. 1. 1912



Reichstagswahl
vom 6.6.1920



Die Reichstagswahlen vom 6. Juni 1920, 4. Mai 1924, 7. Dezember 1924 u. 20. Mai 1928

Hatten die Wahlen von 1919 das Bild einer ziemlich geschlossenen politischen Willensbildung mit einem gesunden Parteiensystem und regem politischen Interesse der Bevölkerung ergeben, so sollte sich das in den nächsten Jahren nachhaltig ändern. Die Wahlbeteiligung ging von Wahl zu Wahl zurück (79,8% — 66,4% — 64,1% — 53,5%), die Stimmenzersplitterung wuchs.

Das auffallendste Ergebnis der Wahl von 1920 war der Zerfall der SPD-Mehrheit, die nur noch 22,1% der Stimmen auf sich vereinigen konnte. Damit entsprach der SPD-Anteil im OA. Balingen zwar etwa dem im Reich (21,6%), doch bedeutete er in unserem Bezirk den tiefsten Sturz, den die SPD bei Wahlen jemals erleben mußte. Wo waren die SPD-Anhänger geblieben? — Der radikale Flügel, dem die SPD nicht revolutionär genug war, war zur USPD (13,5%) und zur KPD (3%) abgeschwenkt. Ein anderer Teil, der 1919 im Schock der Niederlage zur SPD geflüchtet war, kehrte wieder zu bürgerlichen Rechtsparteien zurück. Stärkste Partei war die DDP mit 24,2% (immerhin 2% weniger als 1919); das Zentrum vergrößerte seinen Stimmenanteil auf 10,9%, während die Bürgerpartei, die ihre Anhänger vor allem in den Städten hatte, auf 9,5% und der Bürger- und Weingärtnerbund, dessen Anhänger vor allem in den evangelischen Dörfern saßen, auf 12,7% kam.

Diese Entwicklung, daß die Mittelparteien geschwächt, die Flügelparteien aber gestärkt wurden, setzte sich in verstärktem Maße bei den Reichstagswahlen vom 4. Mai 1924 fort. Vorausgegangen war die Inflation mit der Vernichtung aller Ersparnisse — ein großer Teil der Bevölkerung stand vor dem Nichts, — der Ruhrkampf und sein Ende, zahlreiche kommunistische Aufstände, der Hitlerputsch und andere Unruhen. Die Reichsregierung versuchte zwar, die Lage zu bessern und erreichte manches, z. B. die Stabilisierung der Währung, aber sie war vielen nicht energisch genug, so daß Heilsapostel der verschiedensten politischen Richtungen Anhang finden konnten. So blieb zwar die DDP mit 17,2% die stärkste Partei, doch war ihr Anteil seit 1920 um 7% gesunken. Auch die SPD, die jetzt 15,2% erreichte, (im Reich 20,5%), erlebte nochmals einen starken Rückgang. Nur wenig schwächer, mit 13,6% (im Reich 12,6%) war

die KPD, die in vielen Orten, z. B. Bitz, Ebingen, Engstlatt, Geislingen, Tailfingen und Winterlingen schon stärker war als die SPD. Während das Zentrum seine Stellung mit 9,6% behauptete, ebenso der Bauern- und Weingärtnerbund, wuchs aus der Bürgerpartei der Vaterländisch-völkische Rechtsblock heraus, die späteren „Deutsch-nationalen“, die den Konservativen der Vorkriegszeit entsprachen; dieser Block erhielt 14,4% der Stimmen. Das bedeutete einen starken Rechtsruck, zumal gleichzeitig der Völkisch-soziale Block auftauchte, wie sich die NSDAP damals bei uns nannte. Mit 6,4% der Stimmen erreichte sie fast den gleichen Anteil wie im Reich (6,6%); ihre Anhänger saßen vor allem in Winterlingen, aber auch in Balingen, Ebingen und Tailfingen; Neben diesen größeren Parteien bewarben sich eine Unzahl von Splittergruppen, die meist nur Bruchteile von Prozenten erhielten — der Haeußerbund erhielt

im OA. Balingen ganze 3 Stimmen! — Insgesamt gesehen tritt eine gewisse Radikalisierung unter gleichzeitiger Aufsplitterung und Schwächung der Mittelparteien ein.

Da dieser Reichstag nicht in der Lage war, eine dauerhafte Regierung zu bilden, wurde er schon nach einem halben Jahr aufgelöst, und am 7. Dezember 1924 fanden Neuwahlen statt. Diese Wahlen zeigten im großen, d. h. im Reich, wie im kleinen, d. h. im OA. Balingen, daß sich die Überwindung der Staatskrise des Jahres 1923 politisch auszuwirken begann; die radikalen Flügelparteien erlitten erhebliche Einbußen, die Mittelparteien hatten Gewinne. Der Stimmenanteil der KPD ging von 13,6% auf 7,3% zurück (im Reich von 12,6% auf 9%), der der NSDAP von 6,4% auf 3,6% (im Reich von 6,6% auf 3%). Stärkste Partei im OA. Balingen wurde wieder die SPD mit 23,9% (im Reich 26%), während die DDP mit 21,4% nur wenig schwächer war. Die Deutsch-Nationalen mit 14,5% und der Bauern- und Weingärtnerbund mit 10% konnten ebenso wie das Zentrum mit 11% ihre Stellung entweder knapp behaupten oder leicht verbessern.

Die Reichstagswahl von 1928 brachte im OA. Balingen mit 53,5% einen Tiefstand der Wahlbeteiligung. Die SPD wurde mit 25,5% (im Reich 29,8%) wiederum die stärkste Partei; auch das Zentrum konnte mit 10,9% seine Stellung behaupten. Der Bauern- und Weingärtnerbund verzeichnete eine Zunahme auf 12,3%. Die Stärke der extremen Flügelparteien blieb im wesentlichen unverändert, d. h. beide Parteien blieben verhältnismäßig schwach. Dagegen erlitten die bürgerlichen Parteien recht erhebliche Einbußen: Der Anteil der DDP sank auf 18,4%, der der Deutsch-Nationalen auf 8,5%. Ihre Anhänger waren zu einem guten Teil zur neugegründeten Volksrechtspartei, die auf Anhieb 6,2% der Stimmen erhielt (im Reich nur 1,6%), abgewandert; sie hatte vor allem in Ebingen und Balingen eine größere Anzahl von Anhängern. Auch andere Splitterparteien wie der Christlich-soziale Volksdienst, die Reichspartei des Mittelstands usw. schwächten letzten Endes das bürgerliche Lager. Eine Vielzahl von politischen Parteien erschwerte die politische Willensbildung. Die Deutsche Volkspartei, die Partei Stresemanns, zählte im OA. Balingen immer nur wenige Anhänger; ihren höchsten Stimmenanteil erreichte sie im Jahr 1928 mit 3,9%.

Die Reichstagswahlen von 1930 bis 1933

Einen politischen Erdbeben brachten die Wahlen vom 14. September 1930, nachdem der Reichstag aufgelöst worden war, weil die bisherige Große Koalition nicht fähig gewesen war, ein gemeinsames Finanzprogramm zu entwerfen, das die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise auf Deutschland hätte mildern können. Die radikalen Flügelparteien, NSDAP und KPD, waren die großen Gewinner der Wahlen, erhofften sich doch viele Wähler von ihnen einen Ausweg aus der schlechten wirtschaftlichen Lage. Die Wahlbeteiligung im OA. Balingen mit 73,4% war wieder erstaunlich hoch. Die NSDAP steigerte ihren Stimmenanteil von 4,3% auf 12,6%, blieb aber doch schwächer als im Reich (18,3%). Die KPD war mit 13,6% etwas stärker als im Reich (13,1%); sie übertraf damit bei uns sogar die NSDAP. Während die Anhänger der KPD sich hauptsächlich aus der Industriearbeiterschaft des oberen Bezirks (Ebingen, Tailfingen, Truchelfingen, Onstmettingen) rekrutierten, kamen die Wähler der NSDAP vor allem aus dem Beamten- und Bürgertum von Balingen, aber auch aus evangelischen Landgemeinden, wie z. B. Meßstetten mit Winterlingen; in diesen drei Orten war die NSDAP die stärkste Partei. Trotz diesem Erdbeben war im OA. die SPD mit 22,2%

(im Reich 24,5%) die stärkste Partei geblieben; auch die Deutsche Staatspartei, wie sich die Demokraten jetzt nannten, hatte mit 15,1% noch einen ansehnlichen Stimmenanteil behalten. Das Zentrum hatte sich in seinen traditionellen Wählerschichten behauptet; als evangelisches Gegenstück war der Christlich-soziale Volksdienst gegründet worden und erzielte mit 8,5% einen Erfolg, der sich nie auch nur entfernt einmal wiederholen sollte. Alle übrigen Parteien hatten große Verluste erlitten, wie etwa der Bauern- und Weingärtnerbund, dessen Anteil sich halbiert hatte. — Dieser Reichstag mit seiner Aufsplitterung der Mittelparteien war weder in der Lage, eine parlamentarische Regierung zu bilden, noch wollte er die auf Grund Artikel 48 der Weimarer Verfassung gebildete Präsidialregierung stürzen: Der Reichstag verzichtete damit weitgehend auf seinen Einfluß, die Agonie der Weimarer Republik begann. Das OA. Balingen ist ein ziemlich genaues Spiegelbild dieses allgemeinen Verhaltens der deutschen Wählerschaft.

Diese Entwicklung setzte sich bei den Reichstagswahlen am 31. Juli 1932 fort. Die NSDAP konnte ihren Stimmenanteil weit mehr als verdoppeln: Mit 30,3% (im Reich sogar 37,4%) wurde sie im OA. Balingen

zur weitaus stärksten Partei. Auch die KPD, die andere radikale Flügelpartei, erfuhr mit 15,5% (im Reich 14,6%) einen weiteren leichten Zuwachs. Die großen Verlierer waren alle Mittelparteien außer dem Zentrum. Der Anteil der SPD sank auf 19% (im Reich 21,6%); die Demokraten mit 10% wurden immer bedeutungsloser.

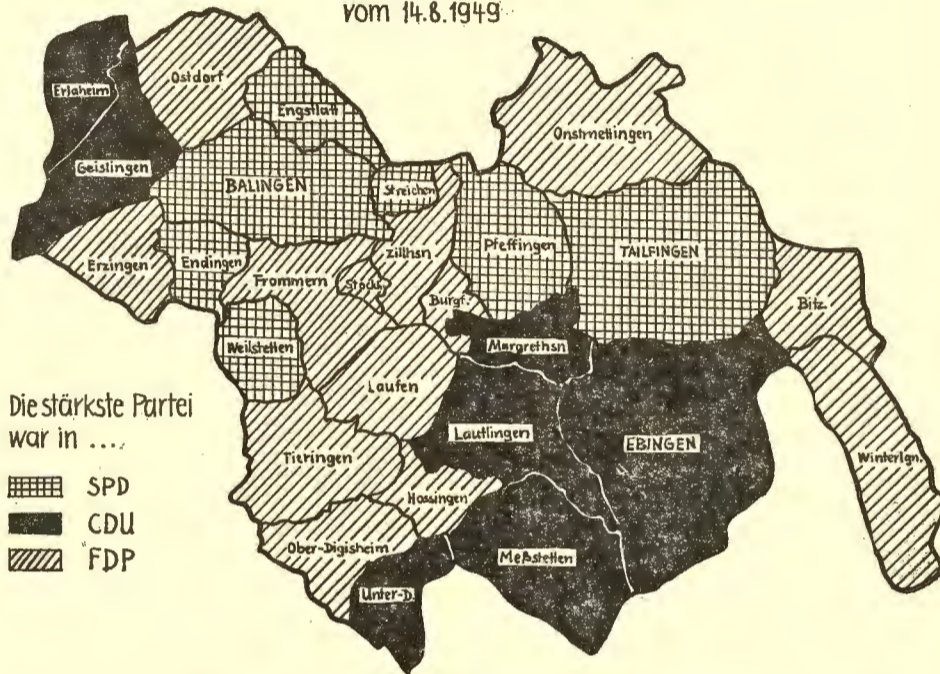
Bereits nach etwa drei Monaten fanden Neuwahlen statt, nachdem auf Betreiben Papens der Reichstag erneut aufgelöst worden war. Das Bedeutsame an dieser Wahl ist, daß der Anteil der NSDAP, deren Wähler durch die allzu radikalen Forderungen Hitlers teilweise enttäuscht waren, wie im Reich so auch im OA. Balingen Stimmenverluste erlitt; sie hatte bei uns 25,2% der Stimmen (im Reich 33,1%). Trotzdem ist die NSDAP in vielen, vor allem kleineren Orten, die stärkste Partei geblieben. Hand in Hand mit dem Rückgang der NSDAP geht aber bei uns ein außerordentlicher Zuwachs der KPD, die mit 25,6% (im Reich 16,9%) die stärkste Partei im OA. Balingen wurde. Ihre Anhänger kamen zum Teil aus der SPD, die nur noch 12,4% (im Reich 20,4%) der Stimmen erhielt, wie auch aus der NSDAP: Es handelte sich bei diesen Wählern zum Teil um politischen Flugsand, der sich von der Propaganda von einem Extrem ins andere treiben ließ. Zugleich ist dies aber auch ein Beweis, daß für einen nicht geringen Teil der Wählerschaft die KPD und die NSDAP als eng Verwandte erschienen. Bezeichnend ist, daß mehr als 50% der Wähler mit NSDAP und KPD Parteien wählten, die aus ihrer antidemokratischen Einstellung keinen Hehl machten. Die demokratische Substanz der Wähler war auch im OA. Balingen im Schwinden. Die Mittelparteien mit Ausnahme der SPD konnten sich behaupten, zum Teil sogar leicht verstärken. Mit diesem Wahlergebnis gehörte jedenfalls das OA. Balingen zu den ganz wenigen Gebieten in Deutschland (in Württemberg nur noch der Raum Stuttgart-Eßlingen), in denen die KPD die Mehrheit besaß. In Ebingen, Tailfingen, Onstmettingen, Pfeffingen und Streichen war sie die stärkste Partei.

Schon wenige Monate später, am 5. März 1933, fanden in äußerst erhitzter Atmosphäre erneut Reichstagswahlen statt. Auf Betreiben Hitlers hin war der alte Reichstag aufgelöst worden; unter ungeheurer Propaganda der NSDAP und nicht zuletzt unter dem Eindruck des Reichstagsbrandes und der dadurch ausgelösten Gewaltmaß-

nahmen wurde ein neues Parlament gewählt. Auch im OA. Balingen wurde die NSDAP mit 43,2% der Stimmen (im Reich 43,9%) natürlich die weitaus stärkste Partei. Aber das Erstaunliche an dieser Wahl ist nicht in erster Linie dieser Stimmenzuwachs der NSDAP, sondern daß die anderen Parteien trotz aller Belästigungen und Behinderungen doch weithin ihre Stellung behaupten konnten. Das Zentrum behält seinen Wählerstamm und erhält in Erleheim, Geislingen, Lautlingen, Margrethausen und Unterdigisheim die meisten Stimmen. Die Demokraten, im Reich mit 0,9% der Stimmen zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken, erhielten im OA. Balingen noch 7,9%. Die SPD nahm sogar wieder etwas zu auf 15,8% (im Reich 18,3%); sie blieb in Heselwangen die stärkste Partei.

Selbst die KPD, die von den Verfolgungsmaßnahmen am härtesten betroffen war, verlor zwar die Hälfte ihrer Wähler, erhielt aber doch noch 12,2% der Stimmen (im Reich 12,3%). So erhielten also die Nationalsozialisten in der letzten Wahl, die man unter vielen Einschränkungen noch als demokratisch bezeichnen kann, zusammen mit ihren Bundesgenossen, den Deutschnationalen (4,7%) nicht einmal ganz die absolute Mehrheit. Die Gegner Hitlers, die allerdings unter sich uneinig waren und zu keinem gemeinsamen Handeln fähig, hatten also etwa die Hälfte der Bevölkerung hinter sich. Der Sieg Hitlers war also, im Verhältnis zu dem ihm zur Verfügung stehenden Mitteln und von ihm angewandten Methoden, keineswegs so überwältigend, wie er auf den ersten Blick erscheinen mag.

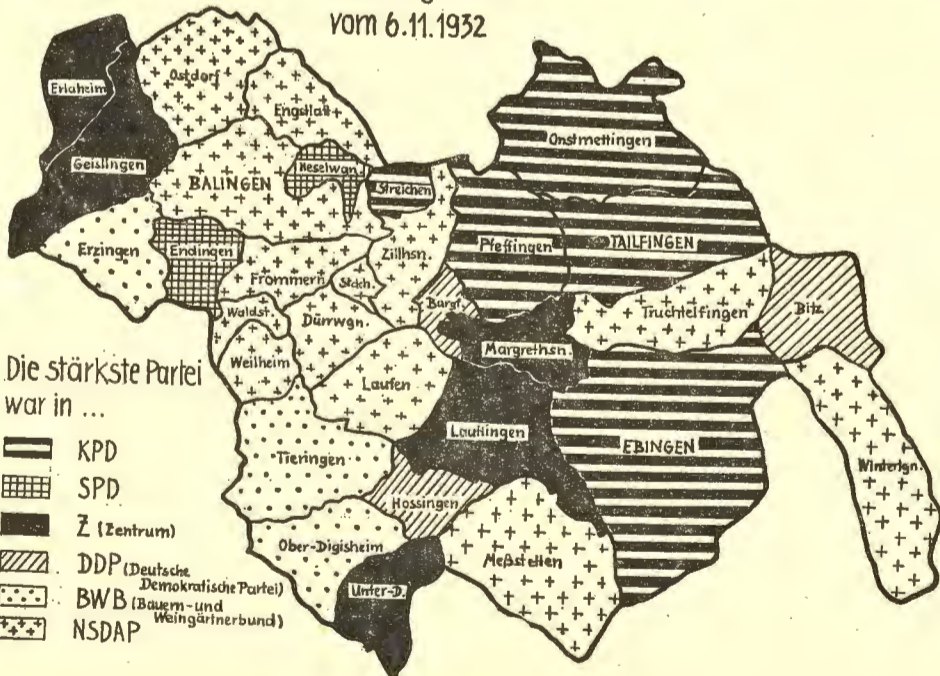
Bundestagswahl vom 14.8.1949



Die stärkste Partei war in ...
 [Cross-hatched] SPD
 [Solid black] CDU
 [Diagonal lines] FDP

Die nächsten freien Wahlen für ein deutsches Parlament fanden erst 16 Jahre später

Reichstagswahl vom 6.11.1932



Die stärkste Partei war in ...
 [Horizontal lines] KPD
 [Cross-hatched] SPD
 [Solid black] Z (Zentrum)
 [Diagonal lines] DDP (Deutsche Demokratische Partei)
 [Dotted] BWB (Bauern- und Weingärtnerbund)
 [Cross-hatched with dots] NSDAP

statt, nach der furchtbaren Katastrophe, in die das Dritte Reich hineingeführt hatte. In den Grenzen des alten Oberamts war mit 53,2% die Wahlbeteiligung erstaunlich gering, wohl eine Folge der tiefen Lethargie, die sich nach der Niederlage ausgebreitet hatte. Das Wahlergebnis war davon geprägt, daß sich nur 4 Parteien um die Wählerstimmen bewarben. Mit 36,8% war die CDU die stärkste Partei; sie hat die Wählerschaft des alten Zentrums geerbt und wird dazu von einer beträchtlichen Anzahl Protestanten gewählt. Die Demokraten mit 26,3% nahmen wieder eine achtunggebietende Stellung ein. Die SPD erhielt 27,9%, die KPD 9%; beide Parteien waren dadurch begünstigt, daß sie einheimische Kandidaten aufgestellt hatten, die in ihren Heimatorten auch von Wählern anderer Parteirichtung gewählt wurden.

Insgesamt stellt sich damit 1949 in gewisser Weise wieder ein ähnlicher Zustand wie 1912 her: Die sozialistischen Parteien (SPD und KPD) verfügten über insgesamt etwa 37% der Stimmen gegenüber 34% im Jahr 1912. Die CDU hatte als neue Wähler vor allem solche gewonnen, die früher „demokratisch“ gewählt hatten. Den extremen Rechtsparteien war mit dieser Wahl eine deutliche Absage erteilt.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“ der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Die Reichstagswahlen der Weimarer Republik im Oberamt Balingen

Von Dr. Wilhelm Foth

(Schluß)

Abschließende Gesamtbetrachtung

Betrachtet man die Ergebnisse der Reichstagswahlen im OA. Balingen noch einmal im Überblick, so fallen zunächst die starken Schwankungen in der Wahlbeteiligung auf. Während vor dem ersten Weltkrieg eine Wahlbeteiligung von über 90 % erreicht wurde und nach dem Krieg die Wahlen zur „Verfassungsgebenden Nationalversammlung“ mit einer Beteiligung von 88 % ebenfalls noch die Wähler interessierten, sank die Wahlbeteiligung in den folgenden Jahren ständig ab und erreichte 1928 mit 53,5 % ihren tiefsten Stand. Das ist in gewissem Sinn erstaunlich, war doch die wirtschaftliche Lage Deutschlands damals besser als jemals vorher oder nachher in der Weimarer Republik. Vielleicht hat aber gerade dieser Wohlstand zur politischen Gleichgültigkeit geführt. Als in der Weltwirtschaftskrise klar wurde, wie weit wirtschaftliches Wohlergehen von der Politik abhängt, trieb das die Wahlbeteiligung wieder stark in die Höhe, besonders im Jahr 1930. Sie fiel aber 1932 wieder ab. Dafür ist eine gewisse Wahlmüdigkeit verantwortlich zu machen, die jedoch leicht zu erklären ist: 1932 fanden nämlich neben zweimaligen Reichstagswahlen auch noch die Wahl des Reichspräsidenten und die Wahl des Landtags statt, von Kommunalwahlen ganz abgesehen, so daß das Volk allzu häufig an die Wahlurnen gerufen wurde. Die hohe Beteiligung an der Reichstagswahl vom 5. März 1933 läßt sich vor allem aus der nationalen Aufwallung jener Tage und aus der massiven Propaganda erklären, erhoffte sich doch Hitler, — wie sich zeigen sollte: mit Recht — eine besonders starke Stimmenzunahme aus den Kreisen, die der Wahlurne bis jetzt fern geblieben waren. Noch geringer als 1928 war die Beteiligung an der ersten Bundestagswahl 1949: Hier spiegelt sich die politische Niedergeschlagenheit wider, die das Volk nach der totalen Niederlage ergriffen hatte. Ein Wandel zum Besseren trat erst 1953 ein.

Betrachtet man die Stärke der Parteien über den ganzen Zeitraum hinweg, so fällt die fast konstante Größe des Zentrums auf, unbeschadet aller politischen Veränderungen. Das ist natürlich auf die gleichbleibende katholische Wählerschaft zurückzuführen. Alle anderen Parteien sind stärkeren Schwankungen unterworfen.

Die SPD, schon vor dem ersten Weltkrieg von achtungsgebietender Stärke, hatte ihre beste Zeit bei der Wahl zur Weimarer Nationalversammlung. Die weitere Entwicklung dieser Partei steht im eigentümlichen Wechselverhältnis zur wirtschaftlichen Lage: Je gesicherter sie ist, desto höher ist der Stimmenanteil der SPD, je schlechter sie ist, desto geringer ist er. Auf einen sehr niedrigen Stand fällt die SPD am 4. Mai 1924 als Auswirkung von Ruhrkampf und Inflation, dann steigt ihr Anteil wieder ent-

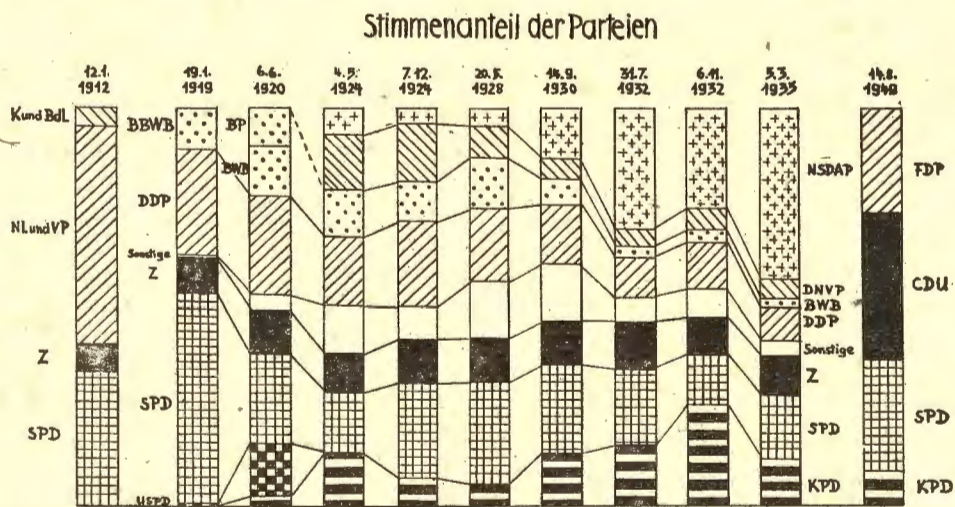
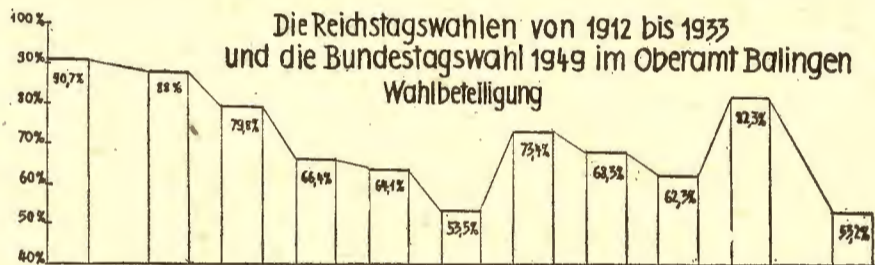
sprechend der Konsolidierung der Lage; von 1930 an geht ihr Anteil infolge der Weltwirtschaftskrise ständig zurück und erreicht mit 12,4 % am 6. November 1932 ihren niedrigsten Stand.

Genau umgekehrt verläuft die Entwicklung bei den radikalen Flügelparteien NSDAP und KPD. Die KPD, der man in gewisser Weise die USPD hinzurechnen kann, verliert ihren Einfluß, den sie im Mai 1924 hatte, immer mehr und hat 1928 ihren tiefsten Stand; erst die Weltwirtschaftskrise führt dann zu einem ziemlich hohen Stimmenanteil. Die NSDAP lebt bis 1928 abgeschlossen wie eine Sekte; erst die Weltwirtschaftskrise liefert dann das entsprechende Propagandamaterial, das der NSDAP die Wählermassen zutreibt: Ohne Weltwirtschaftskrise wäre es wohl kaum zur Hitlerherrschaft gekommen, unbeschadet

der Tatsache, daß dabei noch viele andere Gründe eine Rolle spielen.

Die sogenannten Mittelparteien wie DDP, DNVP und der Bauern- und Weingärtnerbund verlieren im Laufe der Jahre zunehmend an Einfluß; seit den Jahren der Weltwirtschaftskrise werden sie immer mehr zu Splitterparteien, mit Ausnahme der Demokraten, die im OA. Balingen eine verhältnismäßig starke Stellung behaupten können. Letztlich bedeutungslos, wenn auch nicht uninteressant, für die politische Willensbildung im OA. Balingen sind die „Sonstigen“, worin alle anderen in diesem Abschnitt noch nicht genannten Parteien zusammengefaßt sind; zeitweise umfaßten sie allerdings zusammen einen nicht geringen Teil der Wählerschaft.

Das Parteiengefüge, wie es aus der Bundestagswahl von 1949 hervorging, war sehr viel einfacher; es hat sich seither weiter vereinfacht. Hoffen wir, daß uns die Parteienzersplitterung der 30er Jahre mit ihren verhängnisvollen Folgen auch in Zukunft erspart bleibt.



- | | | | |
|------|---|-------|---|
| BBWB | Bürger-, Bauern- und Weingärtnerbund | K | Konservative Partei |
| BgL | Bund der Landwirte | KPD | Kommunistische Partei Deutschlands |
| BP | Bürgerpartei | NL | Nationalliberale Partei |
| BWB | Bauern- und Weingärtnerbund | NSDAP | Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei |
| CDU | Christlich-Demokratische Union Deutschlands | SPD | Sozialdemokratische Partei Deutschlands |
| DDP | Deutsche Demokratische Partei | USPD | Unabhängige sozialdemokratische Partei Deutschlands |
| DNVP | Deutschnationale Volkspartei | VP | (Demokratische) Volkspartei |
| FDP | Freie Demokratische Partei | Z | Zentrum |

Die Ergebnisse der Wahlen zum Reichstag 1912-1933

Reichstag 1912		Nationalversammlung 19. 1. 1919	1. Reichstag 6. 6. 1920	2. Reichstag 4. 5. 1924
Wahlberechtigt	10 267	26 390	23 206*	29 275
Abgegebene Stimmen	9 321	23 264	18 534	19 458
Wahlbeteiligung	90,7 %	88 %	79,8 %	66,4 %
Parteien	Stimmenzahl anteil	Parteien	Stimmenzahl anteil	Stimmenzahl anteil
Konservative und Bund der Landwirte	424 4,5 %	NSDAP		1257 6,4 %
		Deutsch-Nationale Volkspartei		2811 14,4 %
		Bürger-, Bauern- u. Weingärtnerpartei	2464 10,6 %	
		Bürgerpartei		1827 9,5 %
		Bauern- und Weingärtnerbund		2443 12,7 %
		Christlich-Sozialer Volksdienst		2214 11,4 %
Nationalliberale und Volkspartei	5044 54,1 %	Deutsche Demokratische Partei	6172 26,3 %	4635 24,2 %
Zentrum	668 7,1 %	Zentrum	2082 8,9 %	1928 10,9 %
SPD	3185 34,1 %	SPD	12239 52,7 %	4237 22,1 %
		USPD	178 0,7 %	2602 13,5 %
		KPD		586 3 %
		Splitterparteien im Oberamt Balingen		
		Deutsche Volkspartei		319 1,6 %
		Volksrechtspartei		480 2,4 %
		Friedenspartei	51 0,2 %	
		Freiwirtschaftsbund		587 2,6 %
		Haeußerbund		3 —
		Parteilose Volkswirtschaftsgruppe		16 0,1 %
		Wirtschaftliche Vereinigung des württembergischen Mittelstandes		88 0,4 %
		Volksbund der entrechteten und betroffenen Sparer		906 4,6 %
		Republikanische Partei Deutschlands		13 —
		Land- und Volksbund		144 0,7 %
		Reichspartei des Mittelstandes		
		Deutsche Bauernpartei		
		Völk.-nat. Block		
		Christlich-soziale Reichspartei		
		Dt. Reichs- und Grundbesitzerpartei		
		Alte Sozial-Dem. Partei Deutschlands		
		Christlich-soziale Volksgemeinschaft		
		Nationale Volksgemeinschaft		
		Haus- und Grundbesitzer		

* Diese Zahl ist nicht unbedingt gesichert.

Die bei einer Wahl jeweils stärkste Partei ist unterstrichen.

und zum Bundestag 1949 im O.A. Balingen

3. Reichstag 7. 12. 1924	4. Reichstag 20. 5. 1928	5. Reichstag 14. 9. 1930	6. Reichstag 31. 7. 1932	7. Reichstag 6. 11. 1932	8. Reichstag 5. 3. 1933	1. Bundestag 14. 8. 1949	
29 885	32 995	35 658	36 663	37 579	37 637	Wahlberechtigt	42 207
19 161	17 564	26 175	25 062	23 439	30 073	Abgegebene Stimmen ,	22 801
64,1 %	53,5 %	73,4 %	68,3 %	62,3 %	82,3 %	Wahlbeteiligung	53,2 %
Stimmen- zahl anteil	Stimmen- zahl anteil	Stimmen- zahl anteil	Stimmen- zahl anteil	Stimmen- zahl anteil	Stimmen- zahl anteil	Parteien	Stimmen- zahl anteil
694 3,6 %	752 4,3 %	3310 12,6 %	7508 30,3 %	5856 25,2 %	12960 43,2 %		
2768 14,5 %	1436 8,5 %	1379 5,2 %	1174 4,6 %	1208 5,2 %	1413 4,7 %		
1926 10 %	2158 12,3 %	1634 6,2 %	779 3 %	780 3,4 %	691 2,3 %		
	297 1,7 %	2248 8,5 %	888 3,5 %	1188 5,1 %	1092 3,6 %		
4102 21,4 %	3237 18,4 %	3966** 15,1 %	2507 10 %	2522 11,3 %	2375 7,9 %	FDP/DVP	6083 26,3 %
2104 11 %	1909 10,9 %	2756 10,5 %	2941 11,7 %	2280 9,8 %	2950 9,8 %	CDU	7476 36,8 %
4575 23,9 %	4459 25,5 %	5825 22,2 %	4809 19 %	3078 12,4 %	4758 15,8 %	SPD	6434 27,9 %
1509 7,3 %	1043 5,9 %	3589 13,6 %	3891 15,5 %	5942 25,6 %	3669 12,2 %	KPD	2132 9,0 %
639 3,3 %	687 3,9 %	**	116 0,4 %	140 0,6 %	133 0,4 %		
	1083 6,2 %	941 3,5 %	193 0,7 %	189 0,8 %			
667 3,4 %							
7 —							
72 0,3 %							
	86 0,5 %						
	42 0,3 %	73 0,2 %			32 0,1 %		
	34 0,2 %						
	215 1,4 %						
	73 0,4 %						
	49 0,3 %						
		75 0,2 %					
		137 0,4 %					
		16 —					

** Deutsche Demokratische Partei und Deutsche Volkspartei kandidieren gemeinsam als Deutsche Staatspartei.

Die von Balingen

Von Dipl.-Ing. R. Kerndter

Aus dem Passus „in diesem anno 1564“ und aus ähnlichen Zeitangaben wird es wahrscheinlich, daß mit der Niederschrift der berühmten Zimmerischen Chronik vor nunmehr vierhundert Jahren begonnen wurde. Der Hendel-Verlag Meersburg gab 1932 dieses „geschriebene Nationalmuseum vergangenen deutschen Lebens“ heraus und stützte sich dabei auf die von K. Barack besorgte Ausgabe der Handschrift B, die eine Zierde der Fürstenbergischen Hofbibliothek in Donaueschingen bildet. Die Handschrift A auf Pergament ist ein mit viel Korrekturen, Zusätzen und Umstellungen versehenes Sammelwerk, während B auf Papier ohne wesentliche Änderungen geschrieben wurde und zweifellos die Reinschrift des Konzepts A darstellt. Den Rahmen der Chronik bildet die Familiengeschichte der Grafen von Zimmern, deren Burg einst bei Thalhausen zwischen Oberndorf und Rottweil stand. Das Werk, beginnend mit den Kriegstaten der Cimbern, weitet sich bald aus zu einem Geschichtswerk, das 600 Jahre europäischer Vergangenheit umfaßt und wegen seiner Reichhaltigkeit eine Fundgrube nicht nur für den Historiker, sondern auch für den Sprachforscher, Volkswirtschaftler, Psychologen, Juristen und Mediziner bildet. Zweifellos hat Graf Wilhelm Wernher von Zimmern auch manches Material zu der Chronik beigezeichnet, aber man nimmt heute mit Recht an, daß Graf Froben Christoph von Zimmern und sein Schreiber Johannes Müller die Verfasser sind. Müller war Zimmerischer Sekretär in Meßkirch und besaß offenbar soviel Bildung, daß er für Graf Froben nicht nur der Abschreiber war, sondern auch seinerseits manches Brauchbare zu der Chronik beisteuerte. Das Werk ist von fremdem Einfluß noch unberührt und für die kulturhistorische Forschung eines der besten Quellenwerke des 16. Jahrhunderts, das nicht zuletzt wegen seiner Urwüchsigkeit und seiner unverfälschten Sprache sich immer mehr Freunde gewann. Der Dichter Ludwig Uhland sagte von der Chronik, daß sie „vom frischen Hauche volkstümlicher Überlieferung berührt“ sei, und dem Hendel-Verlag gebührt Anerkennung auch dafür, daß er das Werk ungekürzt, also mit allen Derbheiten und Späßen, gleichsam Boccaccio und Herodot vereint, herausgab. Unter den vielen Namen und Orten der Chronik ist auch Balingen vertreten und es soll im folgenden genannt werden, was über „die von Balingen“ berichtet wird.

Über die Zugehörigkeit Balingens zur Schalksburgherrschaft spricht sich die Chronik an verschiedenen Stellen aus: „die graffschaft Schalzburg sampt dem stettlin Balingen“. Oder, 1308, „ain edelmann, genant Conrad von Balingen, war ain burger zu Rotweil.“ Oder: „Graf Friderrich von Zolern, der di herschaft Schalzburg sampt Balingen und deren zugehörden ingehapt“ — „Schalzburg, ob Balingen gelegen, welches dann dozimal für ain werlichs haus, demnach es ain sonderliche feste gelegenheit, geachtet ward“. Als Burgvogt auf der Schalksburg wird einmal „Balthasar Pfefferlin, gebürtig von Balingen“, genannt. Den Übergang Balingens an Württemberg 1403 (vgl. Sage vom Hirschguldin) motiviert die Chronik so: „alda ainer, so di graffschaft Zollern ingehapt, sainem vetter, so den halben andern thail der graffschaft zu Balingen besessen, dem dan zu trutz und zu laidt ain halbe nacht vor der Burg zu Balingen gepfffen und gedantzet und damit denselbigen also zu rath bewegt, das er sein halben thail der graffschaft Zollern dem graven von Württemberg umb ain gerings.. zu kaufen gegeben“.

An der Belagerung des Zollern durch

Württemberg und die Reichsstädte 1423 war bekanntlich auch Balingen beteiligt: „... die im Ballinger amt warden ufgemanet, auch zuzuziehen. Die waren die ersten so den perg belegerten, nachgends die Rotweiler.“

Zum Ehekontrakt des Konrad von Weitingen 1429 bemerkt der Chronist: „solchs hab ich gar in ainem alten protocol gefunden, ist ain wundergross copulat, hat vor vil jaren ain statschreiber von Balingen, so darvor der ungerüebigen Grafen von Zoller schreiber und sekretari gewest, hündler im verlasen.“ — Als Lehensmann der Zimmern erscheint auch ein Balingen: „Anno 1457, mitwoch nach Jacobi, hat herr Wernher freiherr zu Zimbern ain lehentag zu Mößkirch uf dem rathhaus gehalten, uf dem die lehenleut erschinen, insonderheit aber Wolf von Rosenfeld, Albrecht von Sünchingen, Jakob von Leinstetten, Hans von Auw, Hans Meringer von Balingen und andere mere“.

Ein altwürttembergisches Adelsgeschlecht waren die Bubenhofen: „Es ist zu wissen das di edelleut von Bubenhofen.. iren ursprung (haben) von der müle Bubenhofen unferr von Balingen gelegen“. Diese Bubenhofen werden auch im Zusammenhang mit einer Bauernrevolte im 15. Jahrhundert genannt: „Es hett grave Ulrich von Württemberg dem alten herr Wolfen von Bubenhofen, ritter, das Balingen ampt um achzehenthalf tausend guldin verpfendt... do machten die von Balingen.. ain meuterei wider die pfandherrn und zogen di pauren aigens gewalts mit gewerter Hand gen Balingen... und macht man allenthalben ain gross geschrei darauß So wardt uf der ander parthei grave Ulrich von Württemberg von den Balingen und den andern mitkonsorten auch aller handlung bericht; der besorgt es mechten im di von Rotweil oder di Schweizer in di schwenz fallen und vileucht Balingen in ain schein einnemen, das im hernach zu nachthail reichen möchte. Darumb schicht er ain raisigen zeug, auch etlich fusfolk gen Balingen in di besatzung“. Bubenhofen gab das Pfand zurück und die Unkosten wurden ihm erstattet: „dreithalf tausend guldin für ire erlittene kosten und schaden. Solch gelt und unkosten musten die im Balingen ampt erlegen und das hetten si an irer ufrur und meuterei gewonnen.“

Ähnlich erging es den Balingern in einem Streit der Bubenhofen mit Württemberg: „Es haben vor vil jaren di von Bubenhofen nit allain das schloß Schalzburg sondern auch Balingen das stätlein sampt dem ampt vom grav Ulrichen von Württemberg pfandsweis ingehapt“... ist... zu verstehen das inen Württemberg gern zu hauben het griffen und ursach gesucht, das Balingen ampt one gelt widerum von inen zu lesen.“ Konrad von Bubenhofen wendet sich an Rottweil, Hans an Kurfürst Friedrich von der Pfalz: „hirauff Württemberg erzürnt, nam Balingen und die pfandschaft aller ein, one Schalzburg.. (In Konstanz) wardt di sach guetlich vertragen also das den graven von Württemberg Balingen blieb, und ward denen von Bubenhofen ir pfandschilling, der sich auf zwanzig tausend guldin lüff, wider erlegt. Sollich gelt mueßt das stettlin Balingen und das ampt uffbringen und bezallen, wolten si anders ußer der sach kommen und nit in sorgen steen gar verderbt zu werden.“

Ein Jörg von Bubenhofen „sobaldt er erwuchse, hauset er zu ains würtz dochter zu Balingen, genant Stengel-Anna, dadurch ir vatter verursacht, sampt seinen freunden bemelten Jörgen ußerhalb Balingen zu verkuntschaften. Die fingen ime bei ain weldlin, drangen ine dahin, das er die Stengel-Anna zu ehe nemen mueste und wi man sagt ist es ain guete ee worden,

haben wol mitainandern gelept.“

Ausführlich wird in der Chronik über eine anscheinend schon im 16. Jahrhundert abgegangene St. Ulrichskapelle bei Balingen berichtet: Ein eine Mordtat sührender Graf „hat sich under Balingen in ainer ainöde an der Eihen nidergelassen. Dasselbst ist ain alts keppelin gestanden, genant zu Sant Ulrichen... Diß kirchle ist bei unsern zeiten... abgebrochen und zerstört worden außer anstiften ains predicanten zu Balingen und ains kellers oder amptmanns des fürsten daselbst..“ — „Insonderheit der letztst (der Grafen von Hohenberg), grave Sigmundt, ward vogt zu Balingen“. — Im Bauernkrieg „het der schwebisch pundt die pauren an der Tonow, im Algew und an andern oberlendischen orten gestillt. Der zog über den Hewberg und kam biß geen Ostdorf bei Balingen“. — Im Jahr 1554 waren offenbar Bemühungen im Gang, dem Grafen Wilhelm Wernher von Zimmern das Balingen Amt zu verschaffen: „... damit diser grav mit dem ampt zu Balingen, welches ime zu Zimbern ganz wol gelegen, und ainer statlichen besoldung wür versehen“.

Damit sind die Angaben der Chronik über „die von Balingen“, soweit es sich um namentliche Nennung handelt, erschöpft. Die Forschung hat inzwischen manches richtiggestellt, im ganzen liegt jedoch kein Grund vor, an der historischen Treue dieser Aufzeichnungen zu zweifeln. Graf Froben war ein weitgereister, gebildeter Mann, dem Urteil und Sachkenntnis bei der Abfassung der Chronik zuzutragen sind. Und auch sein Mitarbeiter Johannes Müller scheint kein Schreiber im gewöhnlichen Sinne gewesen zu sein. Benutzt und gesichtet wurde von ihnen reichliches Quellenmaterial, aber sie beklagen sich über „den unfleiß und di lüderlichkeit der alten im uffschreiben“ und den „grausamen vulkanus“, das Feuer, dem so manche alte Urkunde zum Opfer fiel. Vom Geschichtsschreiber wird gefordert: „wer von so gar alten sachen deutscher nation schreiben will, insonderheit von geschlechtern, dem thut noth, das er wol gefast mit historien, oder aber das er der sachen ain ansehen machen und glaublichen davon reden kann“. Die Sprache der Chronik ist ihrem Grundcharakter nach hochdeutsch, der schwäbisch-alemannische Dialekt spielt aber stark herein, auch finden sich viele fremdsprachliche Redewendungen und Zitate. Immer erfreulich bleibt aber für den Leser die Treuerzigkeit des Ausdrucks und die Ausschmückung des sachlichen Berichts mit Anekdoten, Randglossen und Späßen aller Art. Die Chronisten sagen selbst, wie man wirkungsvoll Geschichte zu schreiben hat: „man mueß zu zeiten den ernsthaftigen und laidigen fallen auch guete schwenk und ander bossen ankenken, damit die handlungen durchainandern vermischet und der leser guetwillig behalten werd“.

Aus der Weltpresse notiert:

Eine Mailänder Zeitung schrieb kürzlich: „In unserer Armee sind die Maulesel unentbehrlich. Vor allem sind die Gebirgstruppen auf die Intelligenz der Esel angewiesen.“

Im Gerichtsbericht einer Schweizer Zeitung hieß es: „Der Angeklagte wurde zu lebenslänglichem Kerker verurteilt. Die Untersuchungshaft von 191 Tagen gerät dabei in Abzug.“

Anschlag am Klubheim der New Yorker Heilsarmee: „Täglich nettes, anständiges Unterhaltungsprogramm, ausgenommen montags.“

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“ der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Der Wald im Kreis Balingen

Von Oberforstmeister Scheel, Tailfingen

Die Vollbeschäftigung in unserem Lande, eine Folge der stürmischen Wirtschaftsentwicklung der letzten Jahre, hat die mit der Natur als Urproduktion verbundenen Zweige wie Land- und Forstwirtschaft seit 10 bis 15 Jahren immer stärker in ihrer Bedeutung zurückgedrängt. Obwohl beide für Land und Volk zur Ernährung, Erholung, Erhaltung des Klimas, Reinhaltung von Quellgebieten und damit des Wassers und vielem anderem mehr unentbehrlich sind, sind sie im Überschwang des derzeitigen hektischen Geschäftsgebahrens fast ganz vergessen. Noch in den gar nicht so fernen Notzeiten nach 1945 — genau so war es übrigens nach 1918 oder in den Krisenzeiten nach 1931 — hatten viele ihr Herz für die Natur und das Land entdeckt. Leider sind aber nur wenige ihrer damaligen Liebe treu geblieben.

Es dürfte nun von einigem Interesse sein, da die Forstwirtschaft und ihre Erfolge sich über Menschengenerationen erstrecken und meist nur das gegenwärtige äußere Bild gesehen wird, sich einmal damit zu beschäftigen, wie sich eigentlich die Wälder, ihre Zusammensetzung und ihre Bedeutung nur im Kreis Balingen seit der Jahrhundertwende um 1800 bis heute entwickelt haben. Als Unterlagen konnten alte Beschreibungen des ehemaligen Forstamtes Rottweil mit dem damaligen Révier Margrethausen von 1780 und 1819 herangezogen werden. Ferner die Wirtschaftspläne des Staatswaldes und der Gemeinden bei den jeweiligen Forstämtern, die seit 1840-50 fast lückenlos vorhanden sind. Dazu die Privatwaldübersichten der Forstämter Balingen, Ebingen, Rosenfeld, Tailfingen und Wehingen. Daneben gibt die Kreisbeschreibung Balingen interessante Aufschlüsse und Zahlen.

Um ein genaueres Bild zu bekommen, ist zu beachten, daß der Albrauf, der sich quer durch den Kreis von Südwesten nach Nordosten hinzieht, mit der natürlichen Grenze des Nadelwaldes, insbesondere des Tannen-vorkommens zusammenfällt.

Daher ist im nordwestlichen Teil das Nadelholz seit jeher dominierend, während der südöstliche Teil mit der Albhochfläche vor 150 Jahren fast gänzlich dem Laubholz vorbehalten war. Diese Einteilung als **Albgebiet** und **Unterland** ist bei allen Tabellen der besseren Übersicht wegen beibehalten. Der Rückblick selbst soll die Entwicklung in einzelnen größeren Altersstufen zeigen und zwar für 1819, 1850, 1900 und 1963. Diese Jahre wurden genommen, weil 1819 für das Albgebiet genaue Unterlagen vorhanden sind. Die nächste Stufe (1850) wurde genommen, da ab dieser Zeit die ersten genauen forstlichen Wirtschaftspläne nach Durchführung der Landesvermessung des vorigen Jahrhunderts vorhanden sind. Auch erfolgte von diesem Zeitpunkt ab im Laubwald die Umstellung vom bis dahin gebräuchlichen Niederwald (40jähr. Stockaus-schlagwirtschaft) auf Hochwaldbetrieb. Die bisher übliche Waldweide für das Großvieh (Pferde und Kühe) wurde ebenfalls um 1850 zu Gunsten der Stallwirtschaft aufgegeben,

so daß für die Zeitstufe 1900 bereits die Entwicklung einer geplanten Bodenwirtschaft zu erkennen ist. Den Abschluß bildet das Jahr 1963/64, das die Weiterentwicklung

Gebiet	1819		1850		1900		1963	
	LW	NW	LW	NW	LW	NW	LW	NW
Zuwachs %	3587	147	4431	1305	4083	2793	4056	4419
Unterland	84	991	233	3919	319	4860	523	5855
Zuwachs %			0 %		0 %		120 %	148 %
Kreis	3671	1138	4664	5224	4402	7653	4579	10274
	4809		9888		12 055		14 853	
Holzart. Ant.	76	24	47	53	37	63	31	69 %

Der prozentuale Zuwachs der Waldflächen bezieht sich auf die Zeit ab 1850 bedingt durch die erwähnte Umstellung der Viehwirtschaft von Weide auf Stall. In der letzten Zeile der Tabelle ist die Veränderung des Holzartenanteils gegenüber der jeweiligen Gesamtwaldfläche zu ersehen. Dazu ist zu erwähnen, daß nach Ausführungen in den ersten Wirtschaftsplänen, das Nadelholz für die Hochalb insbesondere im Raum Ebingen als vollkommen ungeeignet abgelehnt wurde. Interessant ist, bei einem Flächenvergleich festzustellen, daß im Albgebiet die Laubholzfläche sich entgegen der prozentualen Abnahme im großen und ganzen erhalten hat. 1850 wurde wahrscheinlich ein Teil halbbestockter ehemaliger Weiden bei der Aufstellung der ersten Pläne als Wald übernommen, durch die Entwicklung der Forstwirtschaft und Einbringung von Fi vor allem Ta aber in Nadelbestände umgewandelt. Dieser Prozeß ist bis 1900 abgeschlossen. Allgemein setzte ab 1850 eine Aufforstungswelle auf schlechteren Böden ein, so daß von da ab der Nadelholzanteil sich ständig vergrößerte, was sowohl flächen- wie auch prozentmäßig abgelesen werden kann. Im Unterland dürfte die Zunahme des Laubholzanteils in der Begründung von leistungsfähigeren und krisen-festeren Mischbeständen auf geringeren Bö-

den als Auswirkung der modernen forstwirtschaftlichen Erkenntnisse zu suchen sein.

Mit der Ablösung der Waldweide, die seiner Zeit fast durchweg in den Randgebieten der Markungen ausgeübt wurde, und vor allem durch den Rückgang der Schafzucht blieben viele Flächen ungenutzt liegen, die nunmehr aufgeforstet wurden. Nach der Kreisbeschreibung gab es

Gebiet	1819		1850		1900		1963	
	LW	NW	LW	NW	LW	NW	LW	NW
Zuwachs %	3587	147	4431	1305	4083	2793	4056	4419
Unterland	84	991	233	3919	319	4860	523	5855
Zuwachs %			0 %		0 %		120 %	148 %
Kreis	3671	1138	4664	5224	4402	7653	4579	10274
	4809		9888		12 055		14 853	
Holzart. Ant.	76	24	47	53	37	63	31	69 %

den als Auswirkung der modernen forstwirtschaftlichen Erkenntnisse zu suchen sein.

Mit der Ablösung der Waldweide, die seiner Zeit fast durchweg in den Randgebieten der Markungen ausgeübt wurde, und vor allem durch den Rückgang der Schafzucht blieben viele Flächen ungenutzt liegen, die nunmehr aufgeforstet wurden. Nach der Kreisbeschreibung gab es

1840: 2110 Pferde, 10 450 St. Rindvieh, 15 150 Schafe. 1962: 754 Pferde, 17 400 St. Rindvieh, 3780 Schafe.

Die Pferde sind zumal in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr den Schlep-pern zum Opfer gefallen. Bei den Kühen dagegen erfolgte die intensive Stallhaltung. Die Wanderschäferei ging und geht ständig zurück. Diese Veränderung in der landwirtschaftlichen Viehhaltung ist nach der Beschreibung der Waldwirtschaftspläne mit der Hauptgrund der Vergrößerung der Forstfläche bei den Gemeinden. Für die Privatwälder, bei denen eine Aufteilung nach Holzarten für das vorige Jahrhundert nicht durchzuführen ist — die Beschreibung lautet meist Laubholz mit Nadelholzanteil oder umgekehrt — wurde die Zahl der Parzellen und die Gesamtfläche zum Entwicklungsvergleich genommen.

Gebiet	1819		1963		Flächen-Zunahme			
	Parz. Zahl	Fläche	Parz. Zahl	Fläche				
Zuwachs %	3587	147	4431	1305	4083	2793	4056	4419
Unterland	84	991	233	3919	319	4860	523	5855
Zuwachs %			0 %		0 %		120 %	148 %
Kreis	3671	1138	4664	5224	4402	7653	4579	10274
	4809		9888		12 055		14 853	
Holzart. Ant.	76	24	47	53	37	63	31	69 %

Während heute in allen 45 Gemeinden des Kreises Privatwälder anzutreffen sind, gab es um 1819 in einzelnen Gemeinden überhaupt keinen Privatwald, so z. B. in Bitz, Hossingen, Lautlingen oder Onstmettingen. Das ist auch festzustellen an den Steinriegeln, die in diesen Gemeinden zwischen den älteren Privatwaldparzellen anzutreffen sind, abgesehen davon, daß sie auch in der Privatwaldbeschreibung von 1780 und 1819 überhaupt nicht erwähnt wurden. Merkwürdig ist, daß zu dieser Zeit die Markung Tieringen ein besonderes Anzugsmoment gehabt haben muß, denn allein aus acht anliegenden Gemeinden waren deren Einwohner bereits an den Privatwäldern in Tieringen auf großen Flächen beteiligt.

Vergleicht man die Zahl der Waldparzel-

len, so ist sie 1963 fast achtmal so groß wie die recht genaue Zahl von 1819, da damals alle Besitzer mit Namen aufgezählt wurden. Bei der Waldfläche beträgt die Steigerung für den Kreis 340 Prozent gegenüber dem Ausgangsjahr 1819, wobei im Unterland die Erhöhung sogar 390 Prozent ausmacht. Dagegen hat die Parzellengröße von 0,57 ha auf 0,25 ha im Durchschnitt abgenommen. Hier wirkt sich außer der Vergrößerung der Bevölkerungszahl die nebenhergehende Erbteilung nachteilig aus. Für einen Forstmann sind größere Parzellen in dem langlebigen Wald besser, intensiver und ertragsreicher zu bewirtschaften, da viele Rand-schäden wegfallen, mit ein Grund des heutigen Aufteilungsverbot. Während bei den Gemeinden aufgegebene Weideflächen oder

Unländer zur Aufforstung heranstanden, ist bei den Privatwäldern häufig nicht immer ausgesprochen schlechtes Ackerland zu Wald geworden, als eine Folge der Aufgabe der für Württemberg typischen Feierabendbetriebe. Die Bemühungen der Landsiedlung durch Schaffung größerer und damit ertragreicherer Familienbetriebe wertvolles Ackerland zu erhalten, sollen dieser ernäh-

rungswirtschaftlichen Fehlentwicklung entgegenwirken. Trotzdem ist es merkwürdig, daß das durch sein rauhes Klima von Natur benachteiligte Gebiet der oberen Alb nicht den Waldzuwachs der privaten und öffentlichen Hand hatte im Vergleich zu dem landwirtschaftlich gesegneten Unterland. Hierzu die nachfolgende Tabelle:

	1819		1963	
Alb	255,4 ha	davon 4214 ha Wald = 16,5 %	9 870 ha	= 38,6 %
Unterland	222,7 ha	davon 1520 ha Wald = 6,8 %	8 099 ha	= 36,4 %
Kreis	478,1 ha	davon 5734 ha Wald = 12 %	17 969 ha	= 37,6 %

Interessant ist weiter ein Vergleich der Erträge aus den Wäldern. Zunächst wieder der Großwaldbesitz. Für die Zeit um 1819 lassen sich keine Zahlen ermitteln, da damals nur der Vorrat nach Klaftern und Welten einschließlich geplanter Nutzung sogar bis über das Jahr 2000 aufgezeichnet wurden. Ein Klaffer entspricht heute 2,37 fm bzw. 3,386 rm Schichtholz. Abrechnungen über den Anfall sind aus dieser Zeit nicht

vorhanden. Mit Aufstellung der Wirtschaftspläne ab 1850 sind jedoch Unterlagen vorhanden. In der nachfolgenden Übersicht ist der geplante Einschlag (Soll) dem durchgeführten Anfall (Hat) gegenübergestellt und diese Nutzung auf den Hektar umgerechnet. Die Aufteilung geht wegen der verschiedenartigen Holzartenzusammensetzung wieder nach Althochfläche und Unterland.

	1850		1900		1963	
	Soll	Hat	Soll	Hat	Soll	Hat
	fm	je ha	fm	je ha	fm	je ha
Alb	12 366	2,2	23 359	3,4	34 905	4,1
Unterl.	17 956	4,3	24 661	4,8	29 230	4,6
Kreis	30 322	3,1	48 020	3,8	64 135	4,3

Im Nadelholzgebiet des Unterlandes blieb die ha-Nutzung in den ganzen Jahren einigermaßen gleich. Die Steigerung des Hat von 1900 ist durch Sonderhiebe für öffentliche Aufgaben begründet, denn das Soll von 1900 beträgt nur 4,8 fm je ha. Für den Fachmann ist die Steigerung des Anfalls durch die intensivere Pflege zu erkennen. Anders dagegen auf der Alb. Um 1850 bei überwiegend Laubholzanteil und noch sehr jungem, ertraglosen Nadelholzern, war der Anfall nur 2,2 fm je ha. 1900 schon beginnen sich die Aufforstungen ab Jahrhundertmitte auszuwirken und die Nutzung steigt auf 3,8 fm. 1963 kommt sie mit 4,3 fm je ha fast an die Nadelhölzer des Unterlandes heran. Ganz werden sie nie deren Anfall erreichen, weil auf den Kalkböden der Alb naturbedingt immer ein ziemlicher Anteil von Laubholz vorhanden sein muß. Erwähnt werden soll, daß bei zwei Gemeinden des Kreises im Nadelholzgebiet Spitzenleistungen von 7 fm/ha erreicht werden.

Für die Kleinprivatwälder lassen sich leider keine Ergebnisse ermitteln, da der Anfall mehr oder weniger geschätzt werden müßte. Nur größere Einschläge, zu deren Durchführung Forstbeamte und Holzhauer herangezogen wurden, sind erfaßt. Die Überzahl der Nutzungen diente dem Privatgebrauch und wurde daher nicht verbucht. Es kann aber auf Grund vertraglich bewirtschafteten Kleinprivatwaldes durchaus unterstellt werden, daß die Nutzung genau so hoch wie bei den Gemeinden sein kann, also etwa 4 fm je ha. Großprivatwälder haben diese Einschlagshöhe stets erreicht. Bleibt man vorsichtshalber bei einem möglichen Anfall von 3 fm, würde das eine Nutzung von rund 9300 fm ergeben, so daß im Kreis mit einem möglichen Gesamtanfall von rd. 75 400 fm gerechnet werden kann, je Kopf der Bevölkerung wären das 0,8 fm, bei 0,18 ha Waldanteil. Zahlen, die gar nicht so unbeachtlich sind, wenn man dagegen vergleicht, daß im Bundesgebiet der Anfall 0,5 fm bzw. die Waldfläche in Baden-Württemberg 0,16 ha betragen und im Kreis der Waldanteil rund 37,6 Prozent ausmacht.

Sortenmäßig würden sich die 75 400 fm nach den Ergebnissen der letzten Jahre etwa wie folgt verteilen:

57% Nadelstammholz	= 43 000 fm
18% NaFaserholz	= 13 550 fm
4% Laubnutzholz	= 2 450 fm
21% Brenn- und Schichtholz	= 16 400 fm

Über die Preise und Erlöse soll im Rahmen dieses Aufsatzes nichts geschrieben

werden. Für den Nichtforstmann muß aber erwähnt werden, daß das Holz seit Jahren schon den Gesetzen des freien Marktes unterworfen ist. Bei freier Einfuhr von Holz und Holzprodukten fast jeder Art sind die Preise dem Weltmarkt angepaßt und machen dessen Schwankungen nach oben und unten mit. Einen Einfuhrstopp, wie ihn andere Industriezweige immer wieder fordern und auch erreichen, gibt es hier nicht und trotzdem sind die Erträge für viele Waldbesitzer selbst bei den derzeit gesunkenen

Rohpreisen und gestiegenen Löhnen durchaus noch beachtlich. Sie rechtfertigen aber nicht die in manchen Teilen des Kreises gezahlten Irrsinnpreise bei Waldgrundstücken, als ob darunter Erdölquellen liegen würden.

Ein unbefangener und wenig kritischer Beobachter könnte nach diesen Ausführungen sagen, Holz und Wald haben wir in unserem Kreis ja noch genug. Der Wald hat sogar ganz erheblich zugenommen; warum also liest man in den Zeitungen immer wieder, daß der Wald so gefährdet sei, hier ist ja das Gegenteil festzustellen. Zu einem so voreiligen Urteil ist zu bemerken, daß die Bundesrepublik nicht allein aus dem Kreis Balingen besteht. Z. B. schon in unserer nächsten Nachbarschaft, dem Bodenseegebiet, ist nach einer Zeitungsnotiz vom April 1964 nach Durchführung der vorgesehenen Planungen, wie Universität Konstanz, Autobahnbau, militärische Anlagen, Siedlungen, Stromleitungen, Industrieanlagen u. a. m. mit einem Verlust von über 1100 ha Wald in den nächsten Jahren in diesem ausgesprochenen Fremdengebiet zu rechnen. Gewisse Ähnlichkeiten lassen sich im Balingungsgebiet Stuttgart und an vielen anderen Orten feststellen. Täglich geht allein in diesen übersiedelten Teilen 70 ha Wald verloren, der gerade dort zur Gesunderhaltung der Bevölkerung als Erholungslandschaft dringend notwendig ist. Die Auswirkungen der Waldverwüstungen sieht man in den Mittelmeerländern, die heute alles tun, um durch Aufforstung wieder eine gesunde Landschaft zu bekommen. Es ist erwiesen, daß der Untergang der ältesten uns bekannten Kulturen und die Vernichtung des Waldes in ursächlichem Zusammenhang stehen. Sagt doch ein altes französisches Wort:

Wenn der Wald stirbt, stirbt das Volk.
Sind wir daher dankbar, daß dieser Raubbau an der Natur im Kreis Balingen zu unserer aller Wohl noch nicht eingetreten ist.

Kloster Alpirsbach

Grund-, Lehens- und Zinsherr im Kreis Balingen / Von Kurt Wedler

Schon im 8. und 9. Jahrhundert traten die alten Benediktiner-Stammklöster St. Gallen, Reichenau und Hirsau im Kreis Balingen als Grundherren auf. Im 11. Jahrhundert kamen dann nach der cluniazensischen Reform auch St. Blasien und die Neugründungen St. Georgen (1093) und Alpirsbach (1095) hinzu. Stiftungen der Kaiser, Könige, Grafen und anderer adliger Herren haben die Klöster so reich begabt, daß sie später ihren Besitz durch Kauf noch erweitern konnten. Damit erlangten sie teilweise bedeutende wirtschaftliche und politische Machtpositionen, vor allem aber wirkte ihre kulturelle und landwirtschaftliche Tätigkeit in weiteste Kreise des Volkes hinein.

In 18 Gemeinden des Kreises hatte das Kloster Alpirsbach Grundbesitz und diese Güter wurden besonderen Pflegern in Balingen, Rosenfeld und in Rottweil anvertraut. Auch eine Genossenschaft besonderer Art bestand, der Verband der „Gotteshausleute“, die mit eigener Gerichtsbarkeit ausgestattet waren. In Wittershausen und Gruol z. B. gab es Alpirsbacher Klostergerichte, die, wie überliefert ist, für die Untertanen in Engstlatt zuständig waren. Diese Untertanen sind, wie z. B. auch in Balingen oder Geislingen, Leibeigene des Klosters gewesen.

Den größten Besitz hatte Alpirsbach in Engstlatt, nämlich den 1390 genannten Selhof, der wohl ein ehemaliger Maierhof war. In der Kreisbeschreibung ist darüber folgender origineller Zusatz zu lesen: „Der Balingen Pfleger des Klosters Alpirsbach durfte dort jährlich zwei Herbergen ansprechen, d. h. zwei Bewirtungen fordern und dabei einen Balingen Freund sowie einen, der ihm unterwegs begegnete, eine

Dame und ein Hündlein mitbringen“. — Auch der Rangendinger Hof, das Reblinsgut und die Rosenfelder- und Stöfflerlehen in Engstlatt gehörten zu Alpirsbach.

Mehr oder weniger Besitz hatte das Kloster in Balingen, Bickelsberg, Brittheim, Dormettingen, Dotternhausen, Endingen, Erlaheim, Erzingen mit Bronnhaupten, Geislingen, Laufen, Leidringen, Ostdorf, Rosenfeld, Roßwangen, Schömburg, Täbingen und Zimmern.

In diesem Zusammenhang ist es wohl angebracht, auch etwas über die Geschichte dieses Klosters, über die Schönheit seines Kirchenraumes und über das Leben in dem Klosterverband zu berichten.

Was mag es für eine Zeit gewesen sein, als vor bald 900 Jahren die Mönche hinaus-zogen in die Buntsandsteinbrüche, um die Bausteine zu brechen, die wuchtigen Säulen zu formen, die Quader zu schichten nach Maß und Zahl und den edlen Bau zu gestalten, der heute noch die Kunstverständigen aus aller Welt anzieht?

Die Klostergründungen gingen Hand in Hand mit der christlichen Missionierung im alemannischen und fränkischen Raum. Sie lagen mit Ausnahme des Inselklosters Reichenau inmitten oder am Rande von unzugänglichen Urwaldgebieten, denn die Mönche waren Bahnbrecher in der Kultivierung des Bodens, vor allem im Obst-, Garten- und Weinbau. Sie rodeten und pflanzten, aber sie förderten auch die handwerkliche Ausbildung in einer geschlossenen Klosterwirtschaft, bauten Kirchen, richteten Klosterschulen ein, waren mit ihrer weltweiten Geistigkeit Ratgeber der Großen des Reiches, pflegten Musik, Kunst und Wissenschaft und waren so der bedeu-

tendste Kulturfaktor im abendländischen Raum.

Entstehung des Klosters

Alpirsbach gehört nicht der ersten Bauperiode an, aber seine Gründung kommt aus der benediktinischen Tradition des „Bete und arbeite“, die nach einer Krise zu Anfang des 11. Jahrhunderts in geläuterter und vertiefter Weise weitergeführt wurde. Als im Jahr 1000 die Wiederkehr des „Herrn“ (chiliasmatische Erwartung) nicht eintrat, geriet das Leben in den Klöstern in Verfall. Aber schon nach der Mitte des 11. Jahrhunderts setzte von Cluny (Burgund) aus eine tiefgreifende Reformbewegung ein, die von Abt Wilhelm im Kloster Hirsau nach deutschem Geist gewandelt wurde. Hirsau wurde unter diesem klugen Abt, der ein hervorragender Mensch, Gelehrter, Politiker und Schriftsteller war, Mittelpunkt einer neuen mönchischen Bewegung. Es ist zugleich die Zeit des starken Papstes Gregor VII. (Canossa 1077) und die Epoche der beginnenden Kreuzzüge (1. Kreuzzug 1096 bis 1099). Diese mächtige Bewegung läßt sich nur aus einer gewaltigen religiösen Begeisterung heraus deuten, die zu übermenschlichen Leistungen befähigte. Eine Fülle von Klostergründungen ist in dieser Zeit zu verzeichnen.

Das Kloster Alpirsbach, das im Jahr 1095 gegründet wurde, ist das am besten erhaltene Beispiel hirsauischen Geistes. Kraftvoll und eindringlich wirkt die herbe Größe



Stifter-Wappen

dieser Kreuzbasilika in der architektonischen Gesamtstimmung. Man erlebt in dem wohlabgemessenen Raum mit seiner flachen Holzdecke noch den hohen zuchtvollen Geist des mittelalterlichen Mönchtums in seiner Baugesinnung.

Drei Stifter des Klosters werden genannt: Adalbert von Zollern, der später selbst als Mönch ins Kloster eintrat, Alwik von Sulz und Ruotmann von Neckarhausen. Ihre Wappen finden wir über der Tür zum Kapitelsaal im östlichen Kreuzgang. Im Jahr 1099 wurde die Klosterkirche von dem apostolischen Legaten, Bischof Gebhard von Konstanz und dem Abt Uto von St. Blasien



Münster Alpirsbach (Ostseite)

zu Ehren des hl. Kreuzes, der hl. Maria und dem hl. Benedikt, dem Ordensgründer, geweiht.

Die Schönheit des Kirchenraumes

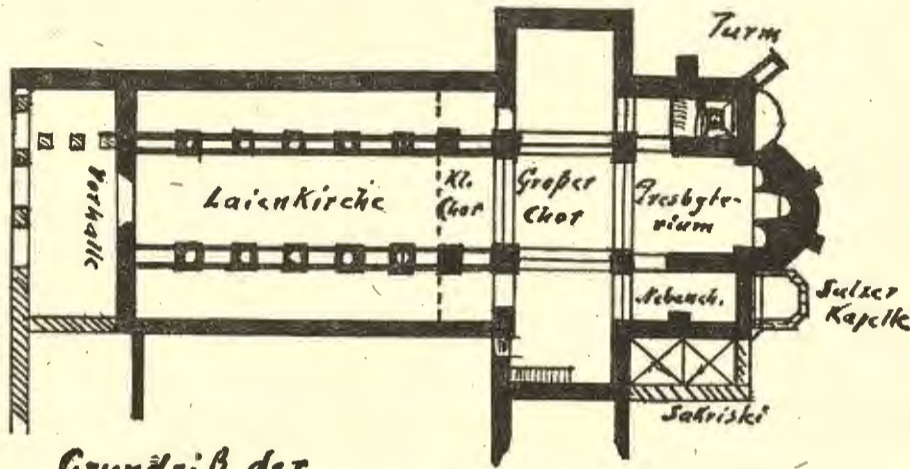
Schauen wir von Osten her von dem kleinen Park, der einst Friedhof der Mönche

war, auf das Münster, so staunen wir über diesen harmonischen Bau, wie er so wuchtig und wohlgegliedert aufragt. Die Unregelmäßigkeit, die durch das Fehlen des Südturmes und die späteren Anbauten entstanden ist, gibt dieser Schauseite einen besonders malerischen Zug. Am Turm selbst können wir Bauperioden von der Romanik über die Spätgotik bis zur Renaissance feststellen, er schließt oben mit dem abgetreppten Satteldiebel.

Im Mittelalter war die Basilika im Kirchenbau bindende Gestalt. Diese Basilika, die in frühchristlicher Zeit aus der römischen Versammlungshalle übernommen wurde, zeigt im Aufriß ein hohes Mittel-

lenpaar war die Laienkirche zu Ende, am darauffolgenden Pfeilerpaar war eine steinerne Chorschranke angebracht, die die Mönchskirche von der Laienkirche trennte. Davor stand ein Kreuzaltar für die Laien. Dahinter war der kleine Chor, der durch das Gestühl des Abtes und der Senioren vom großen Chor getrennt war. Im Presbyterium fand der Hauptaltar freistehend seinen Platz. Der jetzige Hochaltar stammt aus dem 16. Jahrhundert. Er zeigt im Schrein eine gut geschnitzte Marienkrönung, in den Flügeln braun in braun gemalt, innen die Verkündigung, außen die Geißelung und die Dornenkrönung.

Eigenartig ist der Abschluß des Haupt-



Grundriß der Klosterkirche Alpirsbach

schiff und zwei niedere Seitenschiffe. Alpirsbach hat, entsprechend der Hirsauer Bauweise, die Kreuzbasilika, das heißt, das Mittelschiff wurde durch ein hohes Querschiff gekreuzt. Ein Blick auf den Grundriß läßt ein streng gebundenes System in der Bauweise erkennen. Die Vierung, der Raum, wo sich Mittelschiff und Querschiff überschneiden, zeigt die Maße 8,8 m im Quadrat. Dieses Quadrat erscheint im Mittelschiff sechsmal, im Querschiff dreimal.



Münster Alpirsbach (Mittelschiffarkaden)

Die Seitenschiffe sind nur halb so breit und sind durch sieben Arkadenbögen vom Mittelschiff getrennt.

Im Innern stehen wir ergriffen vor dieser steingewordenen „Gotteshymne“, die aus den religiösen und künstlerischen Kräften jener Zeit in ausgewogenen Maßen und Verhältnissen gestaltet wurde. Die Maße des Grundrisses werden in die Senkrechte übertragen und um den aus bunten Steinen geformten Fischgrätenfries kühn überhöht. Wie fünf Riesenpaare stehen die mächtigen Säulen da und tragen über den Arkaden die Mittelschiffwände. Ihr Fuß ist schlicht geformt, der untere Wulst an den Ecken verstärkt. Der Schaft, der sich nach oben verjüngt, ist aus einem Stein gehauen und mißt 4,21 m. Der Kopf, das Kapitell hat Würfelform mit unten abgerundeten Ecken. Mit dem fünften, originell verzierten Säu-

chores, der ein Halbrund (Apsis) bildet, in das unten drei kleine Altarnischen eingelassen sind, von denen die mittlere durch ein Tonnengewölbe weiter nach Osten gezogen ist. In diesem Gewölbe finden wir noch romanische Wandmalerei aus der Mitte des 12. Jahrhunderts. Im oberen Teil der Apsis ist eine Plattform wieder mit einem Altar, der von der Nordempore aus zugänglich war, und hier strömt nun das Licht durch die drei spätgotischen Maßwerkfenster in den Chorraum ein. Wir blicken vom Hauptaltar zurück in die mächtige Vierung mit den hohen Schwibbogen zur Westwand mit der eingelassenen Empore und sind erneut beeindruckt von der edlen Gliederung dieses schönen erhabenen Baues.

In Fortsetzung der Seitenschiffe liegen neben dem Hauptchor die beiden Nebenchöre, die den Gebetsübungen und Geißelungen der Mönche dienten. Der nördliche ist nicht mehr zugänglich, der südliche wurde spätgotisch verlängert zur Sulzer Taufkapelle.

Bemerkenswert sind auch die vielen Grabsteine vom 12. bis 16. Jahrhundert, unter denen der an der Pforte zum Kreuzgang durch seine vornehme Linienführung herausragt. Wir wollen aber auch die Sakristei nicht vergessen, diesen schön gewölbten Raum in burgundischer Frühgotik mit den an der Wand hochsteigenden Halbsäulen, Schildbogen, Schlußsteinen und den neuentdeckten Wandmalereien aus dem 13. Jahrhundert.

Der Mönch im Kloster

„Siebenmal täglich verkündige ich dein Lob!“, so singt der Psalmist. Dieses Gotteslob hat Benedikt von Nursia in seine Ordensregel aufgenommen und die sieben Stundengebete für die Mönche festgelegt. Etwa mit Tagesanbruch begannen die Laudes, als Morgengebet kam die Prim, die Terz war um neun Uhr, um zwölf die Sext, um drei Uhr die Non, die Vesper vor Sonnenuntergang und die Komplet als Abend-

gebet vor dem Schlafengehen. Ein oder zwei Stunden nach Mitternacht wurden als besonderes Gebet noch die Vigilien (heute Matutin) abgehalten. Der eigentliche Sinn des Mönchtums ist ja der Gottesdienst, die Hingabe des Menschen an seinen Schöpfer. Dies geschieht am eindringlichsten im lobenden und preisenden Gebet im ewigen Rhythmus der Tage und Jahre, und wer sich hier freiwillig und bereit einordnet, der erringt jene außergewöhnliche Stille der Seele, die ihn befähigt, allem Vergänglichem

durch Wärmestuben und geeigneterer Unterkleidung gebessert.

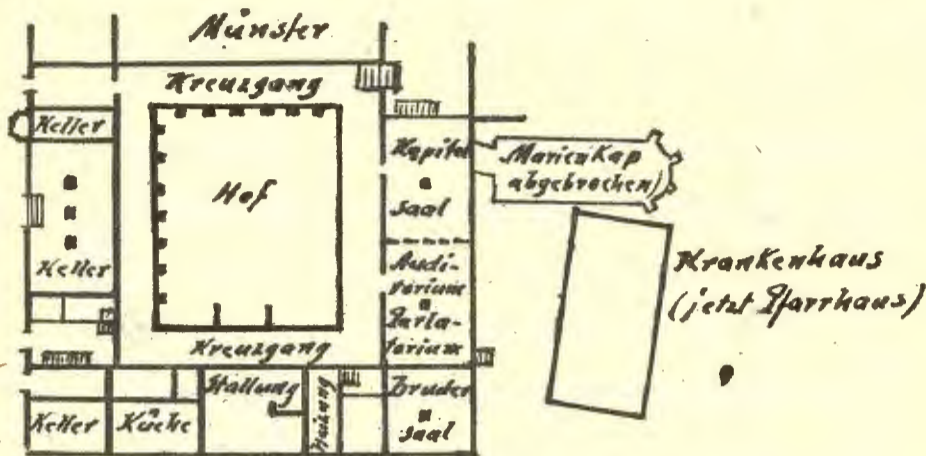
Nach dem Morgengebet, der Prim, versammelten sich die Mönche im Kapitelsaal. Hier wurde zunächst ein Kapitel aus der Schrift verlesen, und dann besprach man allgemeine Angelegenheiten des Klosters. Verstöße gegen die Regel und die Ordnung gab es zu ahnden (einem das Kapitel verlesen) und die Tagesarbeit der Mönche einzuteilen. Auch die Abtswahlen fanden in diesem Raum statt. Außer Verwarnungen

und die Novizen (die werdenden Mönche) in Gehorsam verpflichtet. In einem größeren Kloster wie Alpirsbach standen aber dem Abt in der Verwaltung noch besonders ausgesuchte und geeignete Mönche zur Seite, so der Vorratsmeister für Nahrung und Kleidung, der Pförtner, der Novizenmeister, der Kassier, der Bibliothekar, der Kantor, der Sakristan, der Krankenpfleger usw. Jeder Mönch mußte nach der Ordensregel das dreifache Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams ablegen. Im Spätmittelalter wurden auch bei den Benediktinern für die handwerklichen und landwirtschaftlichen Arbeiten neben den nichtmönchischen Knechten Laienbrüder aufgenommen, die unter einer besonderen, etwas freieren Regel standen (Frater). Die Laienbrüder nahmen ihre Weisungen im Parlatorium (Sprechsaal) oder Auditorium (Hörsaal) entgegen und hatten einen besonderen Aufenthaltsraum, den Brudersaal, der ursprünglich Bekleidungskammer war.

Kapitelsaal und Auditorium werden heute als evangelische Winterkirche verwendet. Die Wand zum Kreuzgang hin hat noch die ursprüngliche romanische Form aus dem 12. Jahrhundert bewahrt.

Im oberen Westflügel des Klosters lagen Gasträume und die Abtswohnung, von der noch die schöne flachgewölbte Abtsstube mit dem spätgotischen Abtserker erhalten ist (Privatwohnung).

Die Konventsgebäude gruppieren sich um den fast quadratischen Kreuzgang, der etwa



Grundriß der Klosteranlage Alpirsbach

entrickt zu sein. Die 150 Psalmen jede Woche, Lesungen aus der Heiligen Schrift und die mitreißenden Wechselgesänge (Antiphonen und Responsorien) erklangen im Oratorium (Gebetsraum) oder später im Mönchschor, so wie man es heute in Beuron noch miterleben kann.

Ursprünglich schliefen die Mönche in einem gemeinsamen Schlafsaal (Dormitorium), der von der Kirche aus über eine Treppe zu erreichen war und über dem Kapitelsaal, dem Auditorium und dem Brudersaal im Ostflügel des Klosterbaues lag. Angekleidet und gegürtet schliefen die Mönche bei brennendem Licht unter Aufsicht eines Seniors. Erst im Spätmittelalter wurden unter dem Abt Hieronymus (1479—1495) die heute noch vorhandenen Zellen eingebaut, um den Mönchen das Studium der Theologie in einem eigenen Raum zu ermöglichen. Auch die beiden Mahlzeiten des Tages wurden gemeinsam im Speisesaal (Refektorium) eingenommen unter Aufsicht des Abtes oder des Priors. Es durfte während des Essens nicht gesprochen werden, einer der Mönche las deshalb im Wechsel aus der Hl. Schrift vor. Mittags und abends gab es je zwei gekochte Speisen, wenn vorhanden, auch Obst und Gemüse. Fleisch war ursprünglich nur mit Genehmigung des Abtes für Kranke erlaubt. Ein Pfund Brot und ein halber Liter Wein oder Bier standen dem Mönch täglich noch zu. Das Refektorium lag im Südflügel über Stallung und Küche, es wird heute mit den unteren Räumen als katholische Kirche verwendet. Die winterliche Kälte machte den Mönchen in der ungeheizten Kirche und den feuchten Schlafsälen schwer zu schaffen, so daß Krankheit, vor allem die Schwindsucht, ihre Reihen sehr dezimierte. Das relativ große Krankenhaus beweist diese Tatsache. Die abgebrochene Marienkapelle diente den kranken Mönchen als Gotteshaus und Gebetsraum. Das Durchschnittsalter des mittelalterlichen Mönches betrug 30 Jahre. Erst im Spätmittelalter wurden die Verhältnisse

gab es als Strafen den Ausschluß vom gemeinsamen Essen und Beten, die körperliche Züchtigung, Gefängnisstrafen und auch die Entlassung aus dem Kloster. Da die Klöster nach der benediktinischen Tradition („bete und arbeite“) Selbstversorger waren, mußte die landwirtschaftliche Arbeit, der Küchen- und Kellerdienst, Mühle und Bäckerei und alle Handwerksarbeiten von den Mönchen übernommen werden. Stallung, Küche und Kellerräume nehmen daher in jedem Kloster viel Raum in Anspruch. Weitere Wirtschaftsgebäude gehörten in aufgelockertem Verband, umgeben von einer alles umfassenden Mauer, auch zum Alpirsbacher Kloster. Die sog. Burg war der Sitz des Vogtes, also des Schutzherrn des Klosters, der zunächst aus dem Stiftergeschlecht der Zollern, später aus



Außenwand des Kapitelsaales

dem Teck'schen Geschlecht stammte. Manche Mönche widmeten sich auch dem Bücherabschreiben, den bildenden Künsten und gelehrten Studien, und andere pflegten Musik und richteten Schulen ein. All diese Arbeiten wurden verrichtet zwischen den einzelnen Gebetszeiten, den Offizien, zu denen alle Mönche verpflichtet waren.

Der Abt war der oberste des Klosters, dem als Stellvertreter und Helfer der Prior (Probst) zur Seite stand. Ihm waren die Mönche (Konventualen oder Kapitularen)



Kreuzgang

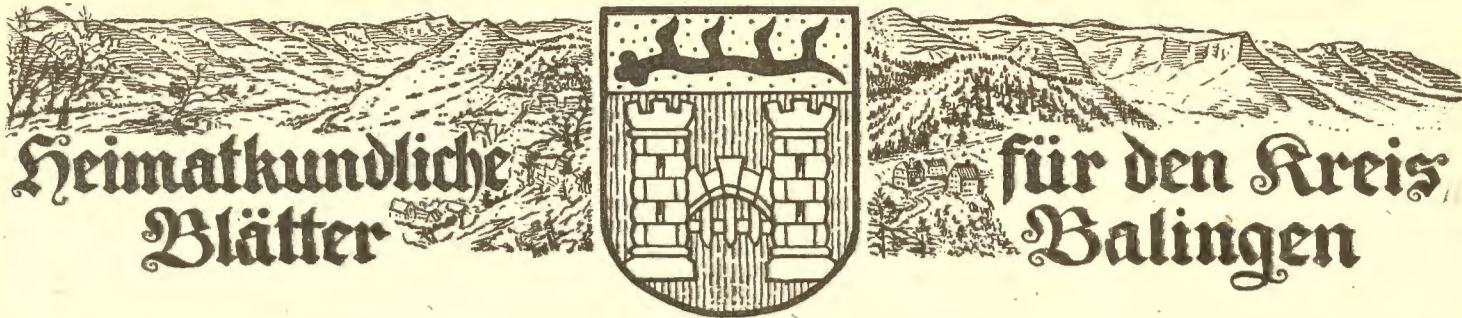
um 1481 — 1494 in spätgotischen Formen erneuert wurde. Schöne Rippengewölbe, von denen die im Ostflügel besonders reizvoll sind, interessante, vielfältige Schlußsteine und reiche Maßwerfenster zieren dieses Kernstück der Klosteranlage. Hier finden alljährlich die vielbesuchten Kreuzgangkonzerte statt.

Im Jahr 1534 führte Herzog Ulrich die Reformation ein, und damit hatte das mönchische Leben in Alpirsbach ein Ende gefunden. Der bekannte Reformator Ambrosius Blarer war selbst noch Mönch dort und führte nun die neue Lehre im Südteil des Landes ein. Von 1556 bis 1595 bestand im Kloster eine evangelische Klosterschule für angehende reformierte Pfarrer. Heute sind Kirche und Kloster im Besitz des Staates und stehen unter Denkmalschutz.

Aus der Weltpresse notiert:

Verwegene Gangster überkletterten in Liverpool die hohe Mauer des Walton-Gefängnisses, brachen in den Kassenraum ein, knackten den Geldschrank und entkamen mit der Beute. Wärter und Gefangene merkten nichts von alledem.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingener Volksfreunds“ der „Ebingener Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.



Als Ebingen noch ein kleines Landstädtchen war

Von Dr. Walter Stettner

Der Wunsch nach gerechter Steuer- und Lastenverteilung war früher so lebhaft wie heute. Vor 250 Jahren bemühte sich Herzog Eberhard Ludwig, der Erbauer von Schloß und Stadt Ludwigsburg, zusammen mit seiner „Landschaft“, wir würden heute sagen, mit seinem Landtag, in dieser Hinsicht gesündere Verhältnisse zu schaffen durch eine Änderung des Steuerfußes. Richtlinien ergingen für die Besteuerung des Grund und Bodens, des Handels und Gewerbes, der Vermögen und der Einkünfte in Geld oder Naturalien. Herzogliche Kommissare reisten durchs Land und stellten überall Soll und Haben zusammen. Sie ließen jedes einzelne Grundstück vermessen, sie teilten Äcker und Wiesen in je zehn Güteklassen ein (bei uns kamen überhaupt keine Felder in die beiden ersten Klassen), sie stellten die Einkünfte der Gemeinden und der Stiftungen zusammen, sie schätzten den Umsatz jedes einzelnen Handwerkers und Kaufmanns usw. Vom Herbst 1718 bis zum Frühjahr des folgenden Jahres besorgte dieses Geschäft in Ebingen der Steuerrevisionskommissarius Alexander Jakob Lutz, der zuvor Stadt und Amt Balingen revidiert und dabei Land und Leute gründlich kennen gelernt hatte. Seine Aufzeichnungen, die jetzt im Staatsarchiv Ludwigsburg liegen, vermögen uns einen genauen Einblick in die wirtschaftlichen Verhältnisse der Stadt und ihrer Bewohner zu vermitteln und sind dafür von unschätzbarem Wert. Sie sind auch im Abschnitt Ebingen der Kreisbeschreibung verwertet. Da sie aber sehr ins einzelne gehen, soll hier von einer Ausbreitung des umfangreichen Materials abgesehen werden. Lutz gibt aber zum Schluß noch eine Zusammenfassung seiner Erhebungen, die geeignet ist, auch weitere Kreise anzusprechen. In dem Bericht, der vom 16. April 1719 datiert ist, wird offenkundig, daß Ebingen damals noch ein bescheidenes Landstädtchen war, in dem kein unnützer Aufwand getrieben wurde.

Da heißt es zunächst von den **Häusern**: Es hat hier eine zahlreiche Einwohnerschaft. Jeder will einen eigenen Unterschlupf haben. Daher sind die Häuser in ziemlichem Wert; manche armen Bürger, die Häuser kaufen, können sie nicht halten und müssen sie wieder weiterverkaufen. An den Häusern habe ich keine Kostbarkeit oder besondere Einbauten und Bequemlichkeiten angetroffen. Die meisten sind mit darein gerichteten Scheuern gebaut, wo man anstatt des Hausohrs einen Tennen hat. In vielen Häusern gibt es zwei Wohnungen mit einer Schiedwand in der Mitte. In den Vorstädten stehen die meisten Häuser auf der Allmand; darunter sind so schlechte Häuslen und Hütten, wie man sie je in einem Flecken antreffen mag. Gute Häuser wurden für 600 bis 1100 fl. angeschlagen, mittlere für 200 bis 500, die geringsten für 50 bis 190 fl.

Der **Fruchtwachs** ist nicht mehr so gut wie in Balingen. Auf den steinigen Feldern steht die Frucht nicht so dick, auch die Halme sind ziemlich schwach, so daß sie von Wind und Regen leicht niedergedrückt wer-

den, dann wird die Frucht taub und leicht. Daher wurden die besten Äcker in die dritte Klasse eingereiht. Jeder dritte Einwohner hat kein Stück eigenen Boden.

An Weidfläche hat Ebingen einen Ueberschuß, aber der Fehler ist, daß sie auf den Bergen liegt und es dort kein Wasser für das Vieh hat, obwohl man große Unkosten darauf verwendet hat, eine Hülbe zu machen und darin das Regenwasser aufzufangen und festzubannen; das war umsonst. So muß die Viehherde täglich zwei- bis dreimal eine Steige auf- und abgejagt und unten im Tal aus einem Weiher oder See (dem Kühweiher) getränkt werden. Dadurch ermattet das Vieh, so daß ihm die Weide wenig nützt. Eine Kuh, die des Tages drei bis vier Häfen Milch gebe, sei schon ein Ausbund von Kuh. Besonders das Rindvieh leidet unter dem Wassermangel; daher müssen sich Bürger mit größerem Haushalt mit Vieh überstellen (viel Vieh halten).

Die Stadt hat ziemlich **Waldungen**, zieht aber daraus nur das jährliche Brennholz für die Bürger. Sonst kann man nichts versilbern. Man wünschte sich statt der Buchen- auch Tannenwälder und gäbe gern zwei Morgen Buchen- für einen Morgen Tannenwald.

Ueber 1000 Morgen sind wüste Aecker, Wiesen und Wälder: Felsen, Steinriegel

und anderes wildes Wesen, wovon man nie einen Ertrag haben wird.

Wildpret- und Wasserschaden halten sich in engen Grenzen. Ein Weiher bei Ebingen ist nie mit Fischen besetzt (im Jahrhundert zuvor war es wohl!), wird nur zur Viehtränke erhalten. Das Fischwasser der Schmeihe gehört unter das Vermögen der Stadt.

Die **Kaufleute** und Händler klagen, daß sie bei der geldklemmen Zeit wenig Erlösen und daß das meiste auf Borg hinausgehe. Da Ebingen kein Amt habe, müsse man meist auf die Märkte, aber da kämen oft kaum die Unkosten heraus.

Mit **Handwerkern** ist das Städtchen genug versehen, ja meistens übersetzt. Auch sie müssen auf die Märkte, da Ebingen keine Amtsflecken hat, und können sich nur kümmerlich ernähren.

Auch mit den **Wirtschaften** lasse sich kein Staat machen, da keine besondere Passage oder Hauptlandstraße hier durchgehe und wenig Personen hohen oder niederen Standes verkehrten. Auch wenig Fuhrleute benützten diese Straßen, sie machten ihr Hauptgeschäft an den Jahr- und Wochenmärkten.

Die Bürger bringen sich immerhin ziemlich wohl durch, nähren sich aber sauer und sind früh und spät am Werk, wie das Sprichwort bei ihnen geht, bis die Balingen allgemach aus den Betten schlupften, hätten die Ebinger bereits einen Morgen Acker gerüstet.

Schönheit und Wunder unserer Felsenbewohner

Von Fritz Scheerer

Was kann es für den Wanderer Schöneres geben, als auf einem der frei vorspringenden und schroff abstürzenden Felsenhäupter des Steilrandes unserer Berge zu stehen und Ausblick zu halten auf das lachende Tal in üppigem Grün mit seinen uralten Städtelein und heimelig zwischen Obstwäldern versteckten Dörfern. Ist dann das Auge satt vom schauen, so hat unser Standort noch einen Genuß anderer Art bereit. Hier, auf dem Scheitel der altersgrauen Felsen mit ihren breiten Platten, ihren hohen Felstürmen, „Nasen“, Löchern, überhängenden Wänden und steilen Geröllhalden wohnt eine Pflanzengesellschaft in Ritzen und in Spalten, auf Bändern und Vorsprüngen, die durch ihre edle Eigenart, ihre Schönheit und den Reichtum ihrer Formen und Farben unsere Liebe und Bewunderung verdient. Selbst für das Empfinden des kultursatten Menschen hat ein Stück solch jungfräulicher Natur, an das noch keine Menschenhand gerührt hat, seinen ganz besonderen Reiz.

Sei es auf der freiliegenden Kuppe eines Weißjura-Schwammfelsens auf dem Lochenstein, wo die Pflanzen dem Tritt des Wanderers ausgesetzt sind, am Rande der horizontalen Fläche der Schwammkalke des Gräbesberg, auf abgestürzten Schwammfelsens am Heersberg, die auf braunem Jura aus dem Dunkel des Waldes aufleuchten, oder auf einem schattigen Felsgesims an der Nordseite des Ebinger Schloßfelsens, immer ist es ein lieblicher Flor in buntem Gemisch von Hochstauden, niederen Kräu-

tern, Halmgewächsen, Moosen und Flechten mit spärlich eingesträuten Sträuchern und oft auch einzelnen krüppelwüchsigen Bäumen, wobei der Pflanzenwuchs dem Boden aber niemals vollständig bedeckt. Da und dort schaut sogar das nackte Erdreich oder das Felsgestein hervor, so daß die Pflanzengesellschaft in schwierige Lebenslagen gerät.

In der Abendsonne erglänzt der Felsenkranz von weitem in weißem Lichte. Besehen wir ihn aber aus der Nähe, so zeigt er bald hellere, bei gewöhnlicher Verwitterung meist ockergelbe, bald dunkler graue, bald tief schwarze Zeichnungen, die den Felsen den Eindruck des Altersgrauen und Ehrwürdigen und damit den eigenartig urwüchsigen und malerischen Zauber verleihen. Namentlich Stellen, an denen regelmäßig das Wasser abrinnt, sind durch auffallend schwarze Färbung gekennzeichnet. Diesen malerischen Anblick des Gesteins, das sonst nüchtern gleich den Wänden eines Steinbruchs wirken müßte, erzeugen die **Flechten**. Was wir Menschen so gerne möchten und doch nie fertig bringen, das können sie: sie leben buchstäblich von der Luft. Sie begnügen sich mit den feinen Bodenbestandteilen, die als Staub in der Luft schweben und sich in feuchtem Zustand niederschlagen. Und wie fein sie das anstellen! Jedes dieser Lebewesen, das wir nur bei stärkster Vergrößerung sehen können, ist ein winziger Pilz; der mit seinen Fäden eine Alge umklammert und sich von ihr die organische Nahrung zubereiten läßt. „Er“ (der

Pilz) hält die Nahrung fest, kann sie aber nicht verdauen und „Sie“ (die Alge) vermag sie mit Hilfe des Sonnenlichts zuzubereiten. Das ist allerdings schon mehr Sklaverei („Helotentum“) als Lebensgemeinschaft („Symbiose“). Eine Flechtenart (*Verrucaria calcisada*) bohrt sich sogar mit einer Spur von Säure bis zu 2 mm in die Felsen hinein, um dort im Dämmerlicht ruhig zu wohnen. Durch die Kohlensäureausscheidungen tragen sie zur Verwitterung der Oberfläche bei, und sie sind es vor allem, die geradezu von landschaftlicher Bedeutung werden und den Felswänden ihr eigenartiges Leben verleihen. Aber sie tun noch mehr. Sie sind die Wegbereiter der Moose, denen sie in der Fähigkeit, Austrocknung zu ertragen und bei Benetzung rasch aufzuleben, auch gleichen. Die Flechten sterben, und dadurch bedecken sie den Fels mit der ersten dünnen Schicht „Boden“, auf dem die anspruchsvolleren Moose gedeihen können. Bei uns gehören zu den häufigsten Flechtenformen die Graue (*Verrucaria -rupestris*) und die Schwarze Flechte (*V. nigrescens*).

Zarte Lebermoose überkleiden die Stellen, an denen das Regenwasser herabzrieseln pflegt, in schwärzlich-grünen und rostgelben Polstern. Oft sind ihre Standorte Wände, an die sich nie ein Sonnenstrahl verirrt, da sie an Licht und Wärme recht bescheidene Anforderungen stellen. Die Würzelchen, die nur der Befestigung dienen, saugen das Regenwasser samt den darin gelösten winzigen Mengen von Nährstoffen lebhaft gleich einem Schwamm mit ihrer ganzen Körperoberfläche ein. Bei trockenem Wetter verlieren sie auch bald wieder ihr Wasser und kehren in den Zustand ruhenden Lebens zurück. Das Wachstum wird dann eingestellt, aber sie sind nicht abgestorben. Sie brauchen zum Leben eigentlich nichts als eine Stelle, wo sie sich im Licht- und Windschatten ungestört niederlassen können und ein wenig Wasser haben. Hebt man den Teppich ab, so zeigt sich der Fels ziemlich nackt und kompakt. An den geschützten und der Verwitterung fast entzogenen Felsen sammeln sie manchmal eine kalkfreie Humusschicht an, in der schließlich kalkliebende Moose wie *Dicranum scoparium* auftreten, so am „Oeschle-felsen“ bei Ebingen auf Weißjura.

Neben den Moosen schmiegen sich noch andere kleine Gesellen in windstille Nischen. Sie haben schon richtige Blättlein, aber mit zahllosen dunklen Punkten auf der Rückseite. Es sind Farnkräutlein. In den Felsspalten hat sich an einzelnen Stellen Schutt und Humus angehäuft, welche die Feuchtigkeit zurückhalten und in den verhältnismäßig engen Ritzen lange speichern. Der Ruprechtsfarn (*Dryopteris Robertiana*) mit seiner glänzend braunen Mittelrippe und den zwei langen Reihen moosgrüner Blättchen kann schon 30 bis 40 cm hoch werden, während Widerton (*Asplenium trichomanes*) und Engelsüß (*Polypodium vulgare*) höchstens 25 cm hoch werden. Ein anderes Farnkräutlein, die Mauerrauhe (*Asplenium rutamuraria*) mit ihren gefiederten Blättchen, sieht gar nicht wie ein Farn aus.

Auf den Schichtköpfen ist die Feinerde meist nur sehr dünn, und Sonne und Wind können die Standorte fast ungehindert austrocknen. Im August wiegen auf den Felsen, auf Vorsprüngen oder auch in offenen Spalten Gräser ihre Samenstände im Winde. Eine Augenweide sind die Samenstände des Wimper-Perlgrases (*Melica ciliata*); goldgelb leuchtend die dünnen Halme, zärtlich schimmert das Licht durch die feinen Härchen der zahlreichen Samen. Die steifen, oft zusammengefalteten Blätter des Blaugrases (*Sesleria caerulea*) sind unterseits blaugrün; die starren, borstenförmig zusammengerollten Blätter des Blauen Schwingels (*Festuca glauca*) sind bläulich-grau überlaufen. Die bläuliche Färbung, die wir bei einer Reihe von Felspflanzen beobachten können

(Felsennägele, Blauer Meger usw.), rührt von einem abwischbaren, hechtblauen Reif her, der nichts anderes ist als eine Wachs-ausscheidung, ein lichtdämpfender, wasserdichter Verschluss, der die Verdunstung herabsetzt.

An freistehenden Stellen (Lochen), wo die Verwitterung sehr lebhaft vorwärts schreitet, weil hier weder die Sonnenstrahlung bei Tage noch die Ausstrahlung bei Nacht irgendwie gehindert sind und der Wind an diesen Stellen ungehindert angreifen kann, überzieht das Bergsteinkraut (*Alyssum montanum*) im Frühjahr mit der Goldfarbe seiner Blüten die Felsen. Im Winter sind seine Standorte größtenteils ohne Schneedecke, weil der Schnee entweder vom Wind weggeblasen oder von der Sonne abgeschmolzen wird, und so der Frost während des ganzen Winters wirken kann. Dementsprechend sind die oberen Schichten der Felsen von feinen Rissen und Spalten durchzogen, in denen sich bei starker Abspülung feinkrümeliger bis staubfeiner Humus halten kann.

Den Standorten auf den windoffenen, im Winter meist schneefreien Felsköpfen ist der Traubensteinbrech (*Saxifraga aizoon*) durch die große Frosthärte gewachsen. Durch seine dicken Blätter mit dem schleimigen Zellsaft erscheint er dem trockenen Standort angepaßt. Die dem Boden angedrückte Blattrosette entzieht die Pflanze soweit als möglich der Windwirkung und schützt die Wurzel Erde vor Austrocknung. Das während des Regens zur Verfügung stehende Wasser kann die Pflanze durch die Ventileinrichtungen der Blätter aufnehmen. Die zahlreichen Ausläufer vermögen jede Spur von Wurzel Erde auf dem Felsen aufzusuchen und oft dichte Polster von Rosetten zu bilden.

In hohem Maße besitzen auch die Mauerpfefferarten die Fähigkeit, lange Trockenzeiten zu überdauern. Sie haben zwar die niedrigsten Saugkräfte, die wir bei höheren Pflanzen überhaupt kennen, aber sie versorgen sich mit Wasser, wo es der Boden leicht abgibt. Da die Blättchen den Winter überdauern, können sie schon zur Schneeschmelze beginnen, ihr Wasser-„Sparkonto“ anzulegen. Die walzenförmigen oder „wurstförmigen“ Blätter des Weißen (*Sedum album*) und des Scharfen Mauerpfeffers (*S. acre*) haben wenig Oberfläche mit Wachsüberzug, die des Dickblättrigen Mauerpfeffers (*S. dasyphyllum*) sind fast kugelförmig. Im Gegensatz zu anderen Pflanzen öffnen sich die Samenkapseln des Gelben Mauerpfeffers bei Regen, damit die Samen in die Felsspalten gespült werden.

Wieder andere Felsbewohner überstehen die Trockenheit, indem sie feine, zum Teil haarfeine oder grasartige Blätter haben wie die Karthäuser Nelke (*Dianthus Carthusianorum*), die Küchenschelle, die Bergdistel (*Carduus defloratus*), der Felsenlauch (*Allium senescens*), die Graslilie (*Anthericum ramosum*), die Zypressen-Wolfsmilch usw. oder aber an ihrem Wurzelhals eine „Tunika“ haben, d. h. eine Anhäufung von abgestorbenen Blattfasern, Blattscheiden und Blattstielen, die rings um den Stengelgrund vom letzten Jahr her noch stehengeblieben sind wie z. B. bei der Bergsegge (*Carex montana*), dem Schafschwingel, der Küchenschelle, Bergdistel, Augenwurz (*Athamanta Cretensis*). Auch die Rundblättrige Glockenblume (*Campanula rotundifolia*), die vom Juni bis Oktober auf den Felsen im Wind läutet, übersteht die Trockenheit. An ihrem dünnen Stengel sind nur schmale Blättchen, während dicht am Boden breitere, rundliche sind. Diese kann sie sich da unten, wo die Verdunstung geringer ist, schon leisten. Die Sparsamkeit der Blätter treibt der Felsen-Meger (*Asperula glauca*) bis zum Äußersten. Seine Stengel und Verzweigungen sind nur Haarstriche, die Blättchen kann er einrollen, und zudem ist die Pflanze noch mit der bläulichen Wachsschicht über-

zogen. Selbst die Blüten sind winzig klein.

Nun ein Gegenbeispiel! Derb und voll und ziemlich groß steht die Färberkamille (*Anthemis tinctoria*) mit ihren doppelt fiederteiligen und flaumhaarig-graugrünen Blättern da. Eine Einschränkung der verdunstenden Oberfläche wird aber durch die Verholzung der Stengel bewirkt. Die Borke der Holzigen Pflanzenteile schließt sich dichter von der Außenluft ab als die gewöhnliche Oberhaut grüner Stengel. Auch eine dichte Behaarung, vor allem auf der Unterseite der Blätter, wo die Spaltöffnungen liegen, wirkt ähnlich (Mehlbeerbaum, Steinmispel). Der Naturforscher Goethe sagte: „Eines schickt sich nicht für alle / seh' ein jeder, wie ers treibe / und wer steht, daß er nicht falle!“

So besitzt das Blaugras Faltblätter, die bei trübem Wetter flach und breit und dabei lebhaft grün erscheinen. Erst wenn die Sonne hervorbricht und die Verdunstung lebhafter wird, drehen sich die beiden Blatthälften um die Mittelrippe langsam nach oben, bis zuletzt nur noch eine schmale Rinne zwischen ihnen übrig bleibt. Eine übermäßige Verdunstung ist damit vermieden und gleichzeitig eine Schädigung des hochgradig lichtempfindlichen, nur auf gedämpftes Licht eingestellten Blattgrüns verhindert.

Eine unmittelbare Folge der Standort-trockenheit ist die Umwandlung der Zweigspitzen bei Sträuchern (Schlehe, Kreuzdorn, Holzapfel und Holzbirne, die auf feuchtem Grund unbewehrt bleiben, Rosen usw.) in holzige Dornen oder Stacheln, die zugleich gegen die Weidetiere schützen. Der Felsenlauch und die Mauerpfefferarten sind durch einen bitteren oder widerlichen Geruch geschützt, während sich Küchenschelle und Schwalbenwurz (*Cynanchum vincetoxicum*) durch Gifte schützen. Die Menschen können sich an dem aromatischen Geruch des Thymians oder Quendels (*Thymus serpyllum*) erquicken, der auf den Felsen sogar noch stärker ist als auf der Schafweide. Dieser Duft behagt nun wieder manchen Tieren (vor allem Weidevieh) gar nicht. Mit dem Geruch ist es ja so eine Sache! So kann der für uns widerliche Geruch des Ruprechtskrautes (*Geranium Robertianum*) für ein Insekt ein Labsal sein.

An sinnreichen Anpassungen für die Bestäubung durch den Wind wie von den geflügelten Kerbtieren an diesen freien, sonnigen Standorten findet sich hier eine wahre Musterkarte. Da sind es die offenen Honigblumen (Felsenbirne, Graslilie, Wolfsmilch, Mauerpfeffer, Steinbrech), die durch den starken Honigduft und die meist weiße oder gelbe Blütenfarbe die Gäste anlocken. Eine Wespenblume sind die rosenroten Blüten-glockchen der Steinmispel (*Cotoneaster intergerrimus*), eine Klemmfallenblume für fäulnisliebende Fliegen die schmutzigweißen Blüten der Schwalbenwurz. Der köstlichsten aller Bestäubungseinrichtungen erfreut sich ohne Zweifel der Sauerdorn (*Berberis vulgaris*), in dessen Blüte das Insekt von den geöffneten Staubbeuteln eine „Ohrfeige“ erhält und daher schleunigst das Weite sucht.

So kann ein Sommertag auf den Felsen unserer Berge inmitten der edlen Gewächse, die da in den reinsten und zartesten Farben zusammen blühen, mit der Aussicht ins Tal zu einem beglückenden Erlebnis werden. Wir haben mit Absicht nur eine Anzahl von Felsbewohnern herausgegriffen, die den kärglichsten Boden und die schwersten Bedingungen haben und ihre Sache doch meistern. Sie alle aufzuzählen würde zu weit führen. Ein Gang auf die Felsen wird aber dem Wanderer und Pflanzenfreund im Juli und August ihre Blütenpracht zeigen, da bei ihnen der Schwerpunkt der vollen Blütenherrlichkeit in den Hoch- und Spätsommer verlegt ist und selbst der Herbst noch manche neue Blüte bringt.

Die Villa publica Ebinga

Von Peter Reiser, Egesheim

Aus Raummangel können leider weitere Belege hier nicht beigebracht werden, welche dartun würden, daß auch anderwärts Forscher eine „Stadt“ bzw. eine „Altstadt“ als Villa, als Reichshof nachweisen. Eine „Stadt“, ein befestigter Reichshof erhielt dann die Bezeichnung „Altstadt“, wenn in der Nähe eine neue Stadt im Mittelalter errichtet wurde.

Zu Ebingen findet sich nun eine „alte Stadt“: Die O. A. B. Balingen (alt) berichtet: „Ebingen . . . beim abgegangenen Ort Ehestetten heißt es auch ‚alte Stadt‘. Hier sei die alte Stadt Ebingen gestanden.“ (S. 255). Da mehrfach festzustellen ist, daß die Bezeichnung „Stadt“ bzw. „Altstadt“ den Ort eines Reichshofes, einer Villa bezeichnet, dürfte die in der Urkunde von 817 genannte „villa Ebinga“, der Reichshof Ebingen bei dieser „alten Stadt“ zu suchen sein. Die (neue) Beschreibung des Landkreises Balingen bringt einen Überblick über die „alte Stadt“ bei Ehestetten, ohne daß allerdings das Rätsel der alten Stadt gelöst sein dürfte. Nach meiner Ansicht dürften verschiedene Flurnamen auf der Höhe des Hardtes über der alten Stadt bei Ehestetten auf ehemaligen Fiskalbesitz hinweisen. Die etymologisch (sprachgeschichtlich) ausgerichtete Heimatforschung macht es sich im allgemeinen sehr leicht. Sie erklärt den Flurnamen „Sahlenbühl“ auf der Höhe des Hardtes einfach als „Weidenbühl“, so wie es das immerhin trotz Neuausgabe doch reichlich alte „Oberdeutsche Flurnamenbuch“ von Dr. M. R. Buck (rd. 100 Jahre alt) dartut. Ob sich denkende Menschen damit abfinden sollen, daß auf einer Höhe des Hardtes, die immerhin 30 Meter über die Umgegend herausragt, sich die Salweiden ein Stelldichein gaben, mag dahingestellt bleiben. Salweiden gab und gibt es auf unseren Gemarkungen an den verschiedensten Orten. Neben dieser rein sprachwissenschaftlich ausgerichteten Heimatkunde gibt es aber noch eine andere wissenschaftliche Betrachtungsart. Ich fand dafür schon die Benennung „topographisch-historische Darstellung“. Ob die Bezeichnung glücklich gewählt ist, mag dahingestellt bleiben. Diese sehr mühsame und zeitraubende Darstellungsart stellt an Hand von Karten usw. fest, wo ein Flurname auch anderwärts noch aufzufinden ist und was die geschichtlichen Urkunden von dieser Gegend berichten. Diese Arbeitsweise vermag festzustellen, daß der Flurname „Salen“ öfters dort vorkommt, wo die Urkunden Villen, Reichshöfe ausweisen. (So beispielsweise zu Herbrechtingen, Steinheim, Heidenhofen . . .) Bei zahlreichen Villen, Reichshöfen läßt sich aus den Urkunden erheben, daß dort „terra salica“, salfränkischer Besitz vorhanden war. Die topographisch-historische Forschung sieht so in den bei Reichshöfen vorkommenden „Salen“-Orten salfränkischen Besitz. So sagt beispielsweise Dr. Rübel: „Der Limes-Forschung gegenüber ist eine Feststellung der königlichen curtes (Höfe) aus dem einfachen Grunde im Vorteil, weil die urkundliche Forschung ausweisen kann, wo die königlichen curtes lagen. Die Durchsicht der alten Katasterkarten ergibt ferner, wo das Salland der curtes lag.“ (Dr. Rübel, Die Franken . . .).

Die topographisch-historische Betrachtungsweise stellt fest, wo sich der Flurname „Gallen“ („Gallenkopf“ beim „Pfaffental“) weiterhin nachweisen läßt. Sie gibt sich mit der rein sprachlichen Erklärung: Gallen sind Druckwasserstellen oder harte Gesteinbrocken — nicht zufrieden, denn woher sollen Druckwasserstellen bei einem kleinen Hügel kommen, der nur 14 Meter über die sicherlich nicht allzu wasserreiche Hochfläche des Hardtes emporragt. Die hist.

topogr. Forschung vermag mehrmals festzustellen, daß der Flurname „Gallen“ dort vorkommt, wo Kloster St. Gallen Besitz hatte. St. Galler Besitz zu Ebingen ist aber durch eine Urkunde von 793 eindeutig ausgewiesen. (W. U. B. I, Nr. 42). Selbst Dr. Buck muß zugeben, daß bei einem 1478 genannten „Gallenacker“ St. Gallus . . . gemeint sein kann. Sprachwissenschaftlich ausgerichtete Heimatkunde erklärt die Flurnamen auf Henen, Heinen, Hühner als zu „Hünen“, d. i. Riesen, riesigen Urmenschen der Vorzeit, gehörig. (So nach Dr. Buck). Als ob die Menschen der Vorzeit Riesen gewesen wären!

Auf der Höhe des Hardtes liegt ein „Hühnerbühl“ beim „Pfaffental“ unweit eines „Nonnenbühl“. „Hühner“-Fluren lassen sich urkundlich als „Hüre“-Fluren nachweisen. Die topographisch-historische Forschung vermag nun zu belegen, daß die Henen-, Heinen-, Hüne-Fluren oft mit Fiskalgut, in vielen Fällen sogar mit fränkischem Fiskalgut in Beziehung stehen. Ähnlich verhält es sich mit dem „Hundshof“ und dem „Hundshaus“ zu Ebingen, unweit der dortigen St. Martinskirche. Die sprachwissenschaftliche Forschung macht sich die Erklärung sehr leicht: In einem „Hundshof“ und „Hundshaus“ wurden Hunde gehalten. Bei einer umfassenden Nachprüfung des Materials mußte ich mich von obiger Meinung, die ich mir auch zu eigen gemacht hatte, lösen. In keinem einzigen Falle konnte ich einen urkundlichen Beleg feststellen, der nachwies, daß in einem „Hundshof“ eine „Hundelege“, eine Hundehaltung vorhanden war. Auch Vertreter der sprachwissenschaftlichen Heimatkunde konnten mir keine urkundlichen Belege erbringen, welche dartun, daß in einem „Hundshof“ eine Hundehaltung war, trotzdem solche Nachweise angeblich oft in Büchern zu finden seien. Andererseits muß die topogr.-historische Forscherarbeit feststellen, daß dort, wo „Hundelegen“ Hundehaltungen auf einem Hofe nachweislich vorhanden waren, kein „Hundshof“ und kein „Hundshaus“ nachweisbar waren. Die topogr.-hist. Forschung vermag aber folgendes festzustellen: In der

Villa, (dem Reichshofe) Köln, die schon früher als „civitas“, als befestigte „Stadt“ ausgewiesen ist, findet sich nicht nur eine Kirche zu Groß-St. Martin, sondern auch eine „Huntzgasse“, alt „Huhnsgasse“ und ein „Hünenhus“. Köln war Mittelpunkt des Kölner Gaues und der Grafschaft Köln. „Hundshaus“ steht eindeutig in Zusammenhang mit (fränkischem) Fiskalgut. Der „Hundshof“ bildet das Gegenstück zu einem Grafen Hof, Abtshof, Klosterhof . . ., genau so, wie andererseits der „Vogtsbreite“ als Herrngut des Vogtes, der „Abtsbreite“ als Herrngut des Abtes die „Hundsbreite“ als Herrngut des „Hunds“ gegenübertritt. Einem „Grafenberg“ bei der Königspfalz Heilbronn vermag die topogr.-histor. Forschung einen „Hundsberg“ daselbst gegenüberzustellen usw. usw. Dem Grafen steht in der Lex Alamannorum, dem Alamannischen Gesetze der „Centenar“, der Hunno, der „Hund“ zur Seite.

Die topogr.-historische Forschung vermag ebenso nachzuweisen, daß der Ausdruck „villa“ in frühkarolingischer und karolingischer Zeit einen Reichshof bezeichnet. Eine Nachprüfung meinerseits an Hand verschiedener Urkundenbücher ergab, daß in frühkarolingischer Zeit und karolingischer Zeit nur der König bzw. sein Stellvertreter über Villen verfügen konnte. Nur der König bzw. sein Stellvertreter konnte eine „villa“ in jener Zeit verschenken. Belege finden sich in den Württemberg betreffenden Urkundenbüchern, sowie in ausreichendem Maße bei Böhmer, J. F., Regesta Imperii. Im späten Mittelalter mag der Ausdruck „villa“, das aus einer Hörigensiedlung im Gebiete der „villa“ entstandene Dorf bezeichnen . . . Es ist ja öfters nachweisbar, daß der Inhalt, den ein Wort bezeichnet, sich im Laufe von Jahrhunderten verändert. Nur aus bedauerlicher Unkenntnis der Quellen kann man glauben, der aus karolingischer Zeit stammende Ausdruck „villa Ebinga“ von 817 bezeichne keinen Reichshof. Die „villa Ebinga“, der im Grafengericht zu Ebingen ausgestellten Urkunde, weist einen Reichshof, einen Staatshof zu Ebingen nach. Seine Lage dürfte im Gebiet der Flur „alte Stadt“ bei Ebingen zu suchen sein. Es verbleibt der örtlichen Heimatforschung die Aufgabe, hier noch weitere Untersuchungen anzustellen.

Heimat als Grenzsituation

Von Dipl.-Ing. R. Kerndter

Es gibt auch heute noch alte Leute auf dem Dorf, die nie über ihre Heimat hinaus kamen, ja, die niemals ihr Dorf verließen. Ihre Einstellung zur Welt ist dann eine recht sonderbare: Sie haben zwar in der Schule einst gelernt, daß es allerlei fremde Länder und in ihnen ganz andersartige Menschen gibt, aber ihr heimatliches Leben liegt ihnen viel zu nahe, das örtliche Brauchtum ist viel zu mächtig, als daß sie sich zu einer weitgespannten Denkart veranlaßt fühlten. Die Heimat, dieser in jeder Hinsicht kleine Ausschnitt aus der Welt, wird zur Welt schlechthin, zum Leben an sich und somit zu einem festumgrenzten Bereich, dessen Grenzen statischen Charakter haben.

Einer alten Definition nach ist „Grenze“ aufzufassen als „das Äußerste einer Sache, jenseits dessen sie aufhört“. Man kann dies etwa in der Geometrie gelten lassen: Was man Dreieck nennt, ist die nach außen von den Dreieckseiten abgegrenzte Fläche. Sinngemäß sind Körper durch Flächengrenzen bedingte Raumausschnitte, nur daß beim materiellen Körper, z. B. bei einem Stück Metall, der Grenzbegriff bereits ein dynamischer wird, indem nämlich bei Erwärmung des Metalls die Grenzen sich dehnen. Dieses physikalische Beispiel läßt bereits ahnen, daß Grenze und Grenzgeschehen meist nur relative Begriffe sind, etwas Dy-

namisches als stets bereite Antwort innerhalb einer ständig variierten Reizsituation.

Von „Grenzbegriffen“ hat schon Kant gesprochen und er meinte damit Erkenntnisgrenzen, hinter denen beispielsweise das „Noumenon“, das nur gedachte, objektiv unwirkliche Ding, die bloße Idee liegen kann. Wichtig ist bei solchen Überlegungen, daß die Grenze ein Innenfeld von einem möglicherweise sehr aktiven Außenfeld trennt, daß also „Heimat“ eine „Grenzsituation“, ein Kampfstreifen inmitten eines starken Geschehens sein kann. Der jetzt achtzigjährige Philosoph Karl Jaspers hat in seine Existenzphilosophie den Begriff „Grenzsituation“ in dem Sinn eingeführt, daß er auf gewisse Unbedingtheiten der Existenz hinwies: In Situation, in irgendeiner Lage, sind wir immer. Zum Äußersten, zur Grenzsituation, kommt es dadurch, daß wir unvermeidlich leiden, kämpfen, sterben müssen.

Auch wenn wir das Wort „Grenzsituation“ allgemeiner fassen als „Leben in einem Grenzland“, wird uns an zahlreichen geschichtlichen Beispielen klar, daß „Grenze“ ein umkämpfter Begriff ist, förmlich ein elektrisch geladener Weidezaun oder Zaun eines scharf bewachten Lagers. Und „Grenzsituation“ wird zum schwebenden Gleichgewicht zwischen Ansprüchen der verschiedensten Art. Harmlos gebrauchen wir das

Wort „Privatmann“ und müssen uns von J. Rousseau belehren lassen, daß „private“ rauben heißt: Derjenige, sagt er, der den ersten Zaun zog und „sein“ Grundstück umfriedete, war der erste Räuber: Er stahl etwas von der Allmende, vom Allgemeinbesitz, zog Grenzen, zog sich auf „sein“ Land zurück und lebte fortan in der Grenzsituation, jederzeit bereit, „sein“ Eigentum zu verteidigen. Was wir also Heimat nennen, ist Schauplatz einer Grenzsituation, die aber noch weitere Aspekte hat.

Daß politisch-militärische Grenzen stets umkämpft waren, lehrt die Geschichte. Ein Beispiel hierfür liefert uns der Begriff „Limes“, der „Grenze“ bedeutet: Unsere Heimat zählte in der Römerzeit zu den „agri decumates“, zum „Zehntland“, das durch eine befestigte Grenzlinie geschützt wurde. Die Germanen überrannten aber dann den Limes und erledigten damit eine Grenzsituation, die lange Kämpfe beanspruchte hatte. Was hier besonders interessiert, ist das Labile der Grenze, das stabilisiert und damit zu einem eindeutigen Festwert fixiert werden soll. Genau das meint die Mathematik, die den Begriff „limes = Grenzwert“ übernahm: 1,9 und 2,1 liegen schon nahe bei 2,0. Es ist aber sozusagen noch ein Niemandsland zwischen den Werten, zwischen Zolllinie und Binnenlinie. Bildet man Reihen wie 1,99; 1,999 und 2,01; 2,001 usw., dann kommt man bei unendlicher Gliederzahl - praktisch schon viel bälde - an den Limes, an den Grenzwert 2,00000 heran und hat damit „eine Grenzsituation erledigt“. Gelingt dies z. B. im Rechtswesen nicht, kommt es zur „actio regundorum finium“, zur Grenzregulierungsklage, dann setzt man nötigenfalls Markscheider, Feldgeschworene, Steinsetzer und andere Sachverständige in Aktion, um das an Hand von Grenzprotokollen, Grundbüchern, Karten und Feldbegehungen Ermittelte nun autoritär zu fixieren.

Daß Ländergrenzen und damit die räumliche Gestalt der Staaten vielfach durch Naturschranken bedingt sind, läßt sich an zahlreichen Beispielen erhärten, andererseits führen aber Grenzstreifen oft durch einheitliches Naturgebiet, so daß also politische, wirtschaftliche, religiöse, historische und kulturelle Gegebenheiten als Ursache der Grenzbildung angesprochen werden müssen. Im ganzen sind Grenzen etwas Labiles und z. B. bei den Sprachgrenzen durchaus nicht identisch mit etwaigen Landesgrenzen. Auch ergibt sich oft die Abgrenzung als eine Expansionslinie: Von einer Zentrallandschaft, von einem lagebegünstigten Kernraum aus werden zugängliche Randlandschaften erfaßt und im Zug der politischen Staatsentwicklung zu einem Ganzen zusammengeschweißt. F. Ratzel spricht hier vom „Gesetz der wachsenden Räume“ und weist z. B. auf das Pariser Becken als eine solche Zentrallandschaft hin. Interessant sind in diesem Zusammenhang die Raumtendenzen der EWG, die unsere engere Heimat in ganz neue „Grenzsituationen“ bringen.

Mancherlei Abgrenzungen ergeben sich aus den von der Agrargeographie beschriebenen landschaftlichen Gegebenheiten. Begriffe wie Waldgrenze, Anbaugrenze, Höhengrenze, Polargrenze, Meergrenze sind jedem geläufig und leicht durch Beispiele zu illustrieren. Die eingangs erwähnten Dörfler haben freilich Schwierigkeiten bei der Vorstellung, daß sie - sagen wir bei uns in einem Albdorf in 900 m Höhe ü. d. M. - am Meeresgrund leben! In der Tat, die Grenzsituation ist gegeben: Man lebt auf dem Meeresgrund des etwa 300 km mächtigen Luftmeeres, und man lebt, geologisch gesehen, auf dem Grund des einstigen Jura-meeres und findet deshalb auf den Äckern allerlei fossile Reste von Meerestieren! Und wenn das Dorf im Alpengebiet liegen sollte, dann sind die Vegetationsstufen des Nadelholz-, Legföhren-, Wiesen-, Polsterpflanzen- und Kryptogamengürtels bekannte Abgrenzungen der Höhenbereiche.

Ein schönes Beispiel, daß Grenzen Kampf-streifen sind, sind die Wasserscheiden, in unserer Heimat also die Abgrenzung des Rhein- und Donau-Stromsystems. Grundsätzlich kommt es dabei zu rückschreitender Erosion, zur Anzapfung des erosionsschwächeren Flusses, zur Köpfung am Oberlauf und damit zu Veränderungen des Talnetzes, die die Kampfgeschichte des Tales ausmachen. Zu dieser Geschichte zählen auch Um-bildungen, wie sie sich z. B. im periglazialen Bereich außerhalb der Moränengebiete finden und als fluvioglaziale Talverschüttungen und zwischeneiszeitliche fluviatile Aus-räumungen das Landschaftsbild bedingen. Und von regelrechter Grenze spricht der Geologe z. B. beim „Grenzdolomit“ etwa der marinen Bockinger Bank als Schichtgrenze der oberen Lettenkohle, und bei der „Grenz-lagergruppe“ im Perm, die als sog. Saalische Phase zwischen Unter- und Oberrotliegenden vulkanischer Tätigkeit ihr Entstehen verdankt.

Den Begriff „Grenze“ und „Grenzsitu-ationen“ im heimatlichen Raum kann man aber noch viel allgemeiner fassen. Zunächst ließe sich an ein heute sehr aktuelles Stu-dienobjekt, an das Atom anknüpfen: „Atomos“ heißt das Unzerschneidbare, somit in letzter Instanz Abgegrenzte, die als Tabu zu nehmende Grenzsituation. Die moderne For-schung hat aber gezeigt, daß das Atom kei-neswegs die letzte Einheit ist und sich uns immer subtilere Grenzbereiche auftun, so daß Grenzsituation nur noch Etappe, nur noch immer neue Überwindung von Zwi-schenbereichen ist, deren Grenzen fließende sind. Soweit der Physiker noch außerhalb des atomaren Bezirks makrophysikalisch arbeitet, sind bei ihm Grenzen und Grenz-flächen beliebte Größen der Forschung und technischen Praxis. Er setzt beispielsweise voraus, daß sich verschiedene Erdschichten an ihren Grenzflächen stark voneinander unterscheiden und auftreffende elastische Wellen dort durch Brechung und Reflexion teilen. Man erzeugt daher an Sprengstellen kleine künstliche Erdbeben, beobachtet die Wellenausbreitung und erforscht so durch das seismische Verfahren die tieferen Ge-steinsschichten. Die Grenzflächen verraten also die Struktur des Untergrundes.

Oberflächen grenzen die Körper nach außen ab. Viele physikalische und chemische Vorgänge sind reine Grenzflächenprobleme. Kontaktreaktionen, die wir als katalysato-rische Prozesse kennen und bei denen eine Substanz die Regelung einer chemischen Vereinigung übernimmt, ohne selbst in die Verbindung einzugehen, spielen sich an Grenzflächen ab, deren Größe aber vielfach unwesentlich ist. Ganz eindeutig den Effekt steigend wirkt sich aber das aus, was man die Oberflächenvergrößerung, also die Stei-gerung der Berührungsflächen heißt. Warum hat eigentlich der Heizkörper oder der Autokühler Rippen? Warum explodiert Koh-lenstaub in der Feuerung, während ein mas-siver Kohlenbrocken nur langsam anbrennt? Warum haben die Bäume zahlreiche kleine und nicht nur zwei oder drei große Blätter? Warum die zahlreichen Lungenbläschen, die vielen Darmzotten? Warum fällt eigentlich die doch wasserschwere Wolke nicht herab? Warum verleihen die Kristallite, die wachstums-gestörten Metallkristalle, so große Härte und Festigkeit? Wie steigert man Reibungs-wirkung? Wir setzen an die Stelle langatmiger Erklärungen das Wort „Oberflächenver-größerung“ und kennzeichnen damit Grenzsituationen!

Der Wanderer, der unsere Gegend durch-streift und auf Naturgegebenheiten achtet, mach sich vielleicht Gedanken darüber, ob zwischen Lebensbereichen scharfe Trennung besteht - Amphibien können im Wasser und auf dem Land leben - oder ob Lebensge-meinschaften sich verzahnen - z. B. Durch-mischung von Pflanzengesellschaften im Sinne der Phytosoziologie. Oder er fragt sich, ob die Detumeszenz, das Welken der Pflan-

zen, vielleicht der Krise innerhalb einer Grenzsituation entspreche. Nun, man ließ Rohrzuckerlösung oder Salpetersäure auf die Zellen einwirken und bestimmte mittels der Plasmolyse, der Loslösung des Proto-plasmas von der Zellwand bei einer be-stimmten „Grenzkonzentration“, den osmo-tischen Druck und damit die für das Le-bensoptimum erforderliche isotone Span-nung. Und wie sieht es mit biologischen Be-dingungen, mit Eingrenzungen des Lebens-prozesses, beim Wanderer selbst aus? Ist er nicht dauernd in eine Grenzsituation hinein-gezwungen, deren er sich nur deshalb selten bewußt ist, weil er sie für selbstverständlich hält? Seine normale Körpertemperatur ist 37° C, 34 oder 43 Grad hält er nicht lange aus. Die Begriffe Infra- und Ultraschall, Infrarot und Ultraviolett beweisen, daß das Hör- und Gesichtsfeld in sehr enge Gren-zen eingeschlossen ist. Unser biologischer Bereich ist also sehr eng und der sog. Le-benskampf auf rein vitaler Ebene ist Be-wahrung in Grenzsituationen.

„Herkos“ bedeutet Zaun und „Herkologie“ ist demnach die Lehre von der psychologi-schen Grenzziehung, sozusagen der Umzäu-nung des Charakters von außen her, so daß bei dessen Erforschung von den Grenzver-hältnissen auf das Innere, auf den Wesens-kern geschlossen werden kann. So hat ins-besondere die Herkologische Graphologie versucht, in die Grenzsituationen der ver-schiedenen Typen vorzustoßen und so das heimatlich Gegebene, die regionalen Spiel-arten psychologisch zu erforschen.

Die schönste Möglichkeit, über die Außen-seite des Heimat- und Grenzbegriffs hin-auszukommen, bietet sich dem Kunstfreund. Er sucht vielleicht Burgen und Schlösser, Kapellen und Kirchen oder sonstige kunst-historische Stätten auf, um seine Studien zu betreiben. Kommt er in eine größere Kirche, dann trifft er dort vielleicht auf Lett-ner, Kanzel und Retabelaltar, Bauelemente, die es deutlich mit dem Begriff der Abgren-zung zu tun haben. Aus dem Ambon, einer erhöhten Brüstung, ging das Lektorium, später Lettner genannt, hervor, eine Ab-schlusswand zwischen Chor und Langschiff, von der aus ursprünglich die Perikopen und Evangelien verlesen wurden. Später bedeu-tete die Wand die Trennung zwischen Latein und Klerus oder symbolisch zwischen Dies-seits und Jenseits. Auch Kanzel, auf can-celli = Schranken zurückgehend, galt als Trennungselement, als Abschrankung einer geistigen Welt vom Irdischen. Und der Re-tabelaltar, der Altar mit Rückwand anstelle des früheren Altars mit Baldachin, machte seit dem 12. Jahrhundert besonders deutlich, daß die Menschheit nun sich in einer Grenz-situation wählte: Früher stand der Prie-ster hinter dem Altar und sprach über die-sen hinweg sozusagen aus dem Jenseits zur Gemeinde. Der Stilwandel von der Romantik zur Frühgotik bestand natürlich nicht in der Außerlichkeit, jetzt Spitzbogen und Kreuz-gewölbe an die Stelle des Rundbogens zu setzen, vielmehr hatte sich das Weltgefühl geändert: Die Menschen glaubten, daß sich das Tor zur geistig-göttlichen Welt geschlos-sen habe, sie sahen sich mitsamt dem Prie-ster diesseits und hatten das Verlangen, den Himmel wieder zu öffnen. Daraus erwuchs das hochstrebende der Dome, der Versuch, die Materie zu überwinden und gleichzeitig die Besorgnis, den verbliebenen Rest, das Dogma, durch Scholastik und mit den Mit-teln der damals aufkommenden Inquisition wenigstens soweit zu verteidigen, daß eine Himmelsbrücke offen blieb. Am Retabel-altar trat nun der Priester auf die Seite der Gemeinde ins „Diesseits“ und wurde damit zum Exponenten einer kritischen Grenz-situation. (Schluß folgt.)

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Ver-einigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“ der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Ebingen hat nur eine Schattenseite

Von Hans Müller

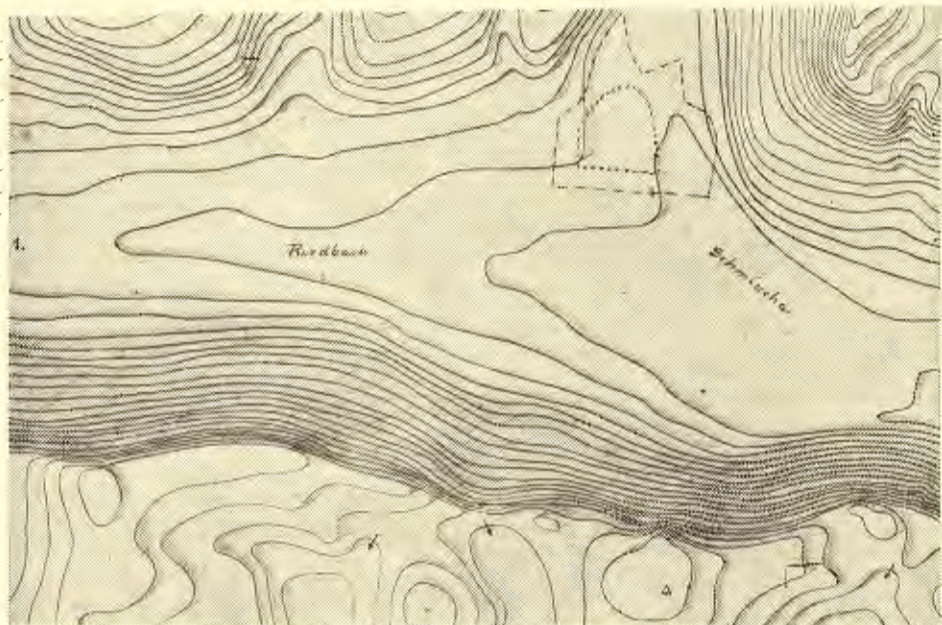
Um Mißverständnissen vorzubeugen: Es handelt sich hier nur um die Landschaftsformen. Riedhalde, Holzhalde und Fehlhalde heißt der einheitliche Steilhang südlich von Ebingen, der fast ständig im Schatten liegt, während alle übrigen Hänge ausgiebig besonnt sind, manche sogar ganztägig. Das hat natürlich Auswirkungen auf Bodennutzung und Besiedlung. Aber stellen wir den Men-

nen. Freilich war das nicht immer so. Die „Geißenkanzel“ erinnert daran, daß auch an diesem Hang Viehweide gewesen sein muß. Auch die „Stelle“ (nahe der heutigen Karlsbrücke) deutet auf Viehzucht, denn Roß-, Küh- oder Kälber „stellen“ waren umfriedete Nachtplätze für das Weidevieh, wenn möglich mit Wasser. Oben auf der Höhe, zwischen „Kühbuchen“ und „Seelwiesen“,

über Nacht blieben, weil der Ort Ebingen von da oben aus schwer erreichbar war. Das ganze Stück Südwestalb oder Großer Heuberg von Ebingen bis zur Donau heißt „Hardt“ (schwäb. der oder das Hardt, fränk. die Hardt) und kommt von mhd. = Weidewald. Damit erscheint es naheliegend, daß die Weidegebiete südlich von Ebingen immer auch licht bewaldet waren. So muß auch unser Schattenhang licht bewaldet gewesen sein. Bodenbedeckung und Schattenlage haben die Verwitterung aufgehalten. Auf der Sonnenseite ist das anders.

Aber das genügt bei weitem nicht als Erklärung für die in Frage stehenden landschaftlichen Erscheinungen. Wir müssen unsere Spaziergänge über die Randhöhen der Schattenseite planmäßig und mit Bewußtsein machen. Vielleicht von der Meßstetter Steige ins Hölschtal, von da über Breitenhülle und Hornstein zur Sandgrube und an Kapf und Kühbuchen vorbei zum Griesenloch. Dabei müssen wir das geliebte Ebingen etwas vernachlässigen und immer wieder nach Süden blicken, soweit es der Truppenübungsplatz erlaubt. Und siehe da: Täler! Etwas flach und von Waldstücken teilweise verdeckt, aber immerhin. Das Erstaunliche an diesen Hochtälern ist, daß sie dicht über Ebingen beginnen, den kurzen steilen Weg ins Riedbach- und Schmiechtal verschmähen und dafür den langen, flachen Weg zur Donau bevorzugen. Auf Skizze 1 sind drei beginnende Hochtäler durch Pfeile verdeutlicht. So unscheinbar beginnen die langen Trockentalsysteme der beiden Hölschtäler, Pfaffental, Stettener Tal, Mauertal, Tiefer Grund und andere. Sie vereinigen und trennen sich und machen die ganze Hardtlandschaft erst richtig schön, aber auch morphologisch hochinteressant. Man kann hierzu die Heimatkundlichen Blätter von 1957, S. 157/9, 162/3 und 168 vergleichen.

Also auf der Sonnenseite kommen von Norden Täler nach Ebingen herein; am Südrand aber beginnen andere Täler hoch oben

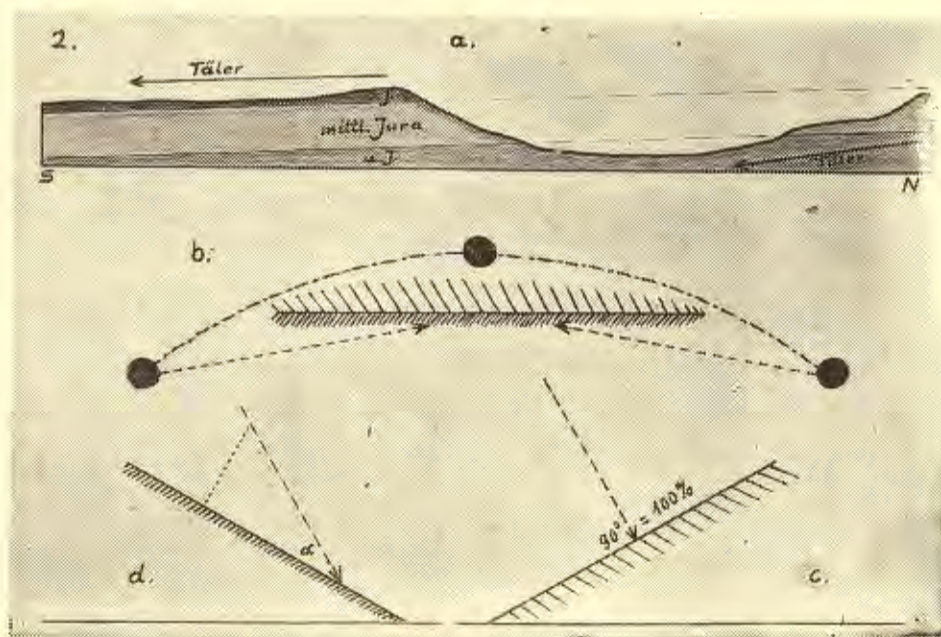


schen noch eine Weile zurück, betrachten wir erst einmal die Grundlagen.

Am besten wäre ein Gang über die Höhen. Da fällt einem so manches auf. Daß Ebingens Schattenseite so steil und einförmig ist wie eine Wand. Ganz anders die Sonnenseite. Da kommen erst die Terrassen (Staufen, Stopper), bevor es ganz hinauf geht. Da sind viele Einschnitte: Das Giggentäle, das gekrümmte Raidental, das zwischen den Häusern wenig auffallende Klaratal (siehe Skizze 1), das sehr breite, obere Schmiechtal, das Laizentäle, das Otmarstal. Wie das kommt? Nun, die eine Ursache für die Verschiedenheit der beiden Seiten haben wir ja schon: Sonne und Schatten. Wo viel Sonne hinkommt, wo der Boden öfter auftaut und wieder gefriert, greifen die verschiedenen Arten der Verwitterung intensiver an und verändern das Relief einer Landschaft. Anders auf der Schattenseite. Wenn man an den steilen Hängen der Ried- und Holzhalde umherklettert, kann einem auffallen, daß da verhältnismäßig wenig Bäume „ein Knie beugen“, daß also die doch so steilen Halden nur wenig in Bewegung sind. Die Verwitterung „schafft“ nicht sehr.

Ein zweiter Grund für die Einheitlichkeit der Schattenwand ist das fast geschlossene Waldkleid, welches die Niederschläge festhält und dann nur langsam herausgibt, so daß sie den Untergrund nicht aufreißen kön-

sind die Bergbuckel „Auchtenrain“ und „Auchten“, mittelhochdeutsch ūchte = Nachtweide, wo die Tiere (auch Zugvieh)



und ziehen zur Donau. (Siehe Skizze 2a). Denen muß doch irgend etwas die Richtung vorschreiben! Wir nehmen noch die Hangquellen hinzu, auch die gefaßten. Auf der Sonnenseite: Eine am östlich, Ochsenberg (beim Giggentäle), eine am Katzenbuckel (das Kälberbrünnele), eine am Schnecklesfels (beim unteren Reservoir), eine nicht weit vom Klarahof, zwei drüben am Menesboch (Jausenteich und Widder), und das Gänsebrünnele im Laizentäle. Quellen auf der Schattenseite: keine! Das unterirdische Wasser der Hangquellen neigt also nach derselben Seite wie die Täler. Es fließt im Innern der Riedhalde und der Holzhalde westwärts, in Richtung Donau. Wasser fließt aber, wo es kann. Wer schreibt ihm den Weg vor? Es sind bei uns die undurchlässigen Schichten des Weißen Jura, unten auf der Talsohle die Impressamergel, an den Hängen die Aptychenmergel und oben die Zementmergel, die aber bei Ebingen fehlen. Diese Schichten sind - wir können es an Tälern und Quellen ablesen - von Norden nach Süden (genauer gegen SO) geneigt. (Skizze 2a). Das ist die Lösung des Problems.

Auf dem Ochsenberg-Massiv und auf dem Schloßfels-Massiv finden wir grobe, dicke Kalkbänke und aufstrebende Riffe, die dem mittleren Weißjura angehören. Auf dem Hardt hingegen stoßen wir in zunehmendem Maß auf Lochfelsen und bröcklige Bankkalke des oberen Weißjura. Skizze 2a gibt in „unzulässiger Vereinfachung“ den Sachverhalt wieder. In Verbindung mit einer Wanderung kann man das auch auf einer geologischen Karte „verifizieren“.

Nun sollen einige dazugehörige Beobachtungen wiedergegeben werden. Im Winter 1962/63 „dampfte“ es wochenlang aus einer Felsspalte am oberen Rand des Meßstetter Talbachs nahe beim Sandbühl. Genauer gesagt, es dunstete, denn siedendes Wasser ist für so eine Erscheinung nicht nötig. Wir kennen das vom Ausatmen von Mensch und Tier an kalten Tagen. Der Temperaturunterschied zwischen dem Wasser im Boden und der freien Luft muß nicht groß sein. Wenn das Dunsten aber lange anhalten soll, muß es ziemlich viel Wasser sein. Ein Liter Wasser hört bei gleicher Temperatur 1000 mal schneller mit Dunsten auf als 1000 Liter Wasser. Oder physikalisch gesprochen: Es kommt nicht nur auf die Wärmehöhe (Grade), sondern auch auf die Wärmemenge (Kalorien) an, die sich aus Wärme und Wassermenge zusammensetzt. Es muß also südlich Ebingen viel Wasser im Boden stecken und nicht gut heraus können. Da es infolge Einfallens der Schichten nach SO oberirdisch und noch viel mehr unterirdisch gegen die Donau hin abfließt, muß es irgend wo von einem „Vorfluter“ aufgehalten werden. Oberirdisch ist unser Vorfluter die Donau. Unterirdisch will es mit den Schichten noch unter der Donau durch. Aber es kann nicht endlos tiefer, es muß sich im Boden, in Höhlen und Klüften ansammeln und somit einen unterirdischen Vorfluter bilden. Daher das wochenlange Aushauchen bei Meßstetten. - Am Großschmiedebrunnen bei Beuron (600 m NN) dringt Karstwasser aus etwa fünf Stockwerk Tiefe nach oben. Es will also eigentlich unter der Donau durch, wird aber von felsigem Untergrund und oder unterirdischem Vorfluter gestaut. - Bei Ehestetten wurde vor einigen Jahren rechts der Schmiecha nach Wasser gebohrt. Es kam ein kräftiger kleiner Bach heraus, der jedoch zeitweise so stark nachließ, daß die Bohrung nicht genutzt werden konnte. Man war eben auf der falschen Seite. Drüben auf der Sonnenseite spenden die Quellen von Ehestetten bis Kaiseringen unentwegt und zuverlässig, denn ihnen neigen sich die wasserführenden Schichten (Quellhorizonte) zu. Auf der Schattenseite hingegen verlieren sie sich in den Hang hinein. In nassen Zeiten läuft dann etwas Wasser entgegen der Neigung über. Das nennt man Überfallquel-

len. Sie kommen den ganzen Albtrauf entlang vor und sind sehr unbeständig.

Noch sind wir mit den Tälern nicht fertig. Die der Sonnenseite gehören hier nicht unmittelbar zum Thema. Aber die Trockentäler oben auf dem Hardt müssen noch genauer behandelt werden. Unser verstorbener Mitarbeiter Ernst Louis Beck hat in den Heimatkundlichen Blättern von 1955, S. 55 und 56 einen schönen Gefühlseindruck dieser Landschaft gegeben, die sogar innerhalb des Truppenübungsplatzes immer noch recht anziehend ist. Die Täler sind da oben meist flach, aber dennoch sehr abwechslungsreich, auch mit Felsen und Höhlen versehen. So flach waren sie aber durchaus nicht immer. Als gegen Ende der Tertiärzeit, während der pliozänen Epoche, die Donau noch 200 m höher floß als heute und auch ein Stück nördlicher (z. B. zwischen dem Dorf Schwenningen und der Burg Werenwag hindurch), da war die Alb noch größer und höher, und unser Hardt war eine Landschaft mit kräftigem Profil, die Berge rund 100 Meter höher, die Täler tiefer als jetzt. Und es gab noch fließendes Wasser! Mit dem Einschneiden der Donau versank das Wasser in den tiefen Karst. Während dem Diluvium (Pleistozän) mit seinen vier Eiszeiten wurde die Pflanzendecke in wärmere Regionen abgezogen, die nackte Oberfläche war damit starker Verwitterung ausgesetzt. Da füllten sich da oben die Talränder mit Hangschutt und die Talsohlen mit rötlichem Lehm. Kein fließendes Wasser räumte sie mehr aus; ihre Formen erstarrten, sie wurden geradezu konserviert. Nur von unten griff der Karst noch ein wenig ein. Zusammenbrechende Hohlräume erzeugten oben die tiefen, runden Dolinen (Kühbuchsen, Seelwiesen) und die kilometerlangen, abflußlosen Wannen (Seetal, Tiefer Grund und sehr viele andere). Oft kann man so ein altes Trockental nur schwer durchverfolgen, weil Barren quer durch die Talsohle ziehen. Aber all die vielen Täler gehen doch immer wieder weiter und finden die Donau. Ihre Talsohlen können sehr breit werden (so z. B. bei Heinstetten) und bieten der Landwirtschaft guten, steinfreien Boden, der nur vielfach ausgelaugt ist und mit Kalk gedüngt werden muß. Auf der kalksteinigen Alb! - Mit der ganzen donauhörigen Landschaft erstarrte auch unsere Schattenseite, während wenige Meter nördlich von ihr noch die kuriosen Vorgänge zwischen Urschmiecha, oberer Schmiecha und Eyach weiterhin stattfanden und heute noch nicht ruhen.

Erst entsteht die Erdoberfläche, dann nimmt sie der Mensch in Besitz. Man muß ihn leider daran erinnern. In den ältesten Zeiten scheint er mit Vorliebe auf den Höhen gehaust zu haben. Dann kam er herab und wurde schließlich auch mit sumpfigen Gebieten fertig. Ein Keltenweg kam von Winterlingen, ging aber noch nicht durch das Ebinger Ried, sondern hielt sich von Straßberg bis Lautlingen rechts am (besonnen!) Talrand. Dieser Weg wurde zur Römerstraße. An ihr soll im Bereich der Martinskirche nacher ein Dorf Ebingen entstanden sein. Dann erst wurde die nachmalige Stadt Ebingen angelegt. Sie ist auf der Skizze 1 punktiert und umfaßt die genannte Martins-Siedlung nicht mit. Man sieht, was auf Karten nie klar zur Geltung kommt, daß die Lage der Stadt geschickt auf einem flachen Sporn der Martinshalde gewählt wurde, unter Benützung der oberen Schmiecha (der „Schmie“), deren Mühlbach sogar mitten durch die Stadt floß, daß aber das moorige Ried streng gemieden wurde. Dies blieb auch so, als sich die Stadt ins obere Tal und bis zum unteren Fuß des Schloßfelsmassivs ausbreitete. Die gestrichelte Linie auf Skizze 1 umfaßt schon die obere und untere Vorstadt, die Schütte und das Schmieggäßle mit. - Zu den Wegen durch die drei Haupttäler kamen noch andere: der Pfeffinger Weg durchs Raidental und Lerchenfeld, der Hau-semer Weg durchs Ochsenbachtal nach Mar-

grethausen, der Menesteig mit Verlängerung durchs Degerfeld nach Burladingen (ehemaliger Römerweg), die Bitzer Gasse durchs Otmarstal und - Steigungen waren dazu da, genommen zu werden - zwei Wege auf der Schattenseite: die alte Meßstetter Steige mit mehreren Verzweigungen oben und der Siebenkreuzlesweg oder Schwenninger Weg. Wieviel Schweiß von Tier und Mensch haben solche Wege durch die Jahrhunderte gesehen! Stellenweise bemerkte man noch die Räder Spuren im Fels. - Ebingen dehnte sich weiter in seinen drei Tälern, die von den Aussichtsfelsen des Schattenhangs am besten zu überblicken sind. Es ist reizvoll, einmal die Häuser nach ihrer Bauart in die Jahrhunderte einzuordnen und die sehr unregelmäßigen Wachstums„ringe“ der Stadt farbig in einen Stadtplan einzutragen. Ins Ried wagte sich außer einigen Fabriken und Einzelhäusern zuerst die Eisenbahn und an den Schattenhang ein Gasthaus; es heißt - „Schatten“! Wohnsiedlungen kletterten lieber hinauf auf den sonnigen Bühl. Oder sie lehnten sich an die warmen Hänge an wie der Mehlbaum und das Otmarstal, wo auch die Groz-Siedlung („Grozingen“) entstand. Erst mit der Munast (wenn man diesen Ausdruck überhaupt noch gebrauchen darf) wagte sich die Stadt ins Ried und in die Nähe der Schattenseite. Inzwischen ist auch Ebingen West ein schöner Stadtteil geworden, während um das Gaswerk herum von einer Geschlossenheit noch nicht viel zu spüren ist. Im „fernen Westen“, da wo ein Talstück „Hennenbühl“ (Heunenbühl!) heißt, hat es die Schattenwand sogar zu einer Terrasse gebracht. Sie heißt auf dem Meßtischblatt „Degerwang“, während eine Degerwandstraße geradlinig darauf hinführt. Eine schöne Gelegenheit zum Streiten! Diese Geländestufe steigt etwa 60 m an, bildet also eine kleine Wand. Dann wölbt sie sich ziemlich flach, mit Wiesen bedeckt, bildet also einen Wang. (Wang = flache Wölbung, z. B. Ochsenwang, Hallwangen, Wangen). Mittelhochdeutsch teger = umfangreich (Degerfeld, Tegernfeld, Tegernsee). Obwohl es keine große Terrasse ist, heißt sie doch so; denn auf der Schattenseite fällt so etwas auf. Die eigentliche Steilwand beginnt erst oberhalb von Degerwang im Wald; es ist die Wand des Wachtbühls und heißt teilweise „Fehlhalde“ (mhd. vaele = schlecht im Ertrag). Degerwang wird wohl die letzte Terrasse sein, die im Weichbild von Ebingen besiedelt werden wird. Manchmal sind es auch besonders tatkräftige Menschen, die es auf sich nehmen, im Schatten zu wohnen. Die Heimatkundlichen Blätter brachten 1954 S. 33/4, 38/9, 42/3 einen Aufsatz von K. F. Wolff über die „Schattseitigen Leute“ in Tirol.

Schattenseiten sind bezüglich Licht und Wärme benachteiligt. Diese beiden Energien fassen wir als Sonnenstrahlung zusammen, bemerken aber, daß Sonnenstrahlung noch mehr ist als nur das. Wie wir sahen, fehlt an schattigen Stellen ein Energiebetrag, was sich auch in der geringeren Verwitterung und Erosion ausdrückt. Die Pflanzenarten passen sich an. Die Landwirtschaft zieht sich zurück, die Forstwirtschaft gleicht sich den Gegebenheiten an. Die geringere Bestrahlungsenergie läßt sich berechnen. Skizze 2b zeigt den Schattenhang schematisch mit einem Sonnenlauf an einem Sommertag. Sonnenstrahlen treffen den Hang seitlich nur morgens und abends, sehr flach. Die Strahlung, die tagsüber von oben auf den Hang auftrifft, fällt ebenfalls unter einem sehr kleinen Winkel ein. Skizze 2c und d zeigt, wie es auf den Einfallswinkel ankommt. Hat ein Hang der Sonnenseite einen Steigungswinkel von 30 Grad, was unten und oben der Fall ist, (2a ist im natürlichen Verhältnis gezeichnet, ohne Überhöhung) so können ihn die Sonnenstrahlen rechtwinklig treffen. Das sind 90 Grad und eine Energiezufuhr von 100 Prozent. Dieselbe Steigung am Schattenhang (durchge-

hend von unten bis oben) wird von den Strahlen desselben Sonnenstandes unter dem Winkel $\alpha = 30$ Grad getroffen. Die Strahlungsenergie ist: 100 mal $\sin \alpha$, was ausgerechnet nur noch 50 Prozent sind! Es ergibt sich aber noch weniger, weil die Winkel Raumwinkel sind. Dennoch ist die Schattenseite bei Tag weder dunkel noch kalt. Außer direkten Lichtstrahlen erhält sie noch diffuses Licht, d. h. vom Wasserdampf der Luft reflektiertes. Auch die Wärme bezieht sie nicht nur durch Einstrahlung, sondern auch auf den Umwegen der Wärmeleitung und Wärmeströmung, deren Träger wieder die Luft ist. Aber trotz allem bleibt die Schattenseite ein Stiefkind.

Das Ebinger Ried ist aus geologischen Gründen entstanden. Seine Lage längs eines geschlossenen Schattenhangs mag zu seiner Erhaltung beigetragen haben. Durch das Ried führt nun auch die neue Umgehungsstraße. Aber die Besiedlung mit Fabriken, Wohnhäusern und Wohnblocks hat aus ihr schon vor der Einweihung eine kreuzungsfreie Ortsdurchfahrt gemacht. Ihr Bau war spannend. Erst mußten die angelegten Schutzplätze wieder abgebagert werden, dann der nasse, schwarze Moorboden bis auf den hellgrauen Auemergel, auf den zuletzt aufgeschottert wurde. Könnte man nicht ein kleines Stück Ried mit Moorbirken und sonstigen bodenständigen Gewächsen als parkähnliche Anlage der Nachwelt erhalten? Dann hätte das parklose Ebinger eine „Schattenseite“ weniger.

Neuerdings klettert die Stadt auf die warmen Nordhänge, zum Klarahof, Hörnaiten, Stopper, Raidenhalde. Hoffen wir, daß nie wieder ein Treibstoffmangel ausbricht, sonst müßten die Bewohner des oberen Stock-

werks der Stadt ihre Wohnungen zu Fuß aufsuchen, teils sogar Treppen steigen. Dann würde ihnen der geographische Begriff „Reliefenergie“ zum Erlebnis. Ein Quadratmeter Land oder etwa eine Markung haben um so mehr Reliefenergie, je mehr und je steilere Hänge vorkommen. Das spürt der Fußgänger oder Radfahrer in seinen Muskeln, der Kraftfahrer auf längere Sicht am Kraftstoffverbrauch und Wagenverschleiß, der Landwirt darüber hinaus am Wegschwemmen des Bodens, das Straßenbauamt an den Wegebau- und Instandhaltungskosten; denn Serpentinauen sind länger als Luftlinien und Hangstrecken nützen sich schneller ab. Wo viel Wasser fließt, kann die Reliefenergie in elektrische Energie umgewandelt werden. Die Markung Ebinger hat eine größere Reliefenergie als die Markung Balingen. Am stärksten ist sie am Schattenhang.

Aber Reliefenergie erzeugt auch seelische Energie. Das Auge erfreut sich an Berg und Tal mehr als an einer topfebenen Gegend auf dem „platten Land“. Und Berge steigen ist eine gesunde Tätigkeit. Herzkrankte müssen eben ihre ansteigenden Wege dosierend auswählen. Man könnte sogar „therapeutische Wege“ anlegen, wie es sie für Wohlhabende in Badeorten schon gibt. Warum nicht auch für Werktätige in einer so fleißigen Stadt wie Ebinger? Besonders auch für die vielen Kinderwägen, die aus dem Dunstschleier der Stadt heraus müssen und für die Ruheständler – sogar an der kühlen Schattenseite Ebingers, hinauf zu den Aussichtspunkten und in den Naturpark des Ebinger Hardt.

Man kann durchaus einer Schattenseite die „Schattenseiten“ nehmen.

Besitzungen des Klosters Alpirsbach in unserer Gegend

Von Fritz Scheerer

Im malerischen Kinzigtal, eingebettet zwischen Waldberge, stiften 1095-1098 Ruotmann von Hausen, Adelbert von Zollern und Graf Alwig von Sulz nach vorausgegangener Beratung mit Bischof Gebhard von Konstanz und dem Abt von St. Blasien das Benediktinerkloster Alpirsbach „mit ihren eigenen gemeinsamen Erbgütern, dem Hof Alpirsbach, dem denselben umgebenden Wald, anderen Höfen, Leibeigenen, so dann mit Höfen und Leibeigenen in Dornhan, Hochmössingen, Höfendorf (Kreis Hechingen), Großgartach, Haslach (im Kinzigtal), Veringen und Nordweil (Breisgau). Adelbert von Zollern gibt noch besonders Eigengüter in Fützen (bei Bonndorf im Schwarzwald), Gölldorf, Sulz, Boll und Börsingen an das Kloster“ (Mon. Zollerana). Papst Paschalis bestätigt 1101 dem Abt Cuno die gemachten Klosterstiftungen, nimmt diese in apostolischen Schutz und erteilt dem Konvent freie Wahl des Abtes und Schirmherrn. Es mag Pietät und Dankbarkeit gegen den Mitstifter „Adelbertus de Zolro“ gewesen sein, der der Welt entsagte und sich dem Kloster zuwandte, wenn der Konvent den Grafen Friedrich von Zollern, genannt Maute, zum ersten Schutzvogt wählte. Zu Beginn des 14. Jahrhunderts treten dann die Herzöge von Teck als Schirmherren des Klosters auf.

Die erste zuverlässige Nachricht über Namen und Geschlecht der Zollern ist unter anderen Nachrichten in der Weltchronik des Altshausener Grafensohn Hermann vermerkt, den man den „Lahmen“ nennt und der als Reichenauer Mönch zu den bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit zählt (gest. 1054). Sein Schüler Berthold berichtet 1061: „Burcardus et Wezil de Zolorin occiduntur“ – Burkard und Wezel von Zollern wurden erschlagen. Erst 34 Jahre später lernen wir aus der Stiftungsurkunde des Klosters Alpirsbach wieder einen Angehörigen des Geschlechts in der Person Adelberts kennen. Aus den späteren Besitz- und Verwand-

schaftsverhältnissen darf geschlossen werden, daß die ersten Vertreter der Zollern einer großen Familie im Raum zwischen der oberen Donau und dem oberen Neckar angehören. Für eine maßgebende Stellung im Reich bürgt das Auftreten der Zollerngrafen in den Kaiserurkunden von Heinrich IV. ab.

Friedrich von Zollern, der erste Vogt von Alpirsbach, war mit Udilhild von Urach verheiratet. Um 1134 schenkte Udilhild, comitissa de Zolron, neben andern Dingen „unam huobam ad Stetin (eine Hube zu Stetten), unam ad Ingislatt (Engstlatt), unam ad Harde, unam ad Striche (Streichen), duas (zwei) ad Daneheim (Thanheim) an das Kloster Zwiefalten und um dieselbe Zeit Eginode Zolro „villam Burron“ (Beuren) an dasselbe Kloster. Wir finden also schon im 12. Jahrhundert die Zollern in Engstlatt begütert. Die Herkunft dieses Besitzes der Zollern ist noch nicht geklärt. Vielleicht handelt es sich um Erbgut, das Udilhild mit in die Ehe gebracht hat.

Auffallend ist, wie wenig zollerische Schenkungen an Klöster man nachweisen kann. Ja, die Schenkungen an Alpirsbach und Zwiefalten sind mit den wenigen Vergabungen an das eigene Hauskloster Stetten im Gnadental die einzigen, während der dritte Mitstifter des Klosters, Graf Alwig von Sulz, der erste urkundlich genannte Herr des zu Sulz am Neckar seßhaften gräflichen Geschlechts, den Klöstern Hirsau, Frauenalb, Kirchberg u. a. sehr wohlgesinnt war. Seine Gemahlin war Adelheid von Nusplingen, Tochter des Ehepaars Heinrich von Nusplingen und Gepa von Dietfurt, die, nachdem sie ihr Gatte verlassen hatte, ihr väterliches Erbe um 1135 dem Kloster Zwiefalten schenkte und dort eintrat.

Neben den in der Stiftungsurkunde oben genannten Orten und dem großen Wald, der das Gebiet zwischen Ehenbogen, Vierundzwanzig Höfe, Wälder, Fluorn, Röttenberg (Dreiherrenstein mit Abtstab), Schenkenzell und Reinerzau umfaßt haben dürfte, kamen

1101 weitere Güter in Fischerbach und Lauterbach hinzu. Das Stift konnte bei dieser reichen Ausstattung sofort mit dem Bau der romanischen Klosterkirche mit der dreischiffigen Säulenbasilika und der Klosteranlagen beginnen. Schon 1098 wurde die Kirche zur Ehre der allerheiligsten Dreifaltigkeit, des siegreichen Kreuzes, der Mutter Gottes, des hl. Benedikt und aller Heiligen geweiht.

Durch Schenkungen und Käufe wächst der Besitz des Klosters rasch. In und um Oberndorf, um Freudenstadt und Rottweil werden neue Güter und Rechte erworben, vor allem auch in der Herrschaft Haigerloch und um Balingen, so daß später das Kloster Alpirsbach in der Reihe der altwürttembergischen Klöster die 5.-7. Stelle einnimmt. Dies zeigt eine Bestandsaufnahme von dem Abt Andreas (1455-1470), unter dem die Neufassung der „Weisthümer“ durch den tüchtigen und berühmten Chronisten Besenfelder von Horb späteren Hofschreiber der Erzherzogin Mechthild von Österreich, vorgenommen wurde und dessen Nachkommen nach Schömberg verzogen sein sollen.

Besitz um Haigerloch

Im 14. Jahrhundert erwirbt das Kloster bedeutenden Besitz in Gruol. Die erste Nachricht über Besitz des Klosters in Gruol liegt aus dem Jahr 1304 vor, als zwei Bauern dem Kloster Lehenreverse für den Aichhof und den Fronhof ausstellen. 1350 verkauft das Kloster St. Georgen zwei Höfe zu Gruol an das Kloster Alpirsbach. Schon im Jahr vorher hat Berchthold, der Ritter von „Gruorn“, dem Kloster ein Gut geschenkt. 1342 verzichtet Herzog Friedrich von Teck, Herr zu Oberndorf, auf sein Vogtrecht von den Gütern des Klosters zu Gruol, Weildorf, Owirgen, welche Rechte Konrad Lamp von Weitingen an das Kloster verkauft hatte. Der Konventsbruder Burkart von Stöffeln, der 1350 in dem „langen Münster“ zu Alpirsbach eine ewige Meß für sich sowie für seine Mutter Hedwig von Tierberg gestiftet hat, gibt u. a. auch Güter zu Gruol. Ihre Häuser mit Gütern zu Gruol verkauft 1423 Agathe Swählerin, Wilhelm Schenk von Stauffenbergs Frau, an Abt und Konvent Alpirsbach um 410 Pfd. H.

Um 1550 besitzt das Kloster in Gruol insgesamt 281 Jauchert, darunter zwei Höfe mit Haus und vier Höfe ohne Haus und eine Mahl- und Sägmühle. In Bittelbronn sind es drei Höfe mit 260 J., in Owirgen zwei Höfe mit 98 J. und in verschiedenen anderen Orten sind weitere Besitzungen (Weildorf usw.). Teilweise gehören recht ansehnliche Waldungen dazu. Ein Hof zu Bittelbronn hat bei 88,5 J. Ackerland noch 155 J. Wald. Der Besitz ist so groß, daß das Kloster in Haigerloch eine eigene Verwaltung einrichten kann, die als „abtshaus“, „Alpersbach Haus“ und „Abts von Alpersbach Speicher“ erscheint. Hier hatte der Pfleger des Klosters seinen Sitz, der die Zinsen empfing. Diese bestehen aus einer Summe Geldes und Naturalabgaben und bei einzelnen Höfen in der Leistung einer „Herberg. Das Urbar der Pflege Haigerloch von 1564 sagt unter Frommenhausen darüber: „Wann ein Abt zu Alpirsbach oder seine verordnete Anwald im Jahr, sei es zu welcher Zeit es wolle, ein Mal mit fünf Pferden ungefähr zu Frommenhausen ankommen, so seien die Einwohner, sonderlich der Inhaber des gedachts Hofes, schuldig, Ihme Herrn Praelaten oder seine verordnete Anwald, wer dann dahin von gedachts Klosters wegen verordnet sind, mit Essen, Trinken und Füttern auszuhalten“. Dazu kann der Prälat noch einen Priester, Edelmann oder sonst einen ehrbaren Mann, den er trifft, einladen.

Aus dem Vogtsbuch des Klosters von 1417 erfahren wir von einem grundherrschaftlichen Gericht des Abtes, das auf dem Drittelhof oder Münchhof zu Gruol abgehalten wurde. Das Kloster hatte insgesamt fünf solcher Gerichte (Wittershausen, Dornhan

usw.). Auf ihnen hielt der Abt oder meist der von ihm bestätigte Klosteradvokat, dem Schöffen zur Seite standen, dreimal im Jahr Gericht und zwar um Martini (11. Novemb.), Mariä Lichtmeß (2. Febr.) und um St. Walpurgentag (1. Mai). Alle Eigen- und Lehenleute des Klosters in der Herrschaft Haigerloch und in Frommenhausen, Erlaheim und Engstlatt hatten zu diesen Dingtagen in Gruol ungeladen zu erscheinen, bei Vermeidung von drei Schilling Tübinger Währung. Fand das Ding aber an einem anderen Tag statt, mußten die zum Erscheinen Verpflichteten besonders geladen werden. Das Gericht war zuständig für alle die Grundherrschaft des Klosters betreffenden Streitsachen. Ehe die Rechtssachen vor das Gericht kamen, konnte man sich noch vergleichen. Das Urteil konnte der Schuldige wieder bei dem nächsten Dingtag vorbringen und zwar von Gruol nach Wittershausen, von da nach Dornhan und dann an den Stuhl in Alpirsbach.

Diese Beispiele über die Rechts- und Wirtschaftsverhältnisse des Klosters in der Herrschaft Haigerloch, die etwas ausführlicher behandelt wurden, erlauben uns auch, Schlüsse zu ziehen für die Alpirsbacher Besitzungen in unserem Kreis, über die nur über den Engstlatte Se(e)lhof einige interessante Nachrichten vorliegen.

Besitz um Balingen

Die erste Erwähnung des Klosters Alpirsbach über Rechte in unserem Kreis stammt aus dem Jahr 1295, als Konrad von Tierberg seine Leibeigene Mechthild, die Tochter Heinrich des Brachers und Ehefrau Werners von Brunnhoubten (Bronnhaupten), dem Kloster in der Weise überläßt, daß die Hälfte der Kinder ihm, die andere Hälfte dem Kloster gehöre. Der Hauptteil der Markung Bronnhaupten muß um diese Zeit dem Kloster gehört haben. Um 1300 ist der Müllerhof und 10—16 Lehengüter in der Hand des Klosters. Der Müllerhof dürfte eine Art Maierhof und mit ihm die eigentliche Ortsherrschaft verbunden gewesen sein, denn auf ihm ruhten Herbergspflichten (s. oben). Lehen des Klosters hatten hier im 15. Jahrhundert besonders Geislinger Bauern inne. So waren 1460 16, 1480 20 Lehengüter mit

291 J. Äckern und 81 Mannsmahd Wiesen vom Kloster ausgegeben.

Das Kloster war auch Eigentümer des Immenhofes in Ostdorf, der um 1500 72 J. Äcker und 10 M. Wiesen umfaßte. In Geislingen hatte das Kloster 1527 insgesamt vier Lehen mit zusammen 47 J. Äcker, 18 M. Wiesen und 10 J. Holz, die 1593 steuerfrei waren. 1777 waren es noch 45 Morgen.

Einen Hof in Erzingen mit 6 Morgen Äckern, 5 Morgen Wiesen und 1 Morgen Wald gab das Kloster 1564 zur Hälfte an die Geislinger Herrschaft zu Lehen, wodurch dieser Halbtteil entfremdet wurde. Auch in Rosenfeld waren 2 Güter mit je etwa 13 J. Äckern und 4-5 M. Wiesen im Besitz des Klosters. Das Widumgut zu Täbingen mit 27 J. Äckern, 5 M. Wiesen und 2 J. Hölzer, das zur Pfarrei Gößlingen gehörte, die dem Kloster einverleibt war, kam 1346 an das Kloster. Es war ein sog. „Viertelshof“, der nach Abzug der Zehnten noch 1561 ein Viertel der Ernte auf dem Feld dem Kloster als Landgarbe geben mußte.

Die Frau Priorin und der Konvent der Klause Bickelsberg kauften 1443 von Werner Maurer von Binsdorf, Conventual von Alpirsbach, 4 M. Wiesen. 1488 besaß das Kloster in Bickelsberg einen größeren Hof und 3 Güter und in Brittheim (insgesamt 38 J. Äcker, 14 M. Wiesen mit Anteilen am Brühl den Schenkenhof und das Höfanger Lehen. In Erlaheim wurde 1772 der Alpirsbacher Hof in kleinere Lehen aufgeteilt.

Die seit 1216 auftauchenden Herren von Tierberg, die hauptsächlich um Lautlingen und Tieringen begütert waren, treten öfters als Stifter oder Verkäufer an das Kloster an. So verkaufte 1331 Arnold von Tierberg an das Kloster den Heinrich von Rosenfeld von „Gieselingen, seinen eigenen Mann und Adelheid, dessen Ehefrau und drei Kinder“. 1352 schenken Johann, Burkart und Konrad Söhne von Tierberg ihren eigenen Hof, den Höldlinshof, zu Pfeffingen mit bedeutenden Gilten an Früchten und Geld an das Kloster. Das Kloster unterstellte den Hof, der fortan Tierberger Hof heißt, später seiner Balingen Pflege (45 J. Äcker, 26 M. Wiesen). Bereits im 15. Jahrhundert war er geteilt, blieb aber bis in die Neuzeit als Alpirsbacher Trägerlehen eine Rechtseinheit.

Heimat als Grenzsituation

Von Dipl.-Ing. R. Kerndter

In dem erwähnten Beispiel vom weltabgeschiedenen Dorf könnte man sich einen Menschen vom Schlag des Dichterbauern Christian Wagner aktiv denken, der zwar nicht die große Welt auf Reisen kennengelernt hat, aber mit der „größeren Wirklichkeit“ desto mehr vertraut ist. Der Existentialismus ist aus Weltkriegsjammer geboren und die Ek-Sistenz, sprachlich verwandt mit Ek-Stase, Herausstehen, bedeutet die Preisgabe der zentralen Geborgenheit, nach Sedelmeier den „Verlust der Mitte“. Heidegger spricht „Vom-in-die-Welt-Geworfensein“, Jaspers sieht in der Grenzsituation das Unabdingbare irdischen Leidens und Sterbens. Diesen Pessimismus könnte jener Bauernphilosoph überwunden haben: Er erkannte, daß die Heimat des Menschen zum wenigsten die Erde und damit das Dorf ist, vielmehr ist er als Sendling einer geistigen Welt zu betrachten, die über alles Temporäre, über das eingeschränkte Zeitliche erhaben ist. Wer von den wiederholten Erdenleben überzeugt ist, würde sagen: Dieses Mal bin ich in das zwanzigste Jahrhundert und in den süddeutschen Raum gestellt. Mein irdisches Leben hat trotz aller Realitäten des Lebenskampfes symbolischen Charakter: Symbalein bedeutet zusammenwerfen, bedeutet Vereinigung von Form und Inhalt zu einem ausdrucksstarken Gleichnis. Ich bin, wie Goethe es ausdrückte, vom Wesen in die Erscheinung getreten so wie die Pflanze, die

im Herbst welkte, im Frühjahr wiederkehrt. Die Grenzwissenschaften, die Esoterik geben Kunde von der anderen Welt, die die eigentliche Heimat des Menschen ist und aus der die besten Impulse kommen: „Denn mein Reich ist nicht von dieser Welt“.

Von dem berühmten Arzt Paracelsus, der mit Recht der Vorläufer der Homöopathie genannt wird, stammt der seltsame Spruch „Wir Menschen sind unsichtbare Leute“. Und Ähnliches meinte der Maler Paul Klee, wenn er sagte, die Kunst habe Unsichtbares sichtbar zu machen. Der moderne Mensch ist solchen Gedankengängen gegenüber am ehesten aufgeschlossen, wenn er sich auf Ergebnisse einwandfreier Experimente stützen kann. Und so hat man denn auf den Spuren der „virtutes“, der geheimen Stoffkräfte des Paracelsus, Potenzforschung getrieben und Studien über Sichtbarkeitsgrenzen der Substanz gemacht: Wenn man Salz in Wasser löst, dann wird es unsichtbar, läßt sich aber chemisch mit Silbernitratlösung nachweisen. „Potenzieren“ heißt nicht nur, die Substanz immer weiter verdünnen, sondern nach jeder Verdünnungsstufe rhythmisch schütteln. Die Potenzkurve gibt darüber Aufschluß, daß „Stoff“ nur eine fixierte Daseinsstufe makrokosmischer Prozesse ist und daß es energetische Seinsbereiche, eben die Potenzen gibt, in denen der von der Erscheinung ins Wesenhafte zurückgekehrte Stoff nun seine „virtus“, seine eigentliche Kraft

entfaltet oder, bei anderer Frequenz, in eine Art Ruhestadium tritt. Dieses Hin und Her zwischen sichtbarer und unsichtbarer Welt erinnert an Kants „Ding an sich“ und an seine Vorstellungen vom Transzendenten, wörtlich eine Grenze Überschreitenden.

Nach Dante kann uns der Weltgeist nur im Bild erscheinen und wir müssen symbolisch nehmen, was sich exaktem Forschen entzieht oder überhaupt nicht mehr zum intellektuell Faßbaren zählt. Dabei könnte man mit Lessing sagen, wer über gewissen Dingen den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren. Ein Ausweg auch aus dieser Grenzsituation ist uns vom praktischen Leben her geläufig: Man vereinfacht, man nimmt das Leben möglichst unkompliziert, man weiß aber insgeheim, wie vielschichtig die Welt ist, wie vieldeutig sie sich in jedem noch so kleinen Ausschnitt darbietet. Das Buch von White „Das uneingeschränkte Weltall“ läßt ahnen, in welche Schranken wir noch eingeschlossen sind und wie gering noch die anzustrebende Transparenz der Dinge ist. Die Herde im Pferch befindet sich auch in einer Grenzsituation und man könnte mit Nietzsche sagen: „Willst du das Leben leicht haben, so bleibe immer bei der Herde!“ „Oder verlasse nie deine Heimat, bleibe im Dorf, kümmere dich nur um das Alltägliche und du wirst von Grenzkrisen verschont bleiben!“

Wollen wir den, der so spricht, beim Wort nehmen? Ja? Aber dann in überhöhtem Sinn: Wir ergreifen, um unser Leben überhaupt zu erfüllen, willensstark die Erde. Sie ist uns Heimat. Aber wir sind, wie es der Dichter Walter Flex in „Der Wanderer zwischen beiden Welten“ ergreifend dargestellt hat, zugleich der Bürger jener anderen Welt, die unsere eigentliche Heimat ist. Und die Grenzsituation, im irdischen durch zahlreiche Beispiele aus Natur und Kultur, aus Gegenwart und Geschichte illustrierbar, ist für uns nicht mehr existentialistisches Bedrängnis, nicht mehr Angst am Rande des Abgrundes, sondern die Gewißheit und Schönheit des Göttlichen. Goethe spricht von der geprägten Form die lebend sich entwickelt, und im Spätmittelalter begegnet man dem Wort „Werde, der du bist!“ Wir haben also zwei Heimatbezirke; einen, der entsendet und Vorgeformtes mitgibt, und einen, der leben und entwickeln heißt. Die Grenze ist Dynamik, ist schwebendes Gleichgewicht beim Ringen der Lebens- und Weltenkräfte. Die „heimatliche“ Grenzsituation ist bezogen auf Gottes wägende Hand, auf Zugriff ins Irdische, auf „religio“, Rückverbundenheit mit geistig-göttlichem Ursprungsland. Der Mensch steht immer in der Entscheidung, auf Grenzlinien, an denen die Bewußtseinsinhalte wechseln. Aber er weiß auch, daß die Weisheit der Welt nur Ufergeschehen ist: Denn das göttliche Meer nur birgt den großen Sinn der Dinge.

Schluß

Aus der Weltpresse notiert:

John Groft zertrümmerte das Schaufenster eines Juweliers in Los Angeles und stahl ein wertvolles Armband. Da er sich dabei die Hand verletzt hatte, stahl er in einer Apotheke ein Päckchen Heftpflaster. Dabei wurde er ertappt. Wert des Schmuckes: 12000 Dollar, des Schnellverbandes 10 Cent.

Bei der Landung des englischen Geistlichen Robert Bird auf dem Flugplatz von San Franzisko wurde ihm ein Gebetbuch gestohlen. Daraufhin sagte der Geistliche einem Reporter: „Gesegnet sei das Land, in dem man noch fromme Bücher stiehlt!“

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“ der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Ein Ebinger Feingoldschlagler in Tübingen

Von Dr. Reinhold Rau

Das Archiv der Universität Tübingen hat den nachfolgenden Brief aufbewahrt, der ein interessantes Licht auf einen Handwerkszweig wirft, den man heute kaum mehr dem Namen nach kennt.

Magnifice Domine Prorektor, Reverendissime domine Cancellarie, Hochwürdige und Hochedelgeborene, Hoherfahrene, Hochgelehrte, Hochgebietende Herrn Herrn!

Euren Magnificenzen, Hochwürden und Exzellentien wird nicht unbekannt sein, daß die von den Goldschlaglern zu einer erstaunlichen Dünne ausgedehnte Gold, Silber- und Tombacksblätter vornehmlich von denen Malern, Buchbindern, Futeralmachern, Lackierern und Vergoldern, wie auch von den Messerschmiedern, Schwertfegeern, Drechslern, Zuckerbäcker und Lederarbeitern auf mannigfaltige Art zur Ausschmückung sowohl als zur Erhaltung derer von ihnen gefertigten Sachen und Waren in nicht geringer Menge gebraucht werden. Dessen ungeachtet findet sich im ganzen Herzogtum Württemberg und beinahe in ganz Schwaben niemand, der die Kunst des Goldschlagens triebe. Es gehet daher jährlich eine namhafte Summe Geld für diese Waren nach Augsburg und Nürnberg, welche in dem Lande bliebe, wann ein dieser Kunst erfahrener fleißiger Mann sich darinnen befände. Dieses bewog meinen noch lebenden Vater, welcher zu Augsburg in dem Predigtamt stehet, als er noch Präceptor in Ebingen war, mich diese Kunst erlernen zu lassen. Es wurde zwar unter dieser Zeit, da ich solche lernte, ein Goldschlagler in Stuttgart angenommen, er war aber schon bei Jahren, gab sich nicht die Mühe, alle, die geschlagen Gold, Silber und Metall brauchen, damit zu versehen, und ist bereits drei Jahre tot, ohne in dieser Zeit einen Nachfolger zu haben. Nun bin ich willens, desselben Stelle in diesem ansehnlichen Herzogtum und angrenzenden Ländern zu vertreten, mit mehr Bemühung und Fleiß alle, die es benötigt, mit Goldschlaglerwaren genugsam und in billigen Preisen zu versehen, als der Verstorbene sich gab. Hiezu kommt mir aber Tübingen am gelegensten vor; ich habe auch, da meine Voreltern väterlicher- und mütterlicherseits Bürger in Tübingen waren und noch manche Anverwandte derselben leben, bessere Gelegenheit mich hier als an einem andern Ort zu etablieren.

Nun ergeth an Euer Magnificenz, Hochwürden und Exzellentien meine untertänige Bitte, mich unter die unstudierten Cives Academicos auf- und anzunehmen: Die Goldschlagerkunst ist gleichsam als ein Zweig der metallurgischen Chemie anzusehen, liefert andern Civibus Academicis nötige und nützliche Materialien auf das beste zubereitet und die derselben Zugetane genießen in Prag, Wien und Leipzig auch die Gnade, unter die Cives Academicos auf- und angenommen zu werden.

Euer Magnificenz, Hochwürden und Exzellentien werden mir deswegen, wie ich untertänigst wünsche und hoffe, auch die gebetene Gnade angedeihen zu lassen nicht das geringste Bedenken tragen dürfen, wo-

gegen ich alle geziemende Achtung, Dank und Untertänigkeit lebenslänglich zu beobachten verspreche.

Euer Magnificenz, Hochwürden und Exzellentien meiner hochgebietenden Herrn Herrn untertänigster Knecht

Jonathan Friedrich Schwalb
Feingoldschlagler.

Was der Schreiber dieses Briefes über seine Beziehungen zu Ebingen sagt, so läßt sich darüber folgendes feststellen. Sein Vater war ein Sohn des Corporals bei der Augsburger Stadtgarde. Friedrich Daniel Schwalb, wurde in Tübingen nach anderwärts abgeschlossenem Studium bereits als Magister immatrikuliert am 2. November 1736. Seine Erwartung, im Württembergischen Kirchendienst bald eine Anstellung zu finden, ging nicht so schnell in Erfüllung, als er sich wohl dachte, immerhin konnte er am 2. September 1738 in Tübingen Anna Katharina, Tochter des verstorbenen Pfarrers von Derendingen Mag. Johann Wolfgang Mayer zum Altar führen, und unser Briefschreiber war das erste Kind aus dieser Ehe. Damals war der Vater eben auf das Präzeptorat in Rosenfeld bestellt worden, das er dann 1742 mit dem in Ebingen vertauschte. Hier war er sechzehn Jahre tätig, unter wenig erfreulichen Umständen. Er mußte nämlich nicht nur seinen Provisor aus seiner Tasche bezahlen, weil dieser den ganzen Unterricht an der deutschen Schule ihm abnahm, sondern auch seinen Amtsvorgänger, dem Präzeptor Isaak Kurz, der soeben nach 35jähriger Tätigkeit aus dem Amt geschieden war, das Ruhegehalt von 50 Gulden bezahlen. Dabei hatte er außer seinen Naturalbezügen (Getreide und Holz) im ganzen nur 54 Gulden bares Einkommen. Dazu kam allerdings das Schulgeld, was bei angeblich 450 lateinischen und deutschen Schülern eine schöne Einnahme ergab, d.h. ergeben hätte, wenn alles in Ordnung gegangen wäre. Aber viele Eltern schickten ihre Kinder überhaupt sommers nicht zur Schule, die ohnedies viel zu klein war, und zahlten eben gar kein Schulgeld und selbst solche Eltern, deren Schüler am deutschen Unterricht teilnahmen, wollten es nicht einsehen, daß der lateinische Präzeptor von ihnen Schulgeld einziehen wollte, wo sie doch mit ihm gar nichts zu tun hatten. Das führte zu sehr ungunstigen Zuständen und da der Vorschlag, das Schulgeld durch einen festen Betrag aus der Kasse der Gemeinde abzulösen, von dieser abgelehnt wurde, beförderte die Regierung den an sich tüchtigen Präzeptor auf die Pfarrei Winterlingen bzw. 1761 Mundingen bei Blaubeuren, die er dann 1763 mit der Stelle des 2. Diaconus an der Barfüßerkirche in Augsburg vertauschte.

Auffallen mag weiterhin in dem Schreiben der Satz, daß die Voreltern väterlicher- und mütterlicherseits Bürger in Tübingen waren. Für die Mutter des Briefschreibers ist das leicht zu belegen. Ihr Vater, der Magister Johann Wolfgang Mayer, der seine Laufbahn im Kirchendienst 1694 in Seeburg bei Urach begonnen, dann 1698 in Bernloch, 1701 in Zainingen, 1704 in Hildrizhausen bei

Herrenberg fortgesetzt und von 1714 bis 1730 in Derendingen beschlossen hatte, war ein Sohn des Tübinger Weißgerbers Josef Mayer, der seinerseits den Schuhmacher Bernhard Mayer (gestorben 1636) zum Vater hatte. Aber der Name Schwalb ist in Tübingen nicht oft vertreten, erstmals mit einem aus Zwickau in Sachsen zugewanderten Schuhmacher (und zeitweise Torwart unter dem Hagtor) Johann Martin Schwalb, der am 15. Mai 1718 im Alter von über 70 Jahren gestorben ist. Ein Sohn Lorenz (1687 bis 1756) hat das väterliche Handwerk fortgesetzt, der älteste Sohn, geboren 26. Sept. 1674, ist eben der Augsburger Stadtgardecorporal. Als unser Briefschreiber in Tübingen ansässig wurde, gab es von diesem Zweig der Schwalb keinen Namensträger mehr, aber ein aus Friedberg in der Wetterau gebürtiger Eberhard Christian Schwalb war als Rechtskonsulent der Ritterschaft Neckar-Schwarzwald in Tübingen tätig und seit November 1754 mit der Tochter seines Amtsvorgängers Maria Sophia Haselmajer verheiratet. Das einzige Kind aus ihrer Ehe ist im Alter von 3 Wochen gestorben. Und dieser Mann, der am 8. Januar 1794 im Alter von 70 Jahren mit dem Rang eines wirklichen Geheimrats der beiden Häuser Hohenzollern-Hechingen und Fürstenberg in Tübingen gestorben ist (seine Frau folgte ihm am 22. März desselben Jahres im Tod nach), erscheint bei der Taufe der ersten fünf Kinder des Briefschreibers an der Spitze der Patenliste. Ob dabei verwandtschaftliche Beziehungen mitgespielt haben, ist nicht auszumachen.

Nun zum Briefschreiber selbst. Sein Antrag ist von der Universität tatsächlich angenommen und sein Name am 14. Juli 1770 in die Matrikel eingetragen worden. Noch im gleichen Jahr, am 20. November, heiratete er in Tübingen die Tochter Rosina Christina des Buchbinders Johann Rudolf Linsenmann, die kurz nach der Geburt ihres sechsten Kindes am 5. Februar 1784 im Alter von beinahe 50 Jahren an Auszehrung gestorben ist. Am 5. April 1785 schließt der Witwer, dem nur ein Kind am Leben geblieben ist, eine zweite Ehe mit Maria Rosina, der Tochter des Wagnermeisters Johann Martin Dörnacher. Das ist zugleich die letzte Nachricht, die den Tübinger Kirchenbüchern über die Familie Schwalb zu entnehmen ist. Offenbar ist sie weggezogen, wohin ist nicht bekannt, und mag wird daraus den Schluß ziehen dürfen, daß seine Hoffnung, von Tübingen aus das Land mit den Erzeugnissen seines Handwerks zu versorgen und dabei womöglich die Haupt- und Residenzstadt zu überspielen, in wirtschaftlicher Hinsicht fehlgeschlagen ist.

Der Präzeptor Johann Friedrich Schwalb
Von Dr. Walter Stettner

In das von Reinhold Rau skizzierte Bild des Präzeptors Johann Friedrich Schwalb lohnt es sich, noch einige weitere Züge einzufügen. Der am 5. Februar 1711 in Augsburg Geborene hatte nach 4^{1/2}jähriger Rosenfelder Präzeptoratszeit in Ebingen einen guten Anfang. In den Kirchenvisitationsakten wird über ihn gesagt: hat feine Gaben und die gehörige Schulqualität, besonders in extra schöner Schrift und Musik; macht

sich durch gute Aufführung und durch sein Predigen für den kranken Pfarrer in der Stadt beliebt. Schwalbs wissenschaftliche Qualitäten wurden auch später anerkannt; er selbst stellte sie am deutlichsten unter Beweis durch einen Kommentar zu der hebräischen Grammatik des Professors Dr. Georg Friedrich Steinweg, einen dicken, handschriftlichen Wälzer, um dessen Drucklegung Schwalb vergebens beim Herzog nachsuchte. Angesichts so spezieller Studien, die sicher viel Zeit verschlungen haben, ist es nicht verwunderlich zu lesen, Schwalb habe mit seinen Schülern zu Hohes getrieben; wahrscheinlich wollte er denen auch hebräisch beibringen. Weiter bemängelt man, daß er alle Augenblicke was anderes doziere und seine Methode ändere. Jetzt habe er sich gebessert, der Nutzen wäre aber noch größer, wenn er sich nicht während der Schule durch die Schuld seiner Gattin absentierte und, wenn er anwesend, Alotria mit den Kindern redete und über manche Häuser räsionierte, wodurch er sich Unwillen zuziehe. Hier sei man durchgehends der Meinung, daß er zum Predigen noch ungleich besser taugte als zur Schule; eine Beförderung in den Kirchendienst wäre ihm um so mehr zu gönnen, weil er wegen seiner Schulden in die äußerste Mißachtung komme; die Ebinger möchten ihm das allerbeste Zeugnis ausstellen, nur damit sie ihn loswerden.

Auch der Dekan würde dem sorgenüberladenen und bemitleidenswerten Mann gönnen, daß er eine Pfarrstelle mit ordentlichem Einkommen erhalte. An anderer Stelle heißt es, Schwalb habe erhebliche Schulden und kaufe oft auf Pump, was die Handwerker wieder mit ihrem Schulgeld verrechneten und damit neuen Anlaß zu Zank gäben. Der Dekan führt die Schulden auf die „gar nicht zu glückliche Haushaltung oder Wirtschaft seiner Ehegattin“, die eine Schwester des bekannten Malers Majer von Tübingen sei, zurück.

Mit dem Einzug des Schulgelds hatten Schwalbs Vorgänger nicht so viele Schwierigkeiten. Das kommt von einer Neuerung im Schulaufbau, in deren Genuß Schwalb als erster gekommen war. 1742 hatte man nämlich zum erstenmal die Lateinschüler von den anderen ganz getrennt, während bisher die Präzeptoren auch noch 60–80 „deutsche“ Schüler unterrichtet hatten. Schwalb hatte weiterhin das ganze Schulgeld zu beanspruchen, von dem er freilich einen Provisor aus eigener Tasche bezahlen mußte. Die einfachen Leute hätten das Schulgeld lieber einem der Lehrer gegeben, die ihre eigenen Kinder unterrichteten.

Die wertvollste Fähigkeit Schwalbs war seine künstlerische, insbesondere musikalische Begabung. 1745 heißt es, er excelliere in der Musik, besonders auf der Violine, und 1755, er spiele die Violine künstlerisch. Die vorzüglichste Probe seiner musischen Begabung legte er anlässlich der Erbhuldigung der Ebinger im Jahr 1744 ab. Damals komponierte er zu der Festtafel, für die er vielleicht den Fürsten persönlich erwartet hatte, ein „kleines Operetgen“, von dem uns leider die Noten nicht erhalten geblieben sind. Die Personen sind 1. der Chor der Mäusen, 2. die Aufmerksamkeit, 3. die Fama (Gerücht), 4. der Neckar, 5. der Chor der Najaden. In der Durchführung wechseln meist Arien mit Rezitativen. Das Werkchen fand bei dem herzoglichen Kommissar hohe Anerkennung, ebenso die Musik, die Schwalb zum Kirchengang verfaßt hat und die vor der Predigt Arie, Rezitativ und Choral, hinterher Arie, Rezitativ, Arie und Tutti vorsah.

Die wunderschöne Schrift und der Einband in Rot und Gold vermögen noch heute Entzücken zu wecken.

Man kann sich mit etwas Phantasie leicht vorstellen, daß es die künstlerische Neigung Schwalbs war, die ihm seine Gattin zugeführt hat. Gewiß hat auch sie musiziert oder eine sonstige künstlerische Tätigkeit ausge-

übt, darauf zierte doch die Bemerkung des Dekans, sie sei die Schwester des Malers Majer; das hieß doch: auch so eine, die ihren Haushalt vernachlässigt wie ein Künstler, der zum praktischen Leben wenig taugt.

Der Sohn, der schließlich den Beruf eines Feingoldschlagers wählte, hat offenbar die intellektuelle Begabung von Vater und Großvater nicht geerbt, denn der Vater muß 1756 bekennen, er habe wegen seiner Schereien mit dem Geld seinen Sohn nicht recht fördern können, so daß der trotz guten Gaben dreimal durchs Landexamen ge-

fallen sei; jetzt sei er genötigt, ihn zur Handlung anzuhalten, wo ihm ein Kaufmann wegen seiner guten Gaben ohne Lehrgeld angenommen habe.

Als Schwalb 1758 seinem Wunsch gemäß auf eine (besser dotierte) Pfarrei, und zwar nach Winterlingen und dann nach Mundingen versetzt wurde, nahm er einen Berg von Schulden mit; ob er sie bezahlt hat, darüber fehlen Akten. Daß seine musische Begabung in Winterlingen oder Mundingen eher gewürdigt worden wäre, mag man mit Fug bezweifeln.

Das Globusspiel

Von Dipl.-Ing. R. Kernäcker

In einem Gespräch zwischen Herzog Johann von Bayern und dem Kardinal Nikolaus von Cusa — literarisch handelt es sich um das vor fünf hundert Jahren vom Cusaner verfaßte „Globusspiel“ (de ludo globi) — findet man zu einem großen Teil die Gedanken niedergelegt, die den am 11. 8. 1464 zu Vincigli gestorbenen Kardinal als einen modern anmutenden Philosophen ausweisen. Er stand an der Schwelle von der Scholastik zum Humanismus und hatte Reformideen so kühner Art, daß er seiner Zeit weit voraus war und nachhaltig spätere Denker wie Leibniz, Herder, Goethe und Schelling beeinflusste.

Nicolaus Cyprius (Krebs) wurde 1401 in Kues an der Mosel als Sohn eines Winzers und Moselschiffers geboren. Der hochbegabte Knabe fand Gönner, so daß er später studieren und als „doctor decretorum“ sich kirchenrechtlicher Praxis, dann aber ausgehigen naturwissenschaftlichen und mathematischen Studien widmen konnte. Im Jahre 1428 wurde er Priester, 1437 Legat des Papstes in Konstantinopel, 1448 Kardinal. Auf der Meerfahrt heim von Konstantinopel soll ihm die Idee zu seinem bedeutendsten Werk gekommen sein, das dann 1440 unter dem Titel „De docta ignorantia“, „über das gelehrte Nichtwissen“, veröffentlicht wurde. Der Cusaner — so genannt nach seinem Heimatort Kues (sprich Kuhs) — betrachtete das „Wissen vom Nichtwissen“ philosophisch als den Umkreis des menschlichen Wissens, das er durch das Prinzip der „coincidentia oppositorum“, durch das Zusammenfallen der Gegensätze und deren nur in Gott möglichen Ausgleich zu erweitern hoffte. Wie schon Heraklit war er der Ansicht, daß in allem Gegensätzliches vereinigt ist und im Weltall deshalb letztlich nicht die Gegensätze, die offenkundig sind, herrschen, sondern daß „alles fließt“ als Ausdruck einer verborgenen Harmonie.

Das „Globusspiel“ des Cusaners könnte unser Interesse zunächst als eine philosophisch-theologische Arbeit des 15. Jahrhunderts beanspruchen: „Kein ehrbares Spiel ist ohne irgendeine gute Lehre. Auch das Schachspiel entbehrt nicht eines moralischen Geheimnisses.“ Der Globus, zunächst eine Kugel, die im Spiel so anzustoßen ist, daß sie ins Zentrum konzentrischer Kreise auf einer waagrechten Ebene gelangt, erweitert sich gedanklich zur Erdkugel, deren Umdrehungen studiert werden. Das Spiel mit der Kugel ist dem Cusaner aber nur ein Behelf, ein Experimentieren mit einem Modell, das gewissen gedanklichen Voraussetzungen entgegenkommt und deshalb geeignet erscheint, philosophische Erwägungen gleichsam als den tieferen Sinn des Spiels herauszustellen: „Fürs erste werdet ihr wohl erwägen, daß der Globus und seine Bewegung ein Werk der Intelligenz sind ... Weil er immer verschieden angetrieben wird, wird dem Globus in seiner Natur Gewalt angetan ... er beschreibt bei geringem Antrieb eine mehr krumme Bahn.“ Der Abstoß ist immer verschieden, „denn nichts kann zweimal in gleicher Weise geschehen“ (In der Antike hieß es: „Man steigt nicht

zweimal in den gleichen Fluß“). Und nun beginnt spätmittelalterliches Philosophieren, das zum Teil die noch bestehende Bindung an die Scholastik zeigt, zum Teil Erkenntnisse vorausnimmt, die der späteren Physik und Psychologie selbstverständlich waren. „Wie könnte Mehreres denn Mehreres sein ohne Differenz?“ (Vgl. Leibniz: Prinzip der Gleichheit des Ununterscheidbaren). „Was bewegt wird, kann niemals zur Ruhe kommen, wenn es sich nicht zu einer Zeit anders als zu einer anderen bewegt“ (Vgl. Galileisches Beharrungsgesetz). „Beleben ist Sache der Seele, ist Bewegung (wie beim Globus) ... in jedem Teil des Körpers ist die ganze Seele, wie ihr Schöpfer in jedem Teil der Welt ist.“

„Ich faßte den Gedanken, ein Weisheitsspiel zu erfinden ... Wenn ich über das Denken denke, so ist das eine kreisförmige, sich selbst bestimmende Bewegung ... Reflexion der Seele über sich selbst ... Wie Gott ewig ist, sind die Seelenkräfte beständig dauernd. Die beständige Dauer ist eine vollkommene Abspiegelung der Ewigkeit als das Zeitliche ... Wir können nicht leugnen, daß der Mensch ein Mikrokosmos, eine Welt im Kleinen ist, der seine Seele hat ... In allen Teilen spiegelt sich das Ganze, alles hat zum Universum seine Angemessenheit, sein richtiges Verhältnis ... Der sichtbare Globus ist das Abbild des unsichtbaren, der im Geiste des Künstlers ist ... Der göttliche Geist, der die Welt in sich denkt, wollte die Schönheit seines Gedankens offenbaren: So schuf Gott die Welt ... Mitten im Kreis (des Globusspiels) ist der Sitz des Königs, dessen Reich das Leben ist.“ Dort kann die Seele zur Ruhe kommen, obwohl „die menschliche Bewegung nicht in der geraden Linie bleiben kann.“

Oswald Spengler sagte einst, der unendliche Raum sei das Symbol des faustischen, abendländischen Menschen, so wie der plastisch schöne Körper das Ursymbol des griechischen Menschen war. Mit Nikolaus von Cusa beginnt in der europäischen Geistesgeschichte die „Unendlichkeit der Welt“ und das Denken über die gegensätzlichen Lebenskreise, die sich harmonisch ineinanderfügen. So gesehen hat sein Globusspiel im vollen Wortsinn globales Ausmaß und wir Menschen des 20. Jahrhunderts sind es nachgerade gewöhnt, daß alles Geschehen die Tendenz zum Riesenhaften hat: Aus örtlichen Kriegen wurden Weltkriege, aus regionalen Beziehungen wurden Weltwirtschaft und Weltverkehr, die Wissenschaft und Technik macht nicht vor den Grenzen von Ländern und Kontinenten halt, ja die Raumfahrer greifen bereits nach den Sternen. Was sich abspielt, ist in der Tat ein Globusspiel, bei dem örtliche Gesetze sich als kosmische erweisen.

Für den Cusaner ist Gott die Gesamtheit aller Dinge. Er ist nur durch Verneinungen richtig zu benennen, durch Aussagen über das, was er nicht ist. Er ist das absolute Nichts im Sinne Mephistos: „In deinem Nichts hoff' ich das All zu finden.“ Das All ist aber das großartige Zusammenspiel der Einzelwelten, die wie auf dem Globus

durchs Meer abgetrennte Provinzen sind, aber das Ganze der Erdoberfläche mit ihren umfassenden Lebensgesetzen bilden. Jakob von Uexküll kennzeichnete 1909 in seinem Werk „Umwelt und Innenwelt der Tiere“ den Gedanken der Ganzheit und Planmäßigkeit als die Hauptaufgabe der modernen Biologie, betonte aber zugleich die Autonomie des Lebendigen. Lebewesen und Umwelt bedeuten einen Organismus, die Leistung entsteht gleichzeitig mit dem Organ, die Umweltwirkung ist an erbliche Voraussetzungen gebunden. Das Stoffliche ist Ausdruck von Geist und Seele, das Wirkliche und Vernünftige kann nur „menschlich orientiert“ sein, weil es in diesem Sinne nur vom Menschen erlebt und verstanden wird. „Ex omnibus partibus relucet totum, aus

allen Teilen leuchtet das Ganze wieder“, sagt der Cusaner, und meint damit, daß der Mensch Gott, Engel oder Tier werden kann, weil er das ganze Universum umfaßt. Deshalb auch die Unionsbestrebungen des Kardinals, die „Versöhnung der christlichen Kirchen“, ja aller Religionen . . .

Die Menschheit spielt heute auf ihre Art mit dem Globus. Das Spiel kann gefährlich werden. „Du siehst“, sagt im „Globusspiel“ der Kardinal zum Herzog, „daß der eine den Globus auf diese, der andere auf eine andere Weise antreibt . . . Jeder weiß, daß man das Gute wählt, das Böse verwerfen müsse . . . Einen guten und beharrlichen Willen unterstützt Gott, der in der Bewegung gesucht wird: Das ist das Geheimnis dieses Spiels.“

Erlebnisse einer Enderger Dorfpfarrers

Von Dr. Hans Rommel

M. Karl*Theodor Lauer, geboren am Neujahrstag 1744 in Kirchenkirnberg als Pfarrerssohn, verheiratete sich anfangs Mai 1778 in Möglingen mit einer Tochter des Raisigen Schultheißen und Stuttgarter Spitalpflegers Winterlin und trat einen Monat später seinen ersten ständigen Pfarrdienst in Edingen, Dekanat Balingen, an. Warum er diesen Ort dann nach mehr als zwei Jahrzehnten verlassen hat, berichtet er selbst in dem Lebenslauf, den bei seiner Investitur in Wittendorf, Kreis Freudenstadt, am 19. April 1801, nach alter Sitte der einsetzende Dekan vorgelesen hat. Dieses Schriftstück in der Dekanatsregistratur Freudenstadt gehört zu den wenigen Akten, die beim Stadtbrand 1945 sich erhalten haben.

Pfarrer Lauer starb in Wittendorf schon nach fünf Jahren, am 3. August 1806.

„Ich arbeitete unter göttlichem Segen an dieser Gemeinde Edingen gegen 23 Jahr. Die dasige Schule vermehrte sich in diesem meinem Amtslauf von 82 bis auf 126 Kinder. Ich genoß auch von der Gemeinde manche Liebe, mußte aber auch auf diesem Platz manche harte Prüfungen erfahren. Denn im Jahrgang 1780 am X. p. Trin. (= 10. Juli) morgens um 2.00 Uhr brach eine Jauner-Bande unter der Anführung des berühmten sogenannten Kostanzer Hansens gewaltsamerweise in mein Haus und drang in meine Wohnstube. Da mich die göttliche Vorsehung gerade wachsam erhielt, und ich mit vier geladenen Gewehren versehen war, so redete ich von der beschlossenen Stubenkammer aus, in der Meinung, es wäre die Magd, die Jauner-Bande laut an. Allein einige der Jauner antworteten mit Fluchen und Schwören, und suchten die Kammerthüre einzudrücken. Ich schos aber in der Eile zwei Schies-Gewehre gegen die Kammerthüre, und das dritte gegen das Kammerfenster, wo auch ein Jauner einzudringen drohete, loß, und würden unfehlbar einige verwundet, oder gar auf der Stelle geblieben sein, wann nicht die Kleider den Schus, auf welche er fiel, abgehalten hätten.

Unter dessen wurde Lermen im Ort, und die Jauner mußten die schleunige Flucht ergreifen. Doch hatten sie mich und die Meinigen in Todesangst — und einen Schaden von mehr als 300 Gulden gesetzt. Dieser schauervolle Umstand hatte aber den Nutzen, daß die benachbarten kaiserlich-königlichen Beamten, sowie der Herr Oberamtmann von Sulz (= Jak. Georg Schäffer, 1780—1814 dort), wache wurden, so daß die Jauner sich in der Gegend nimmer halten konnten, sondern sich in die Mitte der Schweiz retirieren mußten.“

„Seit dem Ausbruch des Krieges war der Ort Edingen wegen seiner Lage an der Chaussee vor andern denen Kriegsdrangsalen besonders ausgesetzt. Vorzüglich waren die Jahrgänge von 1796 bis 1801 dem ganzen Ort, und auch mir fatal. Da die französische Armee vom Lech bis an den Rhein zurück-gedrückt wurde, und die kaiserliche Armee auf der Seiten nachfolgte, so wurde mir von der letztern der Ertrag von ganzen Äckern und Wiesen, ja fast mein ganzer kleiner Zehend geraubt oder durch die viele Laager ruiniert. Nach der Schlacht bei Ostrach retirirte sich das Vandamische Korps, es kame durch Edingen, und 40 Mann drangen ins Pfarrhaus ein und setzten mich und die Meinigen (9 Kinder!) in die größte Angst. Seit diesem Krieg ware mein Haus immer mit Quartieren von Kaiserlichen bis auf den Jahrgang 1800 nach Ostern belästigt. Im vorigen Spat-Jahr rückte eine Abtheilung des 6. französischen Husaren Regiments ins Ort ein. Ein Capitain peinigte mich und die Meinige dergestalten, daß wir zweimal zu fliehen genöthiget waren. Dieser Umstand nöthigte mich auf Anrathen des Herrn Decani M. Cleß von Balingen ein Exhbitum (= Gesuch) um die vakante Pfarrei Feldstetten einzugeben, um diesen Drangsalen einigermaßen los zu werden. Durch besondere Fügung wurde mein Amtsvorfahrer, M. Hößlin, auf diese Pfarrei befördert, und ich erhielt dann unvermuthet, und ohne mein Gesuch den Beruf zu dieser mir werthen Gemeinde Wittendorf . . .“

Wannental urkunden, daß sie „den halben Teil des Lehens zu Balingen, so Lucas Schumacher baut, empfangen haben, während die andere Hälfte dem Kloster Wannental vorher zu eigen war“.

Wie in Haigerloch und anderen Orten (Rottweil, Sulz, Oberndorf usw.) wurde auch in Balingen zwischen 1488 und 1527 eine eigene Pflege unterhalten. Nach der Reformation wurde das Amt des Pflegers meist in Personalunion vom Geistl. Verwalter mit-versehen. Mit der Einziehung des Kirchengutes (1806) ging sowohl die Geistl. Verwaltung wie die Alpirsbacher Pflege an das Kameralamt über.

Auffallend ist bei all den Höfen das Bestreben des Klosters, die Höfe nicht zerteilen zu lassen und daß sie relativ gesehen meistens groß sind. Das Urbar der Pflege Alpirsbach hat gegenüber herrschaftlichen Urbaren den alten Hofverband am konservativsten bewahrt. Selbst wenn sie geteilt sind, so werden sie durch das Trägersystem zusammengehalten. Ein weiteres Merkmal der Alpirsbacher Höfe ist der vermessene Waldbesitz.

Der Engstlatte Selhof

Während über die meisten Güter des Klosters in unserem Kreis wenig bekannt ist, liegen von dem Engstlatte Selhof (terra salica = Herrenhof) einige interessante Nachrichten vor. Er soll daher etwas ausführlicher beschrieben und gleichzeitig auf die Heimatk. Blätter 1960, S. 315, „Engstlatte Selhof“, von Dr. Foth, verwiesen werden.

Der Hof wird auf 23. Oktober 1390 anlässlich eines Streites der Hofinhaber mit dem Abt von Alpirsbach erstmals urkundlich erwähnt. Benz Götz von Engstlatt und Genossen anerkennen den von dem Abt Konrad wegen des Selhofes vor dem Klostergericht in Wittershausen getroffenen Entscheid (s. Heimatk. Bl., S. 315).

Der Hof hatte eine bedeutende Größe. Zu ihm gehörten 1460 170 J. Äcker, 38 M. Wiesen und 1825 120 Morgen Äcker, 66 Morgen Wiesen und 67 Morgen Wald. Er war aber schon 1390 geteilt und war bald nur noch eine Rechtseinheit (1390 9 Lehenleute: Brüder und Söhne der Familie Götz). Die Frage, ob der Hof schon 1095 zum Stiftungsgut der Zöllern an das Kloster gehörte oder durch die Ritter von Falkenstein an das Kloster kam, die einstens ebenfalls Besitz in Engstlatt hatten und anderwärts (Dunningen, Dietingen usw.) Schenkungen an das Kloster gemacht haben, muß offen gelassen werden.

Der Selhof ist seiner besonderen Größe und Rechtsverhältnisse wegen wohl ein ehemaliger Maierhof. Die Hofmaier mußten ihr Recht bei den Gerichten in Gruol oder Wittershausen suchen. Der Balinger Pfleger des Klosters durfte jährlich zwei „Herbergen ansprechen“ und dabei einen Balinger Freund sowie einen, der ihm unterwegs begegnete, eine Dame und ein Hündlein mitbringen. Zum Mahl auf dem Hof wurde der Dorfvogt und der Pfarrer eingeladen.

Der Hauptinhaber des Hofes, Heinrich Götz, sollte sich 1467 vor dem Gericht in Wittershausen verantworten, da er ein zu dem Hof gehöriges Hölzlein ohne Erlaubnis des Klosters aushauen ließ und verkaufte. Doch er erschien nicht. Das Gericht erklärte das zum Selhof gehörige Hölzlein als dem Abt Andreas und dessen Kloster anheim gefallen. Die Belehnung des Hofes wurde durch schiedsrichterlichen Spruch rückgängig gemacht, doch schon im folgenden Jahr wieder zu den alten Bedingungen an Heinrich Götz ausgegeben.

Nach dem Trägerzettel von 1825 gülteten die Lehensträger jährlich an Geld, Heu und Wiesenzins 2 fl. 18 k. 1³/₄ Heller, an Dinkel 20 Scheffel 6 Simri 3¹/₂ Viertel, an Haber 10 Sch. 4 Si. 2¹/₂ V. und statt der zwei Herbergen 5 fl. Zum Hof gehörten vier Häuser und Gebäude samt dazugehörigen Hofrauten und Gärten. Die vier Häuser stehen heute

Besitzungen des Klosters Alpirsbach in unserer Gegend

Von Fritz Scheerer

Schluß

Die erste Nachricht über Leibeigene in Balingen stammt von 1364, als Konrad von Tierberg gegen den Abt von Alpirsbach auf den Leibfall von Heinrich Byter (Beuter) und dessen Ehefrau und Kinder verzichtet. Oswald Stähelin zu Balingen verschreibt sich 1528 an Abt Ulrich und Konvent zu Alpirsbach für die erhaltene Freiheit des Zugs um 5 Schilling H. jährlicher Mannssteuer und von seiner Frau ein Weihnachtshuhn. Urkunden für das Kloster wurden schon 1351 in Balingen ausgestellt, als

sich das Kloster mit den vier Brüdern Theoderich, Walter, Jakob und Hugo, Jäcklins sel. Söhnen von Tieringen, mit etlichen Pfunden Heller wegen des Hofes in Owingen, „Kalthofers Hof“, abfinden. Die erste Erwähnung von Gütern in Balingen ist 1423, als es gemeinsam mit dem Kloster Wannental ein Gütlein besaß. Die Lehenschaft über das Stoffgut seit der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts behielt Alpirsbach in seiner Hand, während auf die Lehenschaft des kleinen Gutes 1518 zugunsten von Wannental verzichtet wurde. Priorin und Convent von

noch und das bedeutendste unter ihnen, das „Ostdorfer“ Haus genannt, ist ohne Zweifel der schönste Fachwerkbau des Dorfes. Es heißt 1825 u. a. von diesem Haus „mitten im Dorf beim Riedbach, zwischen einem Gäßlein, genannt des Majers Gäßle, über welchem des Balthes Haugen Wtw. in weißen Hof gehörige Hofraithin liegt, auch Schwanewirth Majers Scheuer einerseits - andererseits Martin Jetters Wtw. Michael Majers, Matthäus Weimers, Eberhard Ludwig Jetters, Schmieds Häuser, vornen auf die Allmand, hinten auf Hans Martin Jetters Ostdorffers Gärten stoßend“. Das zweite Gebäude dürfte das von alten Leuten noch Schöntagscher Hof genannte sein, das allgemein als das älteste Haus in Engstlatt angesehen wird, das 1586 erbaut wurde und dessen Gebälk von den Eichen des Netzenberges sein soll. Auch die übrigen zwei Häuser sind in der Nähe des späteren Wirtshauses zur „Schwane“ zu suchen.

Es gab kaum ein Gewand auf Engstlatte Markung, auf das das Kloster nicht seinen Fuß gesetzt hatte; denn neben dem Selhof besaß Alpirsbach noch andere Lehen wie z. B. den Rangendinger Hof (1830 insgesamt 79 Morgen) und vor 1527 die Rosenfelder- und Stöfflerlehen. Nachdem das Kloster Alpirsbach in der Reformation säkularisiert worden war, betrug der Lehensbesitz des Herzogs von Württemberg rund ein Viertel der Markung (8 Kellerei-Lehen mit 290 Morgen, Kloster Alpirsbach mit 269 Morgen). Der Selhof wurde aber immer wieder geteilt.

Unter Abt Gerhard Münzer von Sinkingen (1495-1505) hatte das Kloster Alpirsbach seine Blütezeit und den höchsten Besitz-

stand erreicht. 1563 setzte dann die herzogliche Regierung wie in anderen reformierten Klöstern Württembergs lutherische Äbte ein. Der letzte Benediktinerabt Jakob Hohenreuter wurde wegen Widerstands gegen die Reformen Herzog Christophs in Maulbronn inhaftiert und in Alpirsbach der lutherische Balthasar Elenheinz als Prälat eingesetzt (ein Vorfahre des in Edingen 1745 geborenen Bildnismalers Friedrich

Oelenheinz). Die Klosterverwalter wurden fürstliche Beamte.

1806 wurde dann das Klostersgut vom Staat eingezogen und fiel der Staatsverwaltung anheim. Die Genossenschaften eigener Art, die lange mit Gerichtsbarkeit ausgestattet waren, hörten auf. Als noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Lehenzinse abgelöst wurden, waren auch die letzten Reste der einstigen Klosterherrschaft beseitigt.

Ungestümer Zeitgenosse Shakespeares

Vor 400 Jahren wurde der Dramatiker Christopher Marlowe geboren

Einige Wochen vor Shakespeare betrat Christopher Marlowe die Bühne der Welt. Der ungestüme Zeitgenosse des „Hamlet“-Dichters wurde am 6. Februar 1564 in Canterbury als Sohn eines Schuhmachers geboren.

Seiner offensichtlichen Begabung wegen erhielt Marlowe Freistellen in der Schule und auf der Universität Cambridge. Mit 23 Jahren rückte er zum „Master of Arts“ auf. Schon ein Jahr vorher hatte er das Drama „Tamerlan der Große“ geschrieben, in dem er den sogenannten Blankvers in die englische Bühnenliteratur einführt. Auf krasse Wirkungen bedacht, schildert Marlowe in diesem Werk den Aufstieg eines mongolischen Hirtenjungen zum Gewaltherrscher, der Könige vor seinen Wagen spannt, einen Kaiser als Schemel zum Thron benutzt, seinen eigenen Sohn ersticht und sich in wilder Größe gegen eine Krankheit wehrt, die ihn schließlich am Sarge seiner Frau dahintrafft.

Am meisten Beachtung fand Marlowe, der auch selbst als Schauspieler auftrat, mit seinem Drama „Leben und Tod von Dr. Faust“. Darin ließ er den lebensgierigen Gelehrten weniger nach Wissen als nach Genüssen streben.

Für Shakespeares „Kaufmann von Venedig“ gab Marlowe manche Anregung in seinem jedoch sehr wilden und rohen Drama „Der Jude von Malta“. Im Mittelpunkt steht dort ein dämonischer Geizhals, der allenthalben Untaten begeht: Er vergiftet sämtliche Insassinnen eines Nonnenklosters, hilft türkischen Belagerern, in die Befestigungen einzudringen, und entfesselt einen Brand, in dem er schließlich selbst umkommt.

Im „Gemetzel von Paris“ brachte Marlowe Schrecken der Bartholomäusnacht auf die Bühne. Auf höherer Stufe steht sein „Eduard II.“, ein Vorläufer der Königsdramen Shakespeares. Aber auch hier geht es überaus grausig zu. Der traurige Held des Stückes wird aus einer Kloake herbeigeschleppt und totgetrampelt. So blutig wie seine Bühnenfiguren endete Marlowe selbst. Bei einer Schlägerei in einer Kneipe fiel er mit 29 Jahren einem Messerstich zum Opfer.

Arnold Christen

Schlößchen Serach über Eßlingen - einst Dichterklause

In der Gartenlaube spielte Lenau Gitarre und Geige

Oberhalb der Stadt Eßlingen, auf dem Weg zur Katharinenlinde, finden wir inmitten eines alten Parks das Schlößchen Serach. Dieses Schlößchen Serach bildete einst einen Treffpunkt der Dichter.

Im Jahre 1828 hatte sich der Eßlinger Oberamtsrichter Georgii unter dem Gollenholzwäldchen ein bescheidenes Gartenhaus gebaut. Der romantisch veranlagte Graf Alexander von Württemberg (ein Neffe des Königs Wilhelm I.), der sein Stadtschloß in Eßlingen, dem heutigen Rathaus, hatte, fühlte sich nach Serach hingezogen; er erwarb das kleine Haus und baute es zu seinem Musensitz aus. Der Graf, der in Eßlingen garnisoniert war, gehörte dem schwäbischen Dichterkreis an. So war es nicht weiter verwunderlich, daß Serach ein Poetensitz wurde. Justinus Kerner, Gustav Schwab, Karl Mayer und vor allem Nikolaus Lenau waren bei Graf Alexander zu Gäste.

Der Schriftsteller Hackländer, der in Stuttgart in der Gunst des Königshauses stand, schilderte das lebhaftes gesellschaftliche Treiben im Schlößchen Serach in schillernden Farben. Aus jener Zeit stammt auch noch ein Bild von dem Anwesen, das allerdings erst ein Jahr nach dem Tode des Grafen Alexander (1845) gemalt wurde. Es stammt von F. Peters, der, aus den Niederlanden kommend, in Stuttgart ansässig geworden war und dort vom Königshause geschätzt — und beschäftigt wurde. Seine Tochter war die Blumenmalerin Anna Peters, die hochbetagt in Stuttgart starb. Das Gemälde zeigt eine Art Jagdhaus mit stattlichen Hirschgeweihen an der Front der zwei Geschosse. Unterm Dachstock, der Dichterklause, wohnte im Gastzimmer der unglückliche Lenau. Dieses sogenannte „Lenau-Zimmer“ gibt es heute nicht mehr, da das Obergeschoß des Hauses einmal abbrannte. Erhalten ist noch der Festsaal, der nach der Bergseite zu gelegen ist.

Nach Graf Alexander von Württemberg,

der von 1830 bis 1844 in diesem Landschlößchen wohnte, bis er nach langem Siechtum starb, kamen Haus und Grundbesitz an den Stuttgarter Sigismund Benedict, der sich allerdings nur wenige Jahre seines Besitzes erfreuen durfte, denn er starb schon fünf Jahre später. Nun wechselten immer wieder die Besitzer des Schlößchens. 12 Jahre lang besaß Prinz Felix von Hohenzollern dieses Haus. Er war es auch, der die Anlage ganz wesentlich erweiterte. Als er in Geldschwierigkeiten geriet, wurde vorübergehend Graf von Weiher der Schloßherr, dann der dänische Generalkonsul Friedrich von Dumreicher. Als auch dieser gezwungen war seinen Besitz wieder zu veräußern, kam das Schlößchen Serach an den Freiherrn Karl Cotta vom Cottendorf, einem Nachkommen des großen Verlegers Cotta in Stuttgart. Eine Zeitlang gehörte das Schlößchen auch der Familie Faber du Faur und gelegentlich verfügte auch die Stadt Eßlingen über die Schloßanlage. Nach einem Eßlinger Fabrikanten ging das Schlößchen in den Besitz einer Eßlinger Familie über, die das Haus für Wohnzwecke einrichtete.

Vor etwa hundert Jahren hatte Serach, das schon 1257 und 1268 urkundlich erwähnt wird (damals als Seherach, was von saher — Riedgras kommt), seine Glanzzeit. In diesem Tuskulum waren Justinus Kerner und Nikolaus Lenau die Lieblinge des Grafen Alexander. In der Gartenlaube spielte Lenau Gitarre und Geige, oder aber man musizierte miteinander im Festsaal, wo auch die neuesten Gedichte vorgelesen wurden. Man scherzte aber auch oder gab sich kleinen Neckereien hin. Doch eines Tages erlosch alles, nachdem Prinz Alexander in Wildbad das Zeitliche gesegnet hatte. Nikolaus Lenau sang einmal in Serach:

Herz, du hast dir selber oft
weh getan und hast es andern,
weil du hast geliebt gehofft,
nun ist 's aus, wir müssen wandern!

Dichter über Dichter

Hart urteilten Dichter oft über Dichter. Voltaire zum Beispiel nannte Shakespeare einen „trunkenen Wilden und rohen Possenreißer“. Auch die Frauen von Poeten und Denkern nahmen nicht immer ein Blatt vor den Mund. So erklärte Karoline Herder, die Lebensgefährtin des Geschichtsphilosophen, der mit den „Stimmen der Völker in Liedern“ hervortrat: „So brav und gut Goethe im Innern ist, so hat er doch seinen Beruf als Dichter verfehlt.“

Auch sonst kommt der Olympier verschiedentlich schlecht weg. Ludwig Börne schrieb über ihn: „Goethe hat eine ungeheuer hindernde Kraft, er ist ein grauer Star im deutschen Auge. Seit ich fühle, habe ich Goethe gehaßt, seit ich denke, weiß ich warum. Und Herr Goethe, was ist das für ein Mensch? Welcher Hochmut, welche Hoffart! Jetzt läßt er alle seine Handzeichnungen, wie sie jeder aus seiner Jugend aufzuweisen hat, im Kupferstich erscheinen. Der verkauft noch seine Windeln spannenweise. Pfui!“

Nicht minder abfällig, aber knapper sprach der Feuerkopf Christian Grabe über Goethe: „Armes deutsches Volk, das ist dein größter Mann!“

Hebbel machte kein Hehl daraus, daß ihm die feinsinnige Kleinmalerei Adalbert Stifters auf die Nerven fiel. Auch fanden zwei Dichter keine Brücke zueinander, obgleich sie der gleichen Richtung angehörten: der Romantiker Joseph Freiherr von Eichendorff sagte von E. T. A. Hoffmann: „Er schrieb, um zu trinken, und trank, um zu schreiben.“

Dr. H. Diterich

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“ der „Eßlinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Renhart von Melchingen, Vogt von Ebingen

Von Dr. Walter Stettner

In einer Mulde der Hochalb nahe dem Ursprung der Lauchert liegt das altalemanische Dorf Melchingen. Auf der Anhöhe östlich davon trifft der Wanderer auf eine überraschend weiträumige Burg, deren Ruinen noch deutlich erkennen lassen, daß die Anlage einst aus zwei Bauwerken bestanden hat. Über die Schicksale der Burg ist so gut wie nichts bekannt; bewohnt wurde sie mindestens zeitweise von den Herren von Melchingen, die vielleicht als Ministerialen eines Hochadelsgeschlechtes dorthin gesetzt worden sind. Zu ihrer Geschichte hat Th. Schön in den Hozz. Mitt. 33, 1899 Material zusammengetragen, das hier durch weitere Belege ergänzt wird.

Zu den bekannteren Vertretern dieses Geschlechts zählt Renhart von Melchingen, der später nach Ebingen gezogen ist und für einige Jahre zum Vogt dieser württembergischen Amtsstadt bestellt wurde. Er dürfte als Sohn des Markward (Märklin) von Melchingen und der Beth von Hailfingen kurz vor 1400 geboren sein und erhielt seinen Vornamen nach seinem Großvater. Der Vater läßt sich bis 1418 nachweisen, so daß Renhart sich um die Zeit der Volljährigkeit ganz auf eigene Beine stellen mußte.

In den Urkunden begegnet er uns seit 1421 (Siegler für Könzli Schürkeller von Willmandingen: WR 13 771). 1422 ist er Bürge für die Herter von Dusslingen (Schön) und 1423 für Konrad von Hailfingen (Schön) und siegelt im selben Jahr für Klaus Burrer von Erpfingen (Hz. Jh. 1962, 71). Im Jahre 1429 kauft er einen Teil des Melchinger Zehnten, Lehen der Grafen von Eberstein, um 400 rh. Gulden von seinen Verwandten Jörg von Hailfingen, Hans und Märklin von Hailfingen, Brüdern, und Wolf von Hailfingen, Auberlins sel. Sohn (AEb U 7). Diesen Zehntanteil hatte zwei Jahre zuvor Hans Schenk von Stauffenberg mit Zustimmung seiner Ehefrau Nessa, der Bossin von Tegendorf, und seines Sohnes Wernher Schenk von Stauffenberg um 600 Gulden dem inzwischen verstorbenen Konrad von Hailfingen, Vogt zu Reichenweiher, verkauft; schon des Schenken Vater und Ehm (Großvater) hatten diesen Zehnt besessen (AEb U 5 und 6). Es läßt sich vermuten, daß Renhart damals auf der Burg seiner Väter saß, zu der auch städtlicher Grundbesitz gehört haben muß (Vgl. zum Jahr 1448).

Im Jahr 1431 wurde Renhart von Melchingen von den Grafen von Württemberg gegen die Hussiten erworben. Schön berichtet dazu: Der am 9. Februar 1431 eröffnete Reichstag zu Nürnberg hatte einen mächtigen Zug wider die Hussiten beschlossen. Die Grafen von Württemberg hatten 232 Adlige an acht verschiedene württembergische Orte auf bestimmte Tage des Oktobers bestellt. Allein alle Macht der Kreuzfahrer zerschellte gleich in der ersten Schlacht bei Tauss am 14. August 1431 an der Kriegskunst und dem Mut der fanati-

schen Hussiten. Renhart von Melchingen kam glücklich zurück.

In den nächsten zehn Jahren wird er nur ein paar Mal erwähnt; für die Jahre 1435 und 1436 vgl. Schön. Hervorzuheben ist seine Belehnung mit der Hälfte des Melchinger Zehnten durch Bernhard Graf zu Eberstein im Jahre 1433 und durch Hans Graf zu Eberstein im Jahre 1422 (AEb Kopb. St. Martin) und seine Tätigkeit als Beisitzer und Siegler für die Frauen vom (Kloster) Berg (Maria Berg a. d. Lauchert) im Jahre 1439 (Hozz. Jh. 1962, 72).

Am 19. Februar 1443 entschied Graf Johann von Sulz als Hofrichter zu Rottweil einen Streit zwischen Hans von Weitingen, Komtur zu Rordorf, und Renhart von Melchingen wegen eines Vermögens, von Gold- und Silbergeschirr, das Wilhelm von Hailfingen, Komtur zu Ilsfeld, ohne seiner Oberen Wissen angeordnet hatte (Schön).

Im Frühjahr 1444 verkaufte Renhart dem Grafen Eberhart von Werdenberg, Herrn zu Heiligenberg, um 1000 Gulden seine Hälfte der Burg, sein Sechstel an Gericht und Bann und all seine Güter, Grundstücke, Leute, Rechte und Ehaften, ferner ein Drittel des Ungelts (d. i. eine Art Umsatzsteuer) der Weintaferne zu Melchingen. Er nimmt vom Kauf nur seinen Teil des Zehnten mit dem dazu gehörenden Widum aus. Der Werdenberger hatte zusammen mit seinen Brüdern Heinrich und Hans schon im November 1439 von Hans von Melchingen für 2400 fl. dessen Teil an der Burg Melchingen, nämlich das Vorderhaus halb und den hinteren Stock, sowie sein Drittel am Dorf, Gericht, Zwing und Bann daselbst und alle seine Güter, Grundstücke, Rechte und Ehaften gekauft und erwarb in den folgenden Jahren noch weitere Stücke des Dorfes (FUB VI n. 166). Man sieht an diesem Beispiel wieder, wie zerrissen die Herrschaftsrechte auf den Dörfern waren!

Seit dem Frühjahr 1444 ist Renhart in Ebingen nachzuweisen. Wie es scheint haben die Melchinger schon vorher hier Besitz gehabt, denn 1463 verkauft Renhart seine Scheuer in Ebingen, „wie er und seine Vorderen sie lange Zeit hergebracht, innegehabt und genossen haben“.

Daß Renhart inzwischen seinen Sitz in Ebingen genommen hat, ergibt sich aus zwei Urkunden, die einige wertvolle Aufschlüsse bringen (WR 6659 und 6660): Am 22. April 1444 verkauft Renhart an St. Afra in der Pfarrkirche zu Balingen (jetzt Friedhofkirche) fünf Gulden Gült aus zwei Höfen zu Stetten a. k. M. und zu Nusplingen bei Stetten und einer Wiese im (Ebingen) Matzmann um 100 Gulden, d. h. er verkauft einen Teil seiner regelmäßigen Einnahmen aus diesen ihm zugehörigen Gütern gegen eine einmalige Summe von 100 Gulden. Zu dem Vertrag gibt seine Ehefrau Elisabeth Wurerin, Bürgerin zu Ebingen, ihre Zustimmung; offenbar gehörten die Güter ihr.

Die Wurer gehörten zu den führenden

Geschlechtern in Schömburg, die imstande waren, auch Mannlehen zu tragen (KrB Balingen II 752). Die Elisabeth (oder Elsbeth oder Lisbeth, wie sie in Urkunden von 1466 und 1468 heißt) Wurerin war vermutlich in erster Ehe mit Aulber Magenbuch verheiratet gewesen, denn dieser und Frau Bethe Wurerin, seine Ehefrau, beide Balingen Bürger, hatten am 15. November 1440 an den Altar des hl. Sebastian und Fabian in der Nikolauskapelle in Balingen einen Teil eines Hofes zu Weilheim gestiftet (WR 6810). Es würde dazu recht gut passen, daß Elisabeth nach ihrer neuen Eheschließung mit Renhart von Melchingen ein Rechtsgeschäft mit einem Balingen Altar abschloß. Aulber Magenbuch wäre dann zwischen 1440 und 1444 gestorben. Er begegnet 1427/28 als Bürger in Stuttgart (K. O. Müller, Quellen zur Verwaltungs- und Wirtschaftsgeschichte der Grafschaft Hohenberg II 43; bei Eisele, Hozz. Jh. 1935 und in den Nachträgen von J. Strobel Hozz. Heimat 1952 f. wird er nicht genannt). Die Wurerin, die vermutlich lieber in einer Stadt als auf einer kalten, einsamen Burg wohnte, hätte dann ihren neuen Gemahl dazu bewogen, nach Ebingen zu ziehen. Auch bei ihm dürfte es sich dem Alter nach nicht mehr um die erste Ehe gehandelt haben, wenn anders der Siegler und Bürge der zwanziger Jahre mit dem späteren Ebinger Vogt identisch ist, wogegen nichts zu sprechen scheint.

Eines der ersten Rechtsgeschäfte, das Renhart in Ebingen tätigte, war der Erwerb Ehestettens, denn am 29. IV 1444 gewährte er dem Eberhard von Hörnlingen (= Herrlingen) zu Werenwag gesessen ein Darlehen von 200 Gulden; er erhielt dafür als Pfand das Dorf Ehestetten bei Ebingen mit allem Zubehör und Nutzen, mit Holz, Feld, Wunn, Weide, Mühlen, Wasser, Wasserleitungen, Wuhren, Fischetzen, mit Häusern, Scheuern, Höfen, Hofraiten, mit Wiesen, Weitrainen, Matten, Äckern, Werdern, Baumgärten, Gärten, Schupposen, mit Leuten, Gütern, Zinsen, Gülten und Geldern. Diese Urkunde siegelten Eberhard von Hörnlingen und dessen Brüder Kaspar und Heinrich, sowie Hans von Tierberg.

Einige Zeit später, im Jahre 1453, hat Renhart das Dorf Ehestetten gegen die Pfandsomme von 200 Gulden an die Stadt Ebingen gegeben, nachdem Erzherzog Albrecht von Österreich als Lehensherr der Herrschaft Werenwag dem Schultheißen, dem Rat und den Bürgern zu Ebingen die Erwerbung gestattet hatte; Ehestetten gehörte nämlich, wie es in der Urkunde heißt, von alters her zum Schloß Werenwag (WR 6666 und 6667 und A 341 Bü. 1). Von da ab ist Ehestetten, das entgegen dem hochtrabenden Urkundentext schon damals kein Dorf mehr war, bei der Stadt Ebingen verblieben; ein Versuch späterer Inhaber der Herrschaft Werenwag, Ehestetten von Ebingen wieder zu lösen, schlug fehl, da sich Herzog Ulrich hinter seine Stadt Ebingen stellte (Stgt A 341 Bü. 8). Der Malesfelsen, der die Grenze zwischen Ebingen und Ehestetten, zwischen württembergischem und werenwagisch-habsburgischem Hoheitsgebiet markierte und wohl davon seinen

Namen hat, verlor seine Aufgabe als Schiedsmarke.

Ein adliger Herr mit einigem Vermögen und guten Beziehungen war natürlich in Ebingen wohl gelitten, und man nahm gerne seine Dienste in Anspruch: 1445 Dienstag nach Ostern wird Hans Datt, Bürger zu Ebingen, von dem Grafen von Werdenberg mit dem Hofgut zu Egeshheim belehnt; es siegelt Renhart von Melchingen (Rothenhäusler, Wohltäter von Egeshheim S. 56). Am 16. November 1446 siegelt er zusammen mit Schultheiß und Richtern zu Ebingen den Vertrag, in dem der Ebingener Bürger Auberlin Krämer den Pflegern der hiesigen Frauenkapelle Heinrich Rieber, Lorentz Kauffmann und Konrad Rieber seinen Hof zu Burladingen um 132 Gulden verkauft (DomA Sigm Ka. 11,3 nr. 31, vgl. Hohz. Heimat 1957, 29). Im nächsten Jahr siegeln der wohlgeborene Herr, Graf Sigmund von Hohenberg, der fromme, veste Junker Renhart von Mälchingen und der ehrbare, weise Auberlin Sätzlin, Schultheiß zu Balingen, eine Urkunde, laut der Konrad Bieker, Bürger zu Ebingen, seinen großen und kleinen Zehnten und etliche Güter und Rechte zu Steinhofen (bei Bisingen), wie sie von seinen Vordere an ihn gekommen sind, um 200 rh. Gulden an das Gotteshaus St. Maria und St. Peter zu Steinhofen verkauft. Kirchherr war dort Herr Werner Schaiz (DomA Sigm Ka 17,24 nr. 1010). Zusammen mit Hans Herter von Herteneck siegelt Renhart den Verkaufsbrief des Ebingers Heinrich Blicklin und des Tübingers Auberlin Gerlach über einen Hof zu Stetten und Hölstein am 4. VII. 1447 (Hohz. Jh. 1955, 83).

Im selben Jahr begegnen wir Renhart wieder in honoriger Gesellschaft anlässlich eines Streites zwischen Margrethausen und Pfeffingen wegen des Zehntrechts auf etlichen Äckern in Margrethausen Zwing und Bann; die Berechtigten waren einerseits Kl. Wittichen im Schwarzwald, andererseits Kl. Wannental. In dieser Sache bekam der Margrethausener Leutpriester Georg Ruh (Rauh) Vollmacht, für das Kloster Wittichen tätig zu sein, und diese Vollmacht war unterzeichnet von dem Edelherren Hans von Hohengeroldseck, Jörg von Gibchen und Renhart von Mälchingen. Den Streit entschied Hans von Ow von Bodelshausen, gesessen zu Balingen, mit vier Beisitzern am 1. VII. 1448 (WR 6664). Haben sich etwa damals die guten Beziehungen zwischen den Klosterfrauen zu Margrethausen und der Stadt angebahnt, die seit dem Ende des Jahrhunderts in deren Pfahlbürgerschaft zu Ebingen ihren sichtbaren Ausdruck fanden?

Am 8. April 1448 besiegeln der veste Junker Renhart von Melchingen und der ehrbare, bescheidene Hans Kauffmann, Schultheiß zu Ebingen, eine Urkunde, die die Rechte und Freiheiten der Kessler (Kesselschmiede) im schwäbischen Bereich festlegte (WR 3747).

Gegen Ende des Jahres 1448 wandte sich Renhart an die Grafen Johann und Bernhard von Eberstein als Lehnherren des halben Kornzehnten und eines Viertels des Heuzehnten zu Melchingen mit der Bitte, sie möchten auf ihr Lehensrecht verzichten und ihm damit das volle Eigentum daran überlassen. Dieser Bitte kamen die Grafen nach durch eine am 3. November 1448 ausgestellte Urkunde (AEB U 9). Darauf verkaufte Renhart am 16. November seinen halben Teil des großen Kornzehnten, ein Viertel des Heuzehnten und den halben Teil des Kirchensatzes zu Melchingen den Pflegern der Ebingener St. Martinskirche Cunrat Blank, Hans Lütfried und Heinrich Blüklin um 900 Gulden. Mit dem Verkäufer siegelten sein Vetter, der veste Hans von Melchingen, sein gnädiger Herr, Graf Sigmund zu Hohenberg, der also von

Balingen heraufgeritten war, und die ehrbaren Schultheiß und Richter zu Ebingen (AEB U 10 = WR 8252). Renhart war mit den 900 Gulden, die er bekam, recht wohl bedient, hatte er doch diesen Zehntanteil um nur 400 Gulden gekauft. In die Kasse St. Martins dagegen riß der Betrag ein tiefes Loch. Man bedenke, daß 60 Jahre zuvor die Ebingener das Dorf Bitz von Swenger (Schweikart) von Liechtenstein um 210 Gulden gekauft hatten. Aber das so angelegte Geld trug auch schöne Zinsen: 1535 wird der Ertrag des Melchinger Zehnten auf 60 Malter Vesen und 32 Malter Haber angeschlagen (1 Malter = 326 Liter). Wenn bloß nicht der weite Weg von Melchingen bis Ebingen gewesen wäre! Um die Kosten für den mühseligen Transport zu sparen, verkauften die Ebingener in späterer Zeit die Erträge an Ort und Stelle. Bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts hat die Verwaltung der Ebingener St. Martinskirche diese ansehnlichen Einkünfte bezogen, die sie unserem Renhart von Melchingen verdankte.

Ein besonders sparsamer Haushälter dürfte dieser nicht gewesen sein; die 900 Gulden scheinen ihm in den nächsten Jahren zwischen den Fingern zerronnen zu sein, denn fünf Jahre danach gibt er, wie schon erwähnt, das Dorf Ehestetten an die Stadt Ebingen weiter und bekommt dafür 200 Gulden. In den Jahren dazwischen siegelt er einmal, am 19. März 1451, anlässlich eines Streites wegen eines Hofes zu Straßberg, der Eigentum des Ebingener St. Nikolausaltars war (WR 8308, vgl. Hohz. Jh. 1959 S. 17 und 45).

Auch am 28. April 1455 wird der veste Junker Renhart von Mälchingen als Siegel hinzugezogen, als Hans Hässeli zu Hettlingen seinen Teil an etlichen Äckern zu Winterlingen, deren andere Hälfte den Heiligen zu Harthausen gehört, den Pflegern des Frauenaltars zu Winterlingen, Burg Maiger (Maier) und Peter Schut (Schart) verkauft (WR 6841).

Um diese Zeit, spätestens zu Anfang des Jahres 1456, beriefen die Grafen von Württemberg Renhart zu ihrem Sachwalter in Ebingen. Die Bürger hatten das Vorrecht, beim Abgang eines Schultheißen dem Grafen drei taugliche Männer als Nachfolger vorzuschlagen. Das geschah ohne Zweifel auch 1455 oder 1456. Daß die Wahl auf Renhart fiel, zeigt, daß man seine Person und sein Auftreten billigte. Als adliger Junker erhielt aber Renhart nicht die sonst übliche Bezeichnung Schultheiß, sondern die eines Vogts. Als solcher wird er zuerst am 3. April 1456 erwähnt und ist bis 1459 nachzuweisen, hat aber das Amt wohl noch einige Jahre länger bekleidet (s. u.).

Wieder sind es zunächst außerdienstliche Geschäfte, bei denen er in drei Urkunden begegnet. Er siegelt am 3. April 1456 für Hans Cunmann, Bürger zu Ebingen, der den Pflegern des Katharinenaltars in der Pfarrkirche zu Tailfingen sein dortiges Gütlein um 15,5 Pfd. Hlr. verkauft. Am selben Tag verkauft Heinz Tailfinger, Bürger zu Ebingen, eine Gült „aus einer Wiese zu Ebingen ob dem Kenten (Kienten), wo man die Straße aushin gen Lautlingen geht und die mit dem einen Ende an das Gäßlein stößt, das zwischen beiden Öschen aushin geht“, um 21 Pfd. Hlr. ebenfalls an den Katharinenaltar zu Tailfingen (WR 6845 und 6846). Interessanter ist der dritte Fall vom 15. April: da zeigen die Maiererschaft zu Winterlingen u. Konrad Engenrich, Bürger zu Mengen, mit seiner Frau Adelheid Mennin dem Bischof von Konstanz die Stiftung eines Altars mit Frühmaßpfunde in Winterlingen an und bitten um Bestätigung. Die Kirche ist St. Gertrud geweiht, der neue Altar der Hl. Jungfrau, St. Konrad, St. Katharina und St. Dorothea. Ernst Töber (Daiber) von Bach (bei Zwiefalten) ist derzeit Kaplan und bestätigter Verweser der Winterlinger Kirche. Der Frühmesser ist von der Pflicht, Messe zu lesen, drei Wochen

im Jahr entbunden, da mag er baden oder sonst nach seines Leibes Notdurft tun. Es siegeln der fromme, veste Junker Renhart von Melchingen, der vornehme Konrad Vogt, Schultheiß zu Veringen, und Konrad Engenrich (WR 6847; Krb. Bal. II, 907). Nur zwei Urkunden (WR 8254), beide vom 25. April 1456, geben uns Einblick in Renharts amtliche Tätigkeit als Vogt. Da ist vor einem Jahr ein reisliger Geselle namens Hans Balmer von Reutlingen mit Weib und Kind hierher gezogen. Um Martini ist er ins Elsaß geritten und erst vor vier Wochen wieder zurückgekehrt. Weil er Drohworte ausgestoßen hat, wurde er vom Vogt festgenommen. Er soll nur freikommen, wenn er Urfehde schwört, d. h., daß er sich für die Gefangenschaft nicht räche. Nun bittet Renhart in dem Schreiben den Grafen, diese seine Maßnahme nicht rückgängig zu machen, bevor er zu Seiner Gnaden komme und ihm den Sachverhalt darlege. Im anderen Schreiben geht es um das Geleitrecht. Er berichtet, die oberen Städte Konstanz, Überlingen, Lindau und Pfullendorf hätten ihn um Geleit gebeten. Damit „Euer Herrlichkeit und Euer Geleit desto förderlicher beehrt werde“, hat er ihnen dieses Geleit zugesagt und dafür den üblichen Lohn bekommen. Nun aber wollen die Knechte des Grafen Sigmund (von Hohenberg) dieses Geld verdienen. Renhart bittet deshalb um Nachricht, wie er sich verhalten solle. In einem Nachsatz greift er noch einmal die Geschichte mit dem Balmer auf: er habe befürchtet, daß „Euer Gnaden und die Euern von ihm bekümmert worden wären, denn er ist ein verwegener Gesell, und besonders die von Ebingen sind seinetwegen in Sorge gewesen“.

Warum hat der Melchinger solche Angst vor dem Balmer? War er etwa besorgt, die Reutlinger könnten sich hinter Balmer stellen und den Grafen von Württemberg Ungelegenheiten bereiten? Es sieht eher so aus, als habe er ein schlechtes Gewissen; die Drohworte richteten sich vermutlich gegen Renharts Amtsführung; seine Handhabung des Rechtes scheint anfechtbar gewesen zu sein.

Das Geleit wurde hauptsächlich für Kaufleute erbeten, die zur Frankfurter Messe reisen wollten. In einer Urkunde von 1461 (WR 721) bitten die Überlinger die Grafen von Württemberg, sie möchten ihnen einen „reitenden Geleitmann mit Euer Gnaden Büchse (eine metallene Geleitbüchse zur Aufnahme der Geleitbriefe, die an einem Ring um die Brust gehängt wurde) und verschriebenem Geleit her in unsere Stadt senden“. In der Antwort der württembergischen Kanzlei heißt es, man wolle sie weiterhin wie bisher ab Riedlingen oder Scheer geleiten. Ebingen wird hier nicht erwähnt; ob die Ursache dafür im oben erwähnten Streit lag oder in anderen Dingen, ließ sich so wenig ermitteln, wie die Entscheidung auf die beiden Schreiben Renharts. Auf dessen Amtstätigkeit werfen die Briefe kein günstiges Licht. Ist das nur ein Zufall? Hat er sich als Vorsitzender des Gerichts, als Leiter der Stadtverteidigung, als Verwalter der herrschaftlichen Einkünfte besser bewährt? Vielleicht!

Es ist bemerkenswert, daß Renhart um jener Zeit auch als württembergischer Rat in Anspruch genommen wurde: 1456 am 20. Oktober sitzt er zu Balingen mit sechs weiteren württembergischen Räten in einem Streit zwischen Gr. Ulrich (V.) von Württemberg und Gr. Josnias von Zollern wegen der beiderseitigen Rechte in Stein bei Hechingen zu Gericht. Ihren Schiedsanspruch beurkunden die sieben Richter in Nürtingen am 18. Dezember 1456 und in Kirchheim am 24. März 1457 (WR 5076 und 5078).

In den folgenden Jahren siegelt Renhart wieder einige Verträge: Am 13. März 1456 verkauft Aendli Beckin, Konrad Becken

Witwe, zu Ebingen den Pflegern des Katharinenaltars zu Tailfingen eine Gült aus ihrem Haus zu Ebingen am Unteren Tor neben St. Michaels Haus (WR 6851). Am 27. Oktober 1458 setzt Hans Kromer, Bürger zu Ebingen, den Pflegern St. Martins außer seinem Haus an dem Markt noch zwei Mm Wiesen im Matzmann und vier J. Acker darob als Pfand (WR 8255). Am 17. Februar 1459 verkauft Aelli Werderin, Bentzen Werders sel. Witwe, Bürgerin zu Ebingen, dem Werner Rueff zu Straßberg ein Mm Wiesen ob Hebsack (AEB Dokb. Spital). In diesen drei Urkunden wird der Melchinger letztmals als Vogt von Ebingen bezeichnet. Trotzdem ist es wahrscheinlich, daß er noch etwa zwei weitere Jahre im Amt gewesen ist, denn Heinrich Blicklin, der seit 29. November 1462 als Schultheiß zu belegen ist, war noch am 21. Januar 1461 Martinspfleger. Zwischen den beiden Männern einen anderen, unbekanntem Schultheißen anzusetzen, besteht keine Notwendigkeit. Der Amtswechsel hätte demnach im Jahre 1461 oder 1462 stattgefunden. Ob Renhart von seinem Herrn abberufen wurde oder selbst verzichtet hat, läßt sich mangels Urkunden nicht sagen.

Die nächsten Urkunden, in denen Renhart erwähnt wird, stammen erst vom Jahr 1462: Am 30. Januar verkaufen Haintz, Werner und Margaretha Taufinger, Geschwister, Burck Menger und Elsa Mengerin, alle zu Ebingen und Bentz Strich von Bitz Zinsen zu Stetten a. k. M. an Frau Katharina Knörrin Witwe, und ihren Sohn Johannes, Ritter. Es siegeln Junker Renhart von Mälchingen und Junker Sigmund Huser (Hauser) von Renckwysshusen (ZGO NF 28, 1913 S. m 23). Am 27. August sprechen Amtmann und sechs Richter zu Onstmettingen, fünf zu Truchtelfingen und einer zu Tailfingen, wegen der Zehntpflicht eines Ackers in Tailfingen im Schalkental recht. Das geschieht auf Klage des Kaplans von St. Katharina zu Tailfingen, Herrn Bertholt Biters und der Pfleger St. Peters zu Tailfingen, Haintz Zimmermanns, Michel Schmidts und Hans Cuntzelmanns des Müllers, und der Pfleger des Spitals zu Ebingen, Bartholome Datts und Hans Guldins (WR 6855).

Am 6. Oktober 1462 schlichten die vesten Junker Renhart von Melchingen und Hans von Tierberg einen Streit zwischen dem ehrsamem Priester Heinrich Schroff, Kirchherrn zu Melchingen, einerseits, den St. Martinspflegern zu Ebingen und St. Stefanspflegern zu Melchingen andererseits. Herr Heinrich Schroff soll sein Leben lang keine Ansprüche mehr an die beiden Gotteshäuser stellen; er soll die Melchinger mit einem ehrbaren Priester versehen, so daß sie keine Klagen mehr gegen ihn oder seinen Vertreter haben; beide sollen sich priesterlich und ehrbar halten. Schroff soll seine Präsentations- und Investiturbriefe beim Rat zu Balingen hinterlegen. Wenn er gegen diese Punkte verstößt, soll die Kirche zu Melchingen ledig sein und die Briefe den Ebingern zur Verfügung stehen, so daß sie dann ohne Einspruchsrecht des Schroff die Melchinger mit einem ehrbaren Priester versehen können (AEB U. 121 (Kopie) = WR 8256 A und B). Es mag beigefügt werden, daß Pfaff Heinrich Schroff den St. Martinspflegern im Jahr 1466 erneut Schwierigkeiten bereitete, indem er ihnen den Zehnten zu Melchingen verbot. Zur Verhandlung vor dem Hofgericht zu Konstanz wurde St. Martinspfleger Claus Ziegler bevollmächtigt (AEB Kopb. St. Martin).

Am 19. November 1463 verkauft der Melchinger an St. Martins Gotteshaus seine Scheuer zu Ebingen nebst Hensli Ortolds Scheuer, wie er und seine Vorderen sie lange Zeit inne gehabt und die Miststatt vor Auberli Natters Haus, die zur Scheuer gehört, um 38 Pfd. Hlr. (AEB U. 13 = WR 8259). Diese Scheuer wurde später als Zehnt-

scheuer St. Martins eingerichtet und ist daher lokalisierbar: es war das unterste Gebäude auf der Südseite der Kappelgasse. Da in der Regel Scheuer und Wohnhaus aneinander stießen, kann die Vermutung gewagt werden, daß Renhart in der Unteren Marktstraße dort, wo jetzt das Feinkostgeschäft Fuchs steht, seinen Wohnsitz hatte. Wenn Renhart seine Scheuer verkaufte, so dürfte ihm das Wasser bis an den Hals gestanden haben. Die Urkunde ist der letzte datierbare Beleg für sein Leben.

Bald, längstens drei Jahre danach muß er gestorben sein, denn am 29. November 1466 erneuerten Frau Elsbeth Melchingerin, Witwe Renharts von Melchingen, und ihre Söhne Kaspar und Märkli mit Einwilligung ihrer Verwandten eine Stiftung ihres Mannes an das Kloster Beuron. „Da aller Trost, alle Freude und Wollust dieser Welt mit Bitterkeit des Todes geendet wird und vergeht, . . . und da niemand wissen kann, welcher Lohn ihm am Jüngsten Tag und Gericht nachfolgen wird, und auch nichts gewisser ist als der Tod, nichts ungewisser als die Stunde des Todes“, hatte Renhart dem Kloster einen jährlichen Zins von zwei Pfd. Hlr., die aus der Ehestetter Mühle zu entrichten waren, vermacht; dafür sollten die Mönche jährlich für ihn eine Seelenmesse halten (DomA Sigm Ka. 22, 19). In der Zeit um 1500 wurde der Jahrtag für Renharts Söhne Kaspar und Markwardt gehalten (B 327 Bü. 15).

Überdenkt man den Wortlaut der Stiftung Renharts, so muß man fragen: Wie hat sich der Kämpfer gegen die Husisten und wohl auch gegen andere Feinde gewandelt in einen müden, nachdenklichen Greis! Was hat ihn so gebeugt? Ist es die Weisheit des Alters oder etwa Krankheit oder auch fortschreitende Verarmung? Sicherlich war die Familie in diesen Jahren nicht mehr auf Rosen gebettet, denn fünf Vierteljahre später sah sich Renharts Witwe genötigt, weiteren Besitz zu veräußern. Sie und ihre Söhne Kaspar und Märklin von Mälchingen verkaufen am 21. Januar 1468 mit Zustimmung ihrer Pfleger (Hainrich Rieber, Hainz Roming und Claus Ziegler) den Spitalpflegern Heinrich Rieber, Conrat Hummel und Hans Peter zwei Höfe zu Stetten dem kalten Markt, und zu Nusplingen auf dem Hart, dabei gelegen, um 145 rh. Gulden und um die Schulden, die die Mälchingerin dem Spital schuldet, etwa 12,5 Pfd. Hlr. Es siegeln Kaspar von Melchingen, Graf Sigmund von Hohenberg und die Stadt Ebingen (AEB Dokb. Spital).

Daß Markwardt kein eigenes Siegel hatte, läßt vermuten, daß er noch nicht volljährig war; das verstärkt die Vermutung, daß die Ehe zwischen Renhart und Elisabeth erst 1444 oder kurz zuvor geschlossen worden ist.

Die beiden verkauften Höfe waren ungewöhnlich groß:

Umfang	Stetten	Nusplingen
Äcker:	68 J.	77 J.
Baumgärten:	2	1
Öhmdwiesen:	5 Mm	4,5 Mm
Hartwiesen:	18 Mm	28 Mm
Lieferungen		
Geld:	13 Schlg Hlr	15 Schlg Hlr
Vesen:	2,5 Mltr	3 Mltr 6 Viertel
Haber:	2,5 Mltr	3 Mltr 6 Viertel
Hühner:	4	6
Eier:	1 Vtl	1 Vtl

(Diese Angaben nach der Renovation von 1585 im AEB.)

Der Erlös, den die Melchinger erzielten, war nicht sonderlich hoch. Aufschlußreich ist die Verrechnung von Schulden an den Spital: da es sich nicht um eine genaue Summe handelt, sondern um einen runden Betrag, können sie nicht von einem Darlehen herrühren, sondern müssen auf andere Leistungen des Spitals, doch wohl Unterkunft und Pflege, zurückgeführt werden.

Denken wir noch einmal an all die Verkäufe, angefangen mit dem der Melchinger Besitzungen und Rechte 1444 und 1446, an

den von Ehestetten 1453, den der Scheuer in Ebingen 1463 und endlich den der beiden Höfe 1468, so entrollt sich das Bild eines unaufhaltsamen Abstiegs, den auch die Vermählung mit der Tochter eines vermöglichen Bürgerhauses nicht hatte aufhalten können. Oder war etwa damit das Unglück in das Haus Renharts gekommen?

Die Ebinger zeigten am Ende gegenüber der verarmten Familie eine beschämende Kleinkrämerei. Vier Wochen nach dem Verkauf der Höfe zu Stetten und Nusplingen bringen die Pfleger St. Stephans zu Ehestetten, Eblin Legeler und Bartholomeus Planck, noch eine Forderung beim Ebinger Gericht vor: Renhart habe vor etwa 20 Jahren eine Hofstatt gekauft; daraus gingen 9 Schlg jährlicher Zins an St. Stephan; sie hätten aber immer nur die Hälfte bekommen. Die Beklagten werden zur Nachzahlung der anderen Hälfte verurteilt (AEB U 14). Warum hatte man nicht gewagt, diese Forderung Renhart gegenüber zu vertreten?

So deutlich der Abstieg der Familie ist, seine Ursachen sind nicht recht faßbar. Krankheit scheint wenigstens bei Lisbeth mitgespielt zu haben. Anderes mag hinzu gekommen sein. Vielleicht liebte Renhart einen großzügigen Lebenszuschritt, war er ein schlechter Hauswirt, der die Ausgaben nicht nach den Einnahmen zu bestimmen verstand.

Aber das Schicksal der Melchinger ist kein Einzelfall. Die Glanzzeit des Rittertums war im 15. Jahrhundert vorüber. Im Krieg gewann das Fußvolk der Söldner immer mehr an Bedeutung. Die Einnahmen der Kaufleute stiegen durch den sich ausweitenden Handel, während die der Ritter zurückblieben. Zwei Generationen später versuchte der Reichsritter Franz von Sickingen, dem Schicksal noch einmal in die Speichen zu greifen, es war vergebens. Die Zukunft gehörte den Städten, mit deren Oberschicht ein großer Teil des Adels verschmolz, sie gehörte vor allem den Fürsten, von denen es viele (Graf Eberhard im Bart ist ein leuchtendes Beispiel dafür) verstanden, ihre Besitzungen fester zusammenzuschließen und moderne Staaten mit einer Beamtenverwaltung aufzubauen. Da haben sich manche Adlige neu bewährt. Für die Melchinger aber war die Uhr abgelaufen.

Abkürzungen:

WR = Altwürtt. Regesten von 1301 bis 1500 (gedruckt).

A 341 = K. O. Müller, Gesamtübersicht über die Bestände der staatl. Archive (1937) Nr. A 341.

AEB = Stadtarchiv Ebingen.

DomA Sigm = Fürstlich Hohenzollerisches Haus- und Domänenarchiv Sigmaringen.

ZGO = Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins.

FUB = Fürstlich Fürstenbergisches Urkundenbuch.

Kleine Chronik in Gegensätzen

1892 wurde ein Fahnenjunker in Stralsund, der sich heimlich in das Zimmer eines jungen Mädchens eingeschlichen hatte und von den Eltern ertappt wurde, wegen Hausfriedensbruch und Verunglimpfung des Regiments zu einem halben Jahr Arrest verurteilt.

In der Kaserne von Karlsborg, Schweden, wurden kürzlich zwei junge Mädchen auf der Stube von Soldaten ertappt und wegen unerlaubten Betretens der Kaserne und Gefährdung der Sicherheit des Staates zu einer Geldstrafe verurteilt.

In Frankreich exportiert eine Spielzeugfabrik jeden Monat 100 000 künstliche Mäuse nach den USA. Die Plastiktierchen werden

von amerikanischen Katzenfreunden gekauft, die sie ihren Lieblingen zum Spielen geben.

In London hat die 57jährige Emily Woods, Vorsteherin einer religiösen Sekte, einen kleinen Privatzoo eröffnet, in dem sie Kat-

zen, Hunde, Vögel und einen Geparden hält und zur Unterdrückung grausamer Regungen vorwiegend vegetarisch ernährt. Miss Woods möchte ihre Anhänger von der Möglichkeit einer friedlichen, paradisesähnlichen Koexistenz der Zooinassen überzeugen.

Bemerkungen zur „Villa publica Ebinga“

Von Fritz Scheerer

Kürzlich hat Peter Reiser in drei Nummern der Heimatkundlichen Blätter eine mit viel Fleiß zusammengetragene und umfangreiche Abhandlung über die „Villa publica Ebinga“ veröffentlicht. Mit Staunen mußten dabei die wenigen, von denen dieser Aufsatz von Anfang bis Schluß gelesen wurde, sehen, daß die Lösung von Problemen gefunden zu sein scheint, um die sich schon viele Heimatforscher bemüht haben und die man nach so vielen vergeblichen Versuchen für unlösbar gefunden hatte. Was hier vorgetragen wurde, würde so erhebliche Folgen für das Bild von der Geschichte unserer Heimat zur Karolingerzeit haben, daß es Stück für Stück genaueste Prüfung verdient. Aber wenn man eindringend die umfangreichen, angeblichen Beweise für eine „öffentlich-staatliche Villa zu Ebingen“ durchstudiert hat, legt man sie traurig und enttäuscht beiseite, denn sie offenbaren sich als ein Geflecht von Hypothesen, die, von nur wenig wirklich haltbaren Teilergebnissen abgesehen, unsere Erkenntnis nicht weiter gebracht haben.

Es ist bei den örtlichen Heimatforschern keine „bedauerliche Unkenntnis der Quellen“, weil sie den aus karolingischer Zeit stammenden Ausdruck „villa Ebinga“ von 817 bis jetzt nicht als einen Reichshof bezeichnet haben. Sie taten es nicht, da man nur auf Vermutungen angewiesen ist und keine weiteren urkundlichen Belege hat. Allein mit Analogiebeweisen können nicht so weittragende Konsequenzen gezogen und aus einer kargen Quellenangabe Ergebnisse erzwingen werden, die sie nicht hergeben. Analogiebeweise können Hilfsmittel sein, man muß sich aber ihrer Grenzen bewußt bleiben. Es soll deshalb einmal zur Abhandlung Stellung genommen werden. Wir gehen dabei schlicht so vor, daß wir zusammenstellen, was urkundlich über das Dorf Ebingen vor der Stadtgründung bekannt ist. Urkundlich wird Ebingen erstmals im Jahre 793 zusammen mit 24 Dörfern erwähnt, darunter 14 im Kreis Balingen (Tailfingen, Lautlingen, Heselwangen usw.), als ein Graf Berthold dem Kloster St. Gallen Güter vermachte, bei denen es sich nicht um Streubesitz handelte, sondern teilweise bis um halbe Markungen. 817 wurde in „villa Ebinga“ eine St. Galler Urkunde ausgestellt, wobei Scherragraf Karamann, Graf Hitto von der Goldineshunte und andere Herren als Zeugen mitwirkten. Ein Petto schenkte Güter in Vilsingen (in der Scherragrafschaft) und dem angrenzenden Engelswies (in der Goldineshunte). Über diese Schenkungen scheinen Unklarheiten entstanden zu sein, zu deren Klärung im Jahre 851 eine Besprechung in den Obstgärten zu Pettinwilare anberaumt wurde (Actum in campo, ubi dicitur Paumcartum). Ein Adalbert, der 854 die Verena-Kirche in Burc-Sträßberg beschenkte, besaß in Ebingen eine Hube. Zu den Gütern, die 1064 Graf Rudolf von Habsburg und seine Gemahlin Kunigunde dem Kloster Ottmarsheim schenkten, gehörten auch solche in Ebingen. 1113 war der Ebingener Besitz eines Walcho von Waldeck von einer Schenkung an das Kloster St. Blasien ausgenommen. Damit haben wir das gesamte urkundliche Material, das über das Dorf Ebingen vorhanden ist.

Das einstige Dorf Ebingen ist bei der Martinskirche zu suchen, die über einem alemannischen Reihengräberfeld errichtet worden ist. Also niemals bei Ehestetten!

Zum Ursprengel der Martinskirche gehörte ein großes Gebiet, das den gesamten „Talgang“, den Burgfelder Raum und im Süden die Albhochfläche umfaßt haben dürfte. Die Martinskirche war aller Wahrscheinlichkeit nach, wenn sie auch erst 1270 urkundlich erwähnt wird, die älteste Kirche der weiteren Umgebung. So scheint Ebingen in der Karolingerzeit einer der wichtigsten Orte der Scherragrafschaft gewesen zu sein, der wie die acht Reihengräberfelder ausweisen, aus einer Anzahl von Weilern und Höfen, den eigentlichen Ursiedlungen, im Laufe der Zeit zusammengewachsen ist.

Sprachlich steckt in dem Dorfnamen ein Grund- und ein Bestimmungswort, das heißt eine Endung im Dativ pluralis, die besagt, daß die Leute der Weilergruppen dem Ebo gehören. Der Besitzname ist aber nicht der eines Sippenführers von gleichberechtigten Markgenossen, sondern der Herr, der Adelige. Die in den Urkunden genannten Schenker sind Herren, die in vielen Dörfern Besitz haben. Ihren Wohnsitz kennen wir nicht, sie leben bald auf diesem, bald auf jenem Herrenhof, wo es ihnen am zuträglichsten ist.

H. Jänichen hat in Feinstuntersuchungen nachgewiesen, daß die heutigen Markungen erst im Spätmittelalter entstanden sind, durch Wüstlegung kleiner Weiler und Aufteilung ihrer Fluren. Auch die Ebingener Markung dürfte erst im Laufe der Zeit aus verschiedenen Bestandteilen zusammengewachsen sein, ist also nicht, wie in der Abhandlung angeführt wird, „früher viel größer“ gewesen. Einer der ältesten Siedlungskerne wird bei der Martinskirche gelegen sein, wo auch der älteste Herrensitz vermutet werden muß, vielleicht an Stelle des heutigen Hotels „Sternen“, in dessen Keller ein Goldfingerring mit römischer Gemme in einem Zellenkranz mit Almandinen aus der Zeit um 600 gefunden wurde. Im Norden der Altstadt beim früheren Schloß lagen neben anderen wichtigen Gebäuden die Häuser des „Hundshof“. Dieser Name konnte bis heute nicht geklärt werden. In Truchteltingen war der St. Galler Fronhof der Hundshof, der Vorrechte hatte: zu ihm gehörten die Breite und die 1437 genannten Hundsacker und Hundsgarten. Der Ebingener Besitz des Klosters St. Gallen dürfte zu diesem Hundshof gehört haben. Reiser leitet diesen Namen von Hunno, dem Leiter der „Hundertschaft“, ab und führt eine Reihe von Flurnamen auf Hunno bzw. dessen Amtsgut zurück, so Hennenbrunnen, Hennenbühl und Hühnerbühl. Zweifelsohne haben diese Namen nichts mit Hennen oder Hühnern zu tun. Aber beim Hennenbrunnen und Hennenbühl sind Siedlungsreste der römischen und vorrömischen Zeit, beim Hühnerbühl Grabhügel nachgewiesen. Nahe beim Hennenbrunnen und Hennenbühl lagen das römische Kastell und eine Hallstattsiedlung. Es handelt sich bei diesen Flurnamen um das falsch verstandene Wort Heune (mhd. hiune, wie in Heuneburg), fälschlich umgedeutet in Hühner und Hennen und hat nichts mit Hunno zu tun, denn all diese Namen decken sich mit Fundstellen alter Zeit. Der Volksglaube hielt die vorzeitliche Bevölkerung für Riesen.

Auch der Flurname „Gallenkopf“ kann nicht als Beweis für Fiskalgut herangezogen werden, nur für Besitz des Klosters St. Gallen, der durch die Urkunde von 793 nachgewiesen ist. So hat beispielsweise Rin-

gingen einen „Gallenbühl“, der frühzeitig an die Galluskirche zu Truchteltingen kam.

Zu dem Streit, ob publice oder publica gleichbedeutend anzusehen sind, wollen wir nicht Stellung nehmen, da sich die Forschung hierüber durchaus nicht einig ist. Fest steht, daß es in der Vergabungsurkunde von Petto „villa Ebinga publice“ heißt. Auch die Frage, ob sich publice auf villa oder auf das Zeitwort, auf urkunden, bezieht, ist von der Wissenschaft noch nicht eindeutig geklärt. Reiser nimmt den ersten Fall an und folgert, es könne „mit ziemlicher Sicherheit gesagt werden: die villa Ebinga publice war eine öffentlich-staatliche Villa, ein öffentlicher Staatshof in oder bei Ebingen“, der gleichzeitig Versammlungsort, Gerichtsstätte eines Gauces bzw. einer Mark war. Allen Anzeichen (!) nach dürfte Ebingen der Mittelpunkt eines alten merowingischen Gauces gewesen sein: Grafengericht, Martinskirche als Quartierkirche, fränkischer Besitz aus merowingischer Zeit (Ostheim) sprechen für diese Annahme.

Fränkischer Besitz konnte aber von Ebingen bis heute nicht urkundlich nachgewiesen werden. Peter Reiser folgert dies aus dem Namen „Ostheim“, da anderwärts aus den Ortsnamen Ostheim, Westheim, Nordheim usw. auf planmäßige Siedlungen mit fiskalischen Charakter geschlossen werden kann (bes. in der Würzburger, Bamberger, Trierer Gegend). Nun ist aber der Name „Ostheim“ bei Ebingen in keiner einzigen Urkunde, auch nicht als alter Flurname angeführt, sondern erscheint erst in den Plänen dieses Jahrhunderts für die neuentstandene Siedlung südöstlich der Stadt, während Reiser folgert: „Dieses Ostheim ist nur zweifelsohne eine fränkische Siedlung der Merowingerzeit, aus dem 6. Jahrhundert stammend“.

Auch ein weiterer Beweis für einen Reichshof, ein „Weil“ läßt sich für Ebingen nicht erbringen. Es kann kein Flurnamen oder eine Siedlung mit „Weil“ nachgewiesen werden. Nach der Abhandlung muß deshalb der Ebingener Reichshof „umwallt“ werden und die „Villa“ den Namen „Stadt“ erhalten. Die villa Ebinga wird nach Ehestetten verlegt, da hier in der Flur Stefanshalde eine Anlage 80 auf 80 Meter mit Wall und Graben den Namen „Alte Stadt“ trägt. Doch sehr wahrscheinlich handelt es sich hier um eine vorgeschichtliche Befestigung, da Scherben aus der Latènezeit gefunden wurden. Die Stefanshalde hat bestimmt zur Stephanskirche zu Ehestetten gehört. Die Siedlung Ehestetten wird 1094 erstmals urkundlich erwähnt, ist aber wie die anderen -stetten-Orte schon in der frühen Ausbauezeit entstanden, spätestens im 7. Jahrhundert, da sie teilweise noch Reihengräber haben, hat also 817 schon lange bestanden. Warum soll nun der 817 genannte „Staatshof“ villa Ebinga heißen, wenn er auf Markung Ehestetten liegen soll? Der Ehestetter Bann wurde nämlich erst im 15. Jahrhundert der Gesamtmarkung Ebingen einverleibt. Man muß in der obigen Deutung erneut einen Versuch sehen, der darauf hinausläuft, die Lage des einstigen Dorfes Ebingen nach Ehestetten zu verlegen.

Zusammenfassend kann festgestellt werden: Trotz der zahlreich verwendeten Literatur fehlen überzeugende Beweise für einen fränkisch öffentlich-staatlichen Hof und für dessen Lage in oder bei Ebingen. Vorerst wird es dabei bleiben müssen, wie Dr. Stettner in der Kreisbeschreibung herausstellt: Das „wenige urkundliche Material, das unmittelbar über das Dorf Ebingen berichtet, sagt so gut wie gar nichts über die Verhältnisse vor der Stadtgründung aus“.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingener Volksfreunds“ der „Ebingener Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Von den ältesten Zollern

Von Fritz Scheerer

Da ein großer Teil unseres Kreises lange Zeit unter zollerischer Herrschaft stand und uns die Stammburg der Zollern täglich grüßt, dürfte es wohl angebracht sein, daß die Leser der Heimatkundlichen Blätter auch etwas über den neuesten Stand der Forschung von den ältesten Zollern erfahren; denn im Zusammenhang mit der 900-Jahr-Feier der Zollerngeschlechter im Juli 1961 scheinen ein gewisser Stillstand in der Erforschung der ältesten Zollern überwunden zu sein und Ansätze neuer Erkenntnisse über die Anfänge ihrer Geschichte sich abzuzeichnen. Vor allem ist es Hans Jänichen, der in den Hohenzollerischen Jahreshften 1961, Seite 10—22, auf Grund neuer Quellenstellen einen Vorstoß unternahm, um helleres Licht über jene Zeit zu verbreiten.

Der Tübinger Prof. Ludwig Schmid begann vor rund hundert Jahren mit seinen Veröffentlichungen über die Zollern und stellte die Burkhardinger-These auf, die Herleitung des Hauses Zollern vom Geschlecht der alemannischen Herzöge. 1884 sah er sich dann berechtigt, in einem dreibändigen Werk, „Die älteste Geschichte des erlauchten Gesamthauses der königlichen und fürstlichen Hohenzollern“, den Schlußstrich unter seine Arbeiten zu ziehen. Die Monumenta Zollerrana wie auch die Monumenta Hohenbergica sind überwiegend nach dynastischen Gesichtspunkten ausgerichtet. Da die Quellenbasis für das 11. und 12. Jahrhundert sehr schmal ist, hat Schmid seine Arbeitshypothesen mit genealogischen Thesen unterbaut. Jahrzehntlang galt er als unwiderlegliche Autorität, bis dann vor allem außerhalb Schwabens Zweifel über die Richtigkeit der Schmidischen Darstellung aufkamen. Vor allem hat die neuere Forschung bewiesen, daß man mit Allerweltsnamen wie Burkhard und Wetzel, die im Hochmittelalter in Schwaben weit verbreitet waren, keine genealogischen Thesen aufstellen kann.

Unter anderen Nachrichten aus dem Jahr 1061 findet sich in der Weltchronik des Reichenauer Mönchs Berthold, des Schülers und Fortsetzer Hermanns des Lahmen, das erste schriftliche Zeugnis über die Grafen von Zollern: „Burcardus et Wezil de Zolorin occiduntur“ — Burkhard und Wetzel wurden erschlagen. Über die näheren Umstände des Endes der beiden Zollern oder ihr Verhältnis, etwaige Vorfahren oder ihre Stellung liegen keine Unterlagen vor, man kann nur Hypothesen aufstellen. Bemerkenswert ist aber, daß hier zum erstenmal eine ausgesprochene Höhenburg erwähnt wird, nach der das Geschlecht sich nennt und deren Erbauung erhebliche Unkosten verursacht haben muß. Die Burg Zollern muß demnach schon 1061 vorhanden gewesen sein. Jänichen beweist nun, daß ein Burgenbau im 11. Jahrhundert auf einem so hohen Berg wie dem Zoller etwas Außergewöhnliches war. Mit Fronen allein kam man bei diesen Höhenunterschieden nicht aus; der Bauherr mußte genügend Geld-

mittel zur Verfügung haben. Jänichen folgert daher: „M. E. beweist den Bau der Burg Zollern eindringlicher als alle anderen Nachrichten, daß die Grafen zu den mächtigsten Geschlechtern Schwabens vor dem Investiturstreit gehörten“.

Über die eigentliche Bedeutung des Namens Zoller sind schon viele Vermutungen aufgestellt worden. Seine Herleitung aus dem deutschen Sprachgut ist bisher nicht gelungen. Überzeugt ist man jetzt davon, daß der Bergname nicht erst durch das Geschlecht aufgekommen ist, sondern sich die Zollern nach dem Bergnamen schrieben, der vordeutscher Herkunft ist wie die Namen der hervorragenden Berge Ipf, Teck, Neuffen, Achalm und Lochen, die teilweise auch mit weiblichem Geschlecht behaftet sind (Teck, Achalm, Lochen oder Plettenberg 1601 die Plaigtin), während die Mehrzahl der Höhenburgen mit deutschen Namen auf Berg, burg, eck, fels, stein enden. Man denkt bei dem Namen Zoller neuerdings an eine Bedeutung als abgeteilter oder einzeln stehender Berg.

Aus der Stiftungsurkunde des Benediktinerklosters Alpirsbach lernen wir wieder einen Angehörigen des Geschlechts in der Person des Adalbertus de Zolro kennen, der zusammen mit dem Grafen Alwig von Sulz und einem Rutmann von (Neckar-)Häusen 1095 das Kloster gründete und dort wenige Jahre nachher als Mönch eintrat. Sein Bild mit dem seiner Gattin ist neben „Christus in der Mandorla über dem Kirchenportal zu sehen, ist aber erst ein Werk des 13. Jahrhunderts. Sein Grab wurde vor einiger Zeit im Chor entdeckt. Schutzvogt des Klosters war zu Anfang des 12. Jahrhunderts Graf Friedrich von Zollern, der mit Udilhild von Urach vermählt war, die um 1134 neben Kirchengeräten in unserer Gegend in Stetten, Engstlatt, Hart und Streichen je eine Hube und in Thanheim zwei Huben an das 1089 gegründete Kloster Zwiefalten schenkte. Vorher schon, 1098, war eine Schenkung zollerischer Güter in Höfendorf an das Kloster Alpirsbach erfolgt (WUB. I Nr. 254). Wahrscheinlich einer ihrer Söhne, Friedrich (1125—1145) wird auch als Vogt von Alpirsbach genannt.

Die bisherige, fast allgemeine Annahme Adalbert von Zollern, der Mitstifter des Klosters Alpirsbach, und ein Adalbert, der sich um 1100 nach Haigerloch und Wieseneck nannte, seien ein und dieselbe Person, wird von Jänichen aufs schwerste erschüttert. Adalbert von Haigerloch (ca. 1080 bis 1101) kommt 1096 in einer Urkunde des Klosters Allerheiligen in Schaffhausen auch als Graf von Wieseneck (Wiseneggi) vor. Die Burg Wieseneck bei Kirchzarten im Dreisamtal gehörte bis 1293 den Grafen von Hohenberg (Mon. Hohenbergica Nr. 135), die als Gründer der Stadt Haigerloch gelten. Die Burg Haigerloch wird 1095 in St. Georger Akten urkundlich erwähnt. Nach der Notitia foundationis brachten Mönche von St. Georgen im Schwarzwald die Reliquien des hl. Georg nach Haiger-

loch, als ihnen Güter bei Wilflingen in Anwesenheit der Ministerial-Adeligen Arnold von Owingen, Arnold von Kirchberg, Adalbert von Weildorf und Mangold von Anhausen in „castro Heigerloch“ übergeben wurden. In Haigerloch konnten also Rechts-handlungen stattfinden. Auffallend ist aber, daß bei der Klostergründung von Alpirsbach weder von Haigerloch noch von Wieseneck die Rede ist. Die rechtliche Bestätigung der Alpirsbacher Stiftung erfolgte zudem nicht in Haigerloch, sondern in Rottweil.

Adalberts Bruder, Bruno von Wieseneck (1096—1126), als Domherr von Straßburg und zeitweiliger Reichskanzler gründete zwischen 1115 und 1118 das Kloster St. Märgen, das er mit Augustiner-Chorherren aus Lothringen besetzen ließ, auf seinem Erbgut im Schwarzwald unweit der Burg Wieseneck. Die Vogtei des Klosters blieb im Stiftergeschlecht erblich. Ein noch erhaltener Siegelstock des Klosters aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts, der den Stifter zeigt, wie er der Mutter Gottes die Klosterkirche überreicht, trägt die Beischrift „Bruno de Hohenberg fundator“ (Gründer). Die Grafen von Hohenberg müssen also Bruno für einen der ihren gehalten haben.

Der Todestag Brunos ist auch in einem Nekrolog (Totenbuch) eingetragen, der sich nach Jänichen hauptsächlich auf die Umgebung von Haigerloch bezieht. Die Oberstadt Haigerloch mit der alten Burg, von der als letztes Überbleibsel der sog. Römerturm erhalten ist, gehörte einst zur Pfarrei St. Peter in Weildorf, deren Herr, der Graf Wetzel von Haigerloch, wie auch zwei Leutpriester Albert und Heinrich von Weildorf, im Totenbuch vorkommen.

Nach all diesem dürfte kein Grund bestehen, die Grafen Adalbert von Zollern und Adalbert von Haigerloch gleichzusetzen. Somit wären auch der Sohn Adalberts, Wetzel I. (1115—1125) und die beiden Enkel, Adalbert II. (1141—1150) und Wetzel II. (1162) von Haigerloch keine Angehörigen des Grafenhauses Zollern. Erst nach dem Tode des zuletzt genannten Wetzel, also nach 1162, sind die Zollern auf noch nicht geklärten Wege in den Besitz des Haigerlocher Hausgutes gekommen, denn auf Wetzel II. von Haigerloch folgen die beiden Brüder Burkart und Friedrich von Hohenberg, die Söhne Burkarts von Zollern. „Die Grafen von Hohenberg sind im Breisgau, um Schaffhausen, in und um Haigerloch die Erben der Grafen von Haigerloch-Wieseneck und haben allem nach auch deren Familientradition übernommen“ (Jänichen). Vermutlich mag damit der höchst auffällige Gegensatz der beiden Wappen Zollern (weiß-schwarz geviert) und Hohenberg (weiß-rot geteilt) zusammenhängen. Nach Ludwig Schmid stellen weiß und rot die Farben des Bistums Bamberg dar. Eine gewisse lehensrechtliche Abhängigkeit der Grafen von Hohenberg von Bamberg bestand nach Jänichen tatsächlich und dürfte vielleicht schon auf den Stifter des Bistums, Kaiser Heinrich II., um 1005 zurückreichen.

Über den Ursprung der Hohenberger sind verschiedene Hypothesen aufgestellt worden, von denen die Annahme von Ludwig Schmid die größte Wahrscheinlichkeit

hat: Vom zollerischen Hauptstamm zweigt sich eine Linie ab, die sich spätestens von 1170 an nach der Burg Hohenberg nannte. Hierzu werden vor allem zwei Belege angeführt:

1. Eine Urkunde des Albertus dominus de Rotinburc für das Kloster Kreuzlingen von 1225. Albertus nennt sich darin Sohn des verstorbenen Grafen Burkhard von Zollern und siegelt mit dem Siegel seines verstorbenen Bruders Burkhard (Umschrift: „Burcardus comes de Hohenberc“).

2. Gabelkover berichtet: Ein Graf Burkhard von Hohenberg (Vater von Albert) benützt um 1190 ein Siegel mit der Inschrift: „Burcardus comes de Zolre Grain“ (= gratia dei = von Gottes Gnaden). Dieser Burkhard nennt sich abwechselnd bald nach Zollern, bald nach Hohenberg und gilt als der Stammvater des Hohenberger Zweiges. Sein Bruder Friedrich bezeichnet sich nur als Graf von Hohenberg. Mithin stehe fest, daß sich ein Graf von Zollern nach Hohenberg nannte. Ihr Besitz liegt zwischen oberer Donau und oberem Neckar und ist im Osten etwa durch Steinlach, obere Starzel, Fehla und Lauchert begrenzt. Nach dem Auftreten der Hohenberger gehört den Zollern der Osten und Südosten, den Hohenbergern in der Hauptsache der Westen und Nordwesten der größten Teile dieses Gebietes.

Der Ausgangspunkt, die Spaltung in Zollern und Hohenberger, ist keineswegs eindeutig geklärt. Das stückweise Entstehen der Herrschaft Hohenberg läßt vermuten, daß die Teilung des ehemaligen zollerischen Besitzes nicht reibungslos vor sich ging. Offensichtlich ist der größere Teil an die Hohenberger gekommen. Auf jeden Fall haben sich zwischen den beiden Linien im Zeichen der Territorialbildung im 13. Jahrhundert harte Auseinandersetzungen ergeben. Graf Friedrich der Erlauchte von Zollern (1248–1289), der 1253 die Schirmvogtei des Klosters Beuron übertragen bekam und 1255 Balingen, Hechingen und wahrscheinlich im selben Jahr auch Schömberg (campus apud Shoberc) Stadtrechte verlieh, suchte seine Gebiete in sich zu festigen. 1267 fanden am Allerheiligentag harte Kämpfe bei Haigerloch statt. Nach der Sindelfinger Chronik soll Graf Friedrich gesiegt haben; aber es war jedenfalls ein Pyrrhussieg, denn Haigerloch verblieb dem Hohenberger und in Schömberg sind schon 1268 die Hohenberger als Stadtherren bezeugt. 1271 muß Graf Friedrich in einem Schreiben an Graf Albert hohenbergische Ansprüche auf einen Hof in Endingen zurückweisen. Schließlich erfolgte im Oktober 1286 bei Balingen nochmals ein Zusammenstoß. Erst durch Vermittlung König Rudolfs von Habsburg konnte an Weihnachten der Zwist beigelegt werden, und zwar offenbar mit dem „altbewährten Mittel, indem er nämlich eine Eheverbindung zwischen Alberts Tochter Euphemia und Graf Friedrich von Zollern, dem Enkel Friedrichs des Erlauchten, in die Wege leitete“ (Stemmler).

Die Verbindung der Hohenberger mit den Habsburgern brachte für Hohenberg Ende des Jahrhunderts eine Glanzzeit, der freilich im 14. Jahrhundert ein Niedergang folgte, an dessen Ende der Verkauf der Grafschaft Hohenberg an Österreich stand. 1486 ist das Haus Hohenberg ausgestorben.

Da die Burg Hohenberg in der Scherragrafschaft lag, sind die Grafen von Hohenberg wohl Nachfolger der Scherragrafen, mindestens Inhaber einer ganzen Reihe kleinerer Herrschaften. Die Scherragrafschaft hatte längst nicht mehr den alten Umfang. So dürften die Söhne des Grafen Burkhard von Zollern, die sich um 1180 von Hohenberg schrieben, auch Scherragrafen gewesen sein. 1113 übereignete Walcho von Waldeck „mit Zutun seiner Gemahlin Maechtilde und seines Sohnes

Gerung dem Kloster St. Blasien seinen sämtlichen Besitz im Breisgau in Graf Hermanns (II. von Baden) Grafschaft . . . und Ebingen, Tagelfingen (Tailfingen) und Wiler (ein Ort, der einst zur Weilerburg gehörte) in Graf Friedrichs (von Zollern) Grafschaft“.

Wann sich nun die Grafen von Zollern auf der Schalksburg sesshaft machten (vor 1266), ist bis heute unbekannt. Die Ritter von Schalksburg treten noch 1226 als Zeugen für die Hohenberger auf und erst 1266 als Zeugen für die Zollern. Auch die andern Ministerialen der nächsten Umgebung erscheinen zuerst in Beziehung zu den Zollern (Cunrad de Burcvelt, Ritter von Dürrwangen). Die heftigen Kämpfe der Zollern und Hohenberger zwischen 1267 und 1286 dürften sich u. a. auch um den Besitz der Schalksburg gedreht haben. Balingen gehörte wohl ursprünglich nicht zum Kernland der Schalksburgherrschaft, sondern zu Haigerloch, da die Dekanatsgrenze zwischen Frommern und Balingen durchzog und das „Altbalinge Maß“ mit dem Haigerlocher Maß identisch ist. Wann und wie der Über-

gang Balingens an Zollern erfolgt ist, liegt ebenfalls im Dunkeln, ist wahrscheinlich nicht lange vor 1255 erfolgt. 1288 teilte Friedrich der Erlauchte von Zollern seinen Hausbesitz unter seine Söhne Friedrich den Ritter, der das Stammgebiet um den Zoller erhielt, und Friedrich den Merkenberger, der die Herrschaften Schalksburg und Mühlheim bekam. Die Gebiete der Schalksburger Linie gingen dem zollerischen Hause schon nach hundert Jahren (1391 bzw. 1403) völlig und für immer verloren, und 1408 starben die Zollern-Schalksburg aus.

Wir sehen, die schriftlichen Zeugnisse über die älteren Zollern weisen viele Lücken auf, so daß es, wenn man sich nicht in reinen Spekulationen verlieren will, sehr schwer ist, ein abgerundetes Bild zu zeichnen. Nur auf einzelne Urkundenbelege kann man sich stützen, die mosaikartig zusammengesetzt werden müssen. Die Wissenschaftler suchen aber auf der schmalen Basis neuer Quellenstellen mit neuen Kombinationen, ohne die es nicht gehen wird, die Lücken zu füllen.

Das Zinngießergewerbe in Balingen und Ebingen

Von Wilhelm Schneider, Tübingen

Die Anfänge eines besonderen städtischen Zinngießergewerks fallen in die allgemeine Entwicklungszeit der bürgerlichen Gewerbe. Schon im ausgehenden Mittelalter begann das Zinngerät auch in die Küchen und auf die Speisetische der Bürger einzudringen. Im 18. und 19. Jahrhundert erlangte das Zinngießergewerbe in Balingen und in Ebingen durch seine ausgezeichneten, allgemein geschätzten Leistungen in weiter Umgebung große Anerkennung und Bedeutung. Während der Glanzzeit dieses Kunstgewerbes kamen die prächtigsten und formvollendeten Zinngeräte zur Ausführung. Wir erkennen aus den noch erhaltenen barockartigen Gefäßen die Entstehungszeit; gleichzeitig vermitteln uns die eingeschlagenen Stadt- und Meisterzeichen die Namen der Hersteller. Jede Gattung von Gefäßen und häuslicher Geschirrwaren wie runde und ovale Zinnteller, Abendmahlskannen, Schenkkannen, Daubenkrüge u. v. a., die aus den Händen des Zinngießers kamen, erforderte exakte Bearbeitung, individuelle Handarbeit, reiche Materialkenntnisse und künstlerisches Empfinden.

Die Kannten (Kannen)- und Zinngießer gehörten zu der in Stuttgart errichteten Lade (Zunft). Mit der Zinnprobe und der Stempelung hatten sie sich nach der für das ganze Herzogtum Württemberg geltenden und mehrmals erneuerten Ordnung zu halten. Trotz der auf herzogliche Verordnung für die Zinngießer des Herzogtums Württemberg 1655 in Stuttgart errichteten Hauptlade gründeten die Tübinger Meister 1687 eine eigene Lade, in die sie auch auswärtige Mitglieder aus Balingen und aus anderen Städten aufnahmen. Nachdem die Stuttgarter Zinngießer mehrmals ohne Erfolg dagegen Einspruch erhoben hatten, werden die Tübinger Meister 1776 durch die herzogliche Regierung angewiesen, ihre Lade aufzugeben und sich zur Stuttgarter Hauptlade zu halten. Mit den Zinnproben und der Stempelung der Zinngeräte hatten sich die Balinge Meister nach den für das ganze Herzogtum geltenden Vorschriften zu halten. Die in Tübingen beauftragten Schauer und Probierer kontrollierten die Balinge Zinngießer; sie mußten in die Werkstätten und Häuser gehen, die Legierung und die Ware in die Hand nehmen, ob alles der Ordnung gemäß gegossen, gewerkt und verarbeitet wurde. Alles Zinngeschirr

wie Kannen, Flaschen, Schüsseln, Teller, Becher oder anderes mußte mit einer bestimmten Legierung verarbeitet werden.

Ein großer Teil der alten Zinnfußwaren bestand aus mit Blei versetztem Zinn. Die „gemeine Reichsprob“ sah eine Legierung von 9 Teilen Zinn und 1 Teil Blei vor, die auch in der Fürstl. Landes-Ordnung aufgenommen wurde. Außer derselben war noch eine zweite Legierung aus 4 Pfund Zinn und 1 Pfund Blei erlaubt. Hausierer waren in Balingen und Ebingen nicht zugelassen. Ohne Zusatz nannte man das Zinn Edeltinn. Bleizusatz machte das Zinn schmelz- und gießbarer. Zum Gießen des Zinns dienten Sandformen in Gruben, wenn nur wenige Abgüsse in Betracht kamen. Zur Anfertigung einer größeren Anzahl von Zinnwaren bediente man sich fester, bleibender Formen, welche aus Solnhofen Stein, Messing und Blei hergestellt waren. Auch die Anwendung eines feinkörnigen, festen Sandsteines, blauer Schiefer u. a. war üblich. Formen aus Gips wurden durch Gießen des Materials über ein vorhandenes Modell hergestellt. Dieses Verfahren diente für die Herstellung von Gegenständen von geschweifter Gestalt. Die Form bestand zu meist aus dem „Kern“ zur Herstellung des Innern eines hohlen Raumes und dem Mantel zur Herstellung der Außenseite. Der zwischen beiden stehengebliebene Raum bedeutete die Dicke des Zinngerätes. Ein trichterförmiger Einguß, der „Güßel“, mußte so angebracht sein, daß sich das in gleichförmigem Strahl einzuführende flüssige Zinn möglichst schnell und gleichmäßig nach allen Punkten der Form verteilen konnte. Das Zinn mußte zum Gusse heiß und gut flüssig sein. Mit einem eisernen Löffel wurde es aus dem Kessel geschöpft und in die Formen gegossen. Hohle und große Stücke goß man in mehreren Teilen, die dann durch Löten zusammengesetzt wurden. Einzelne Teile wie Henkel, Schnauzen u. a. wurden für sich gegossen und dann an das Stück angelötet. Bei dem fertigen Gußstück hatte man die Gußnähte und Angüsse der Gußzapfen abzarbeiten und das runde Stück auf der Drehbank abzudrehen und die nicht runden zu glätten und zu polieren.

In einer Zinngießergewerkstatt befanden sich mehrere Formen, ein großer Rauchfang, der die Gruben und Öfen bedeckte,

eiserne Löffel, Gießbänke, Schneidebank, Ziehbank, Lötisen, feine Raspeln, große Handfeilen, Kratzeisen, Stempel, zwei vollständige Drehläden, Drehwerkzeuge, Poliersteine. Zu diesen Utensilien kamen viereckige polierte Ambosse, Sperrhörner, Hämmer von verschiedenen Stärken und Dicken, Zirkel und Winkel für die geometrischen Zeichnungen von Gefäßabwicklungen und mehrere Stichel für Gravierungen hinzu.

Balinger und Ebinger Zinngießer und ihre Stadt- und Meistermarken

Die Tätigkeit der ersten Zinngießer scheint sich namentlich auf die Fertigung von Kannen beschränkt zu haben, weshalb sie noch lange Zeit als Kannengießer bezeichnet worden sind. In Balingen wurde das Zinngießergewerbe nach dem Dreißigjährigen Krieg heimisch. Ende des 18. Jahrhunderts sind auch in Ebingen Zinngießer tätig. Zum Schutze des Käufers gegen Übervorteilung der Zinngießer durch schlechtes Zinn und damit die Schaumeister aus Tübingen die Kontrolle über die richtige Handhabung der Legierung (Zinn und Blei) ausüben konnten, wurde dem Zinngießer auferlegt, das von ihm hergestellte Zinngerät mit einem Stadt- und Meisterzeichen zu versehen. Auf Grund der fürstl. württembergischen Zinngießerordnung vom 28. März 1713 mußte außer der Stadt- und Meistermarke noch das württembergische Probezeichen mit den drei Hirsch-Hörnern an den Zinngeräten eingeschlagen werden, die wir an alten Balinger Zinngeräten ersehen. Die Stadtzeichen enthielten alle das Wappen der Stadt Balingen, ein schwarz-weiß-quadrierter Schild (Zollernschild) und im Schildhaupt die württembergische schwarze Hirschstange. Aus den evangelischen Kirchenregistern von Balingen, aus den Akten der Hauptläden der Zinngießer von Tübingen und Stuttgart und aus den Veröffentlichungen von E. Hintze sind nachstehende Balinger und Ebinger Zinngießer ermittelt worden. Schon 1543 wird in Balingen ein Kannengießer erwähnt. Am 22. April 1697 wird der Balinger Zinngießer Philipp Koch von der Tübinger Zinngießerlade zum Landmeister angenommen. Koch mußte eine Strafe zahlen, weil er schon vorher eine Zinngießerwerkstatt geführt hat (Tübinger Zinngießer-Rechnungen). Seine Witwe Anna Maria stirbt 1719, 72 Jahre alt.

Zinngießer Johann Friedrich Sonntag läßt mit seiner Frau Maria geb. Scheuhing 1707 einen Sohn Johann Michael taufen. Er kommt noch 1733 in den Akten der Stuttgarter Zinngießerlade vor.

Johann Adam Habfast, Zinngießer, wird 1729 erwähnt. Derselbe muß bald gestorben sein, denn Anna Barbara Habfast, Tochter des Metzgers Johann Jacob Habfast in Balingen, getauft am 19. Dezember 1709, scheint 1732 die Werkstatt des Johann Adam Habfast geerbt und dann mit Hilfe eines Gesellen weiter geführt zu haben. Von ihr stammen Zinnfassungen von Daubenkrügen. Das Meisterzeichen enthält die Buchstaben ABH und die Jahreszahl 1732. Auch das Stadtwappen und die drei Hirschhörner sind auf den Zinnarbeiten ersichtlich. Die ledige Kannengießerin Anna Barbara heiratet 1739 den Zinngießer Johannes Kuppinger, der 1738 als Zinngießermeister erwähnt wird. Eine Abendmahlskanne mit abgesetztem Fußring, schlank birnenförmig, oben erweitertem Körper, profilierter Schnauze, geschwungenem Bandhenkel und barockem Deckeldrucker vermittelt uns die Meisterschaft dieses Balinger Zinngießers.

Die Stadtmarken enthielten alle das Wappen der Stadt Balingen und im Schildhaupt die württembergische Hirschstange.

Eberhard Ludwig Kuppinger, Sohn des Zinngießers Johannes Kuppinger in Balingen, geb. am 26. Februar 1753, wird nach den Stuttgarter Zinngießerakten 1784 Meister. Er stirbt am 10. September 1822. Von

ihm stammt eine mit dem Wappen des Fleischerhandwerks gravierte Zinnkanne von 1787.

Johannes Kuppinger, Sohn des Joh. Kuppinger, heiratet 1767 als Zinngießer nach Schorndorf.

Tobias Hartenstein, geb. am 12. März 1780 in Balingen, lernt in Tübingen bei Cunrad Heinrich Scheyhing bis 10. Nov. 1799. 1804 wird er Meister. Am 17. Juli 1804 heiratet er Elisabeth Rölller. Stirbt am 28. Mai 1840. Sein Meisterzeichen enthält die Majuskeln T. H. und die Jahreszahl 1804. Bekannt sind von ihm eine Randschüssel mit steilem Rand und zwei Griffen, eine Schraubflasche, sechseckig mit Klappgriff und eine Kanne, birnenförmig gebauht, mit abgesetztem Fußring und kantigem Ausguß.

Eberhard Kuppinger, Sohn des Zinngießers Eberhard Ludwig Kuppinger in Balingen, geb. am 10. Juli 1787, heiratet am 12. August 1824 Maria Salome Widmann. Stirbt am 26. Nov. 1836.

Johann Martin Gerst von Balingen, geb. am 15. November 1826, heiratet am 4. Mai 1852 Katharina Strasser. Er stirbt am 27. Februar 1900. Stadt- und Meisterzeichen bilden zusammen eine Marke mit den Buchstaben M. GERST.

Georg Ehinger von Balingen, geb. am 29. September 1870, heiratet am 17. Juni 1897. Am 26. Oktober stirbt dieser Zinngießer.

Von der Stadt Ebingen sind folgende Zinngießer bekannt geworden.

Zinngießer Ferdinand Engel d. Ä. von Ebingen, Sohn eines Glasers, geb. am 31. Dezember 1768, heiratet am 22. Februar 1791. Erlangt am 11. Oktober 1791 vor der Stuttgarter Hauptlade das Meisterrecht nach Ebingen. Er stirbt am 9. November 1815. Sein Qualitätszeichen ist ein ovaler Stempel mit einer Flügelfigur, die in der Rechten eine Waage hält und die Linke auf einem ovalen Schild mit geflügeltem Engelskopf stützt; über der Figur: Englisch Zinn.

Ferdinand Engel d. J., Sohn des Zinngießers Ferdinand Engel d. Ä. in Ebingen, geb. am 19. Dezember 1793, übernimmt die Werkstatt des Vaters. Am 30. Juli 1873 stirbt dieser Meister.

Solange das Kunstgewerbe in Balingen und Ebingen blühte, genoß der Zinngießer eine große Achtung. Von Kirchen, Behörden, Gasthäusern und Bürgern kamen am Ende des letzten Jahrhunderts fast keine Aufträge mehr. Den weiteren Niedergang des Zinns als Hausgerät verursachten die neuerstandenen Porzellan- und Glasfabriken. In den Küchen und Stuben der Bürger und Bauern entfernte man die Zinngeräte. Dieses alte Kunstgewerbe nährte seine Meister nicht mehr, und so trat der Verkauf mit Steingut, Porzellan und Glas hinzu. Kunstsinnige Sammler, Museen und Städte bergen das geschätzte Gut und auf Bordbretern in Bürgerhäusern erblickt man noch die kostbaren Zinngeräte aus alter Zeit.

Chemismus der Landschaften

Von Hans Müller

In unsern Heimatblättern ist jahraus jahrein die Rede von nahen oder fernen Landschaften und ihren Menschen. Dabei schält sich immer mehr heraus, daß die Landschaften ein verschiedenes Aussehen haben und dementsprechend einen verschiedenen Eindruck auf den Menschen machen. Die Beschaffenheit des Untergrundes bestimmt die Art der Pflanzendecke und damit auch die Bodennutzung. Bodenschätze führen zu bestimmten Industrien. Oft genug hat die Armut eines Landstriches zu einem typischen Gewerbe geführt, weil sie die Handgeschicklichkeit der Bewohner herausforderte. Auch die feineren seelischen Einflüsse, deren Ursache zum Teil im Landschaftsbild und im Lokalklima sichtbar wird, gehen auf den Grund und Boden, die Höhe der Berge, die Tiefe der Täler, die Dichte des Bewässerungsnetzes und die Lage zurück. Ein Urgebirge wie der südliche Schwarzwald, eine Sandsteindecke wie der nördliche Schwarzwald, eine Lößlehmerbnung wie die Gäulandschaften, ein Keuperland wie der Schwäbisch-Fränkische Wald, eine Kalktafel wie die Alb, ein Moränenland wie Oberschwaben — jedes trägt wieder ein anderes Gesicht und andere Menschen, ja sogar eine andre Art von Fremdenverkehr. Kurorte auf der einen und Industrieorte auf der andern Seite sind nicht durch Zufall da, wo sie sind. Es ist für ein Volk auch sehr von Bedeutung, ob sein Land äußerst einheitlich ist wie etwa Rußland oder aus vielen umgrenzten Landschaftskämmerchen besteht wie etwa Süddeutschland, ob sich große Felsmassen, Eismassen, Wassermassen breitmachen oder ob alles schön durchwachsen aufritt. Das alles hilft den Menschen mitformen und macht sogar Geschichte, wenn auch nicht allein. Man denke nur an die Schweiz! Und selbst im Geistigen, wo wir doch von der Materie unabhängig zu sein glauben, wirken die Grundideen von der Einheit und der Vielheit, für die uns die Erde ein Gleichnis ist.

Schon vor 2300 Jahren bewegte die Menschen der Gedanke, alles Stoffliche müsse sich doch auf ein Einheitliches zurückfüh-

ren lassen, und man nannte es Atom. Im Mittelalter machte man sich Gedanken über die Prima Materia, den Ausgangsstoff. Um zur Vielfalt zu gelangen, gab man nach bis zu den vier Elementen (der Griechen): Erde, Wasser, Luft und Feuer, ohne sich dabei beruhigen zu können. Man kam nicht um die wieder zusammenfassende Quinta Essentia, den Stein der Weisen, die Quintessenz aller Dinge herum. Da blieb man wieder stecken. Nun wurde der Mensch bescheidener, beschränkte sich von seinem endlosen Grübeln auf das, was vor Augen ist und — kam weiter! Wenigstens nach einer Richtung, der zunächst rein materiellen. Es erfolgte die Entdeckung von ein paar Dutzend Grundstoffen, die man nunmehr Elemente nannte. Granit ist ein Gemenge von Feldspat, Quarz und Glimmer. Man sieht die Teilchen und sie fallen als solche auseinander. Quarz ist eine chemische Verbindung aus Silizium und Sauerstoff. Man ahnt seine Bestandteile zunächst nicht, und ihre Trennung ist schon schwieriger. Silizium endlich ist ein Grundstoff oder Element; es läßt sich nicht mehr in andere Stoffe zerlegen. Der Sache einmal auf die Spur gekommen, hat man immer mehr Elemente entdeckt. Ein Russe und ein Deutscher fanden in den Grundstoffen ein System, eine erstaunliche Ordnung und Gruppierung nach „Familien“; eine Ordnung, die nur aus der Schöpfung selber stammen kann. Ihr Studium führte zum Auffinden immer neuer Elemente, deren Dasein man dann auch nachweisen konnte. Heute ist man bei etwa 100 angekommen. Wir nehmen als Beispiele die Elemente Eisen (fest), Schwefel (pulverig), Quecksilber (flüssig) und Sauerstoff (gasförmig). Es können davon zwei eine Verbindung, einen Stoff mit ganz andern Eigenschaften bilden (roter Zinnober); es können auch drei sein (brauner Eisenrost), oder mehr. Ja, kann denn aus „nur“ 100 Elementen die ganze Vielfalt des Irdischen zusammengesetzt sein?

Wir begeben uns ans Rechnen. Verbinden sich jeweils zwei Elemente so gibt z. B. Element 1 mit allen übrigen Elementen 99

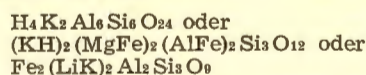
Verbindungen. Element 2 gibt 98 und so fort, bis Element 99 mit 100 nur noch eine gibt. Wir haben also die Zahlen von 99 bis 1 zu addieren und erhalten 4950 Verbindungen aus je zwei Elementen. (Als der große Mathematiker Gauß ein kleiner Schuljunge war, wurde einmal der Lehrer hinausgerufen und gab schnell die Aufgabe: Addiert inzwischen alle Zahlen von 1 bis 100! Er war noch nicht an der Tür, da hatte der kleine Gauß schon die Lösung 5050. Er hatte gerechnet: 99 plus 1 ist 100, dann 98 plus 2 ist 100 und so fort und hatte dann zu 49 mal 100 noch 150 addiert!) Wir dürfen nur 50 addieren, weil ja das Element 100 keinen Partner mehr hat. Es geht aber noch einfacher. Nach einer Rechenmethode, die Kombinatorik heißt, geben wir den Rechenbefehl „100 über 2“, schreiben dies als Bruch mit 100 mal 99 im Zähler und 1 mal 2 im Nenner und erhalten prompt die 4950. — Verbinden sich nun drei Elemente zu einem neuen Stoff, so genügt dieser Rechenbefehl schon nicht mehr; wir können nicht sagen „100 über 3“. Denn es kann folgendes vorkommen: Kohlenoxyd CO ist ein tödliches Gas. Kohlendioxyd CO₂ oder O-C-O hingegen — trinken wir im Sprudel, Bier und Sekt! Es kann also in den Dreiergruppen ein Element doppelt vorkommen, und schon liegt etwas völlig andres vor. Der neue Kombinationsbefehl, der das berücksichtigt, heißt „100 plus 3 minus 1 über 3“ oder vereinfacht „102 über 3“. Als Bruch gibt das den Zähler 102 mal 101 mal 100 und den Nenner 1 mal 2 mal 3, macht gekürzt und ausgerechnet 171 700 Verbindungen. Wir lassen unsre Rechenmaschine weiterlaufen. Bei den Vierergruppen heißt es: „103 über 4“ und gibt 4 421 275 Verbindungen. — Die Fünfergruppen präsentieren sich als „104 über 5“ mit dem hübschen Stimmchen von 91 962 520 chemischen Verbindungen. Damit stecken wir immer noch in der sogenannten anorganischen Chemie. Die organische erfordert noch langwierigere Berechnungen. Zwar geht sie nicht mehr mit 100, sondern fast nur mit den vier Elementen COHN um, bildet aber Verbindungen, in denen ein Element unglaublich oft vorkommen kann. Gingen wir vorhin nur bis 5, so sind wir hier noch bescheidener und gehen nur bis zur 30er-Gruppe. Da haben wir die Kombinationen „4 plus 2 minus 1 über 2“ oder einfach „5 über 2“ bis „33 über 30“ zu berechnen, was addiert 46 371 organische Verbindungen ergibt. — Nun addieren wir noch unsre fünf Ergebnisse und kommen auf 96 606 816 denkbare Verbindungen! Dazu treten noch die Gemenge, Gemische, Legierungen, Emulsionen und Lösungen von Verbindungen und Elementen.

Damit sind wir allerdings weit über das Ziel hinausgeschossen! Der Intellekt ist eben noch lange keine Intelligenz. (Wenn das die Menschen auf allen Lebensgebieten einsehen wollten, es wäre vieles besser.) Wir pfeifen also unsern nur kombinierenden Intellekt ganz energisch zurück und gucken in ein ernsthaftes Lehrbuch. Da steht: „Man kennt heute etwa 500 000 chemische Verbindungen“. Das ist nur noch der 193. Teil unsrer schwindelhaften Zahl. Aber auch diese halbe Million müssen wir noch unter die Lupe nehmen; sie schrumpft für den Naturbetrachter weiter zusammen. Denn viele Verbindungen sind nur Laboratoriumskinder. Ja, selbst unter den Grundstoffen sind nicht einmal neun Zehntel, die in der Natur vorkommen. An „künstlichen“ Stoffen mit technischer Bedeutung gehen wir natürlich nicht achtlos vorüber, aber unser Thema „Chemismus der Landschaften“ fordert, sie nur am Rande unterzubringen. Die Schöpfung selber (außermenschliche Intelligenz) wählt aus der Unzahl der kombinatorischen Möglichkeiten, ja aus der halben Million herstellbarer Verbindungen erstaunlich wenige

aus, macht aber daraus das Höchste. Ist das nicht der Urbegriff des Meisterlichen, der höchsten Kunst?

Man erstaunt, wenn man hört, daß an der Erdrinde (bis 16 km in die Tiefe) nur acht Grundstoffmengenmäßig nennenswert beteiligt sind! Davon nimmt der Sauerstoff ganz allein fast die Hälfte ein, Silizium etwas mehr als ein Viertel, Aluminium ²/₂₅, Eisen ¹/₂₀, Kalzium ¹/₃₀, Natrium und Kalium je ¹/₄₀ und Magnesium ¹/₅₀. In den kleinen Rest müssen sich die übrigen Elemente teilen, die aber deswegen nicht unterschätzt werden dürfen. Denn wir wissen, daß sogar winzige Mengen (Spurenelemente) eine große Bedeutung haben können. Unserm Intellekt, der schon im Schwindelreich der Kombinatorik davonrennen wollte, müssen wir wieder fest am Halsband fassen, damit er uns nun bei den Massenbegriffen keine Dummheiten macht. (Viele „volkstümliche“ Naturbücher erschleichen sich durch Zahlenakrobatik eine unverdiente Auflage, lenken aber nur vom Wesentlichen ab und schaden dadurch.)

Wenn wir nun auf unsre beiden mengenmäßig Größten (Sauerstoff und Silizium) zuerst eingehen, so dürfen wir nicht dem Fehlschluß verfallen, die Qualität sei ihre wesentlichste Eigenschaft. Ohne Sauerstoff können wir und die Tiere nicht leben; das ist eine sehr qualitative Tatsache. Er ist in der Luft als Gemenge, im Wasser als Verbindung, in der Erde auf allerlei Weise, in sehr großen Höhen über der Erde als Ozon. Er ist dennoch nicht etwa der „Peterling auf allen Suppen“, der sich überall ein Pöstchen sichert, sondern ein allverbindendes Element, weit über die bloße Landschaftsbetrachtung hinaus. Anders das Silizium. Ein gewöhnlicher Mensch (Gegensatz: Fachmann) kriegt es gar nicht zu sehen und kann nur in Büchern lesen, daß es ein sprödes Metall ist, das in der Natur nicht vorkommt. Es gehört zu den technisch wertvollsten, sogenannten Stahlveredlern. Silizium bildet einige (wenige!) Verbindungen, von denen zwei am Aufbau der Erde mengenmäßig an erster Stelle beteiligt sind: Erstens SiO₂ Siliziumoxyd, die Sauerstoffverbindung. Wir kennen sie als Quarz in großen Massen, als Quarzteilen im Granit, Gneis, Schiefer, Sand, Sandstein und Ton. Eine lange Reihe von Halbedelsteinen gehört auch hierher, darunter die seltsamen Achate, die die bekannte These von der Erstarrung der Gesteine aus dem Glutfluß erschüttert haben. Hierher gehört auch, daß Quarz im Glas enthalten ist und Glas chemisch als eine Flüssigkeit angesprochen wird. Nur wenn ein Fabrikationsfehler vorkommt, wird Glas kristallin (zwei Fenster im Ebinger Schwimmbad). Dieselbe Verbindung kommt aber auch kolloid als Wasserglas vor, in das man die Eier einlegt. Zweitens erscheint das Silizium in der Natur in den vielen Silikaten, d. h. Metallverbindungen mit Si und O in verschiedenster Weise. Zur Illustration hier einige Glimmer-Formeln:



und so weiter. Was erkennen wir? Neben der äußerst einfachen Verbindung Quarz stehen unvermittelt sehr zusammengesetzte Stoffe. Aber auch sie sind nur aus wenigen Elementen aufgebaut. Zwischen den Extremen Quarz und Glimmer, die im Granit dicht beieinander wohnen, liegt die ganze Skala der übrigen Mengenverhältnisse. Das Thema „Einheit neben Vielfalt“ ist also schon im Urgestein angeschlagen. Und — wir befinden uns im südlichen Schwarzwald oder in den übrigen Urgebirgen Deutschlands oder der Welt. Es sind nicht wenige, aber sie sind noch eine Kleinigkeit gegenüber den Urgesteinsmassen, die überall — auch unter den Ozeanen — liegen

und ganz einfach die Hauptmasse der Erdkruste ausmachen. So brauchen wir uns über die 50 % O und 25 % Si nicht mehr zu wundern. Sehr schön tritt der Gedanke „Vielfalt in der Einheit“ in der Mineralogie hervor. Ein gutes Mineralienbuch zählt allein 64 Quarze und 202 Silikate auf. Eine gute Mineraliensammlung kann wegen der Abarten und Varianten noch reichhaltiger sein. Aber wir müssen unserem Intellekt wieder einen tüchtigen Pfitzer mit der Hundepetische versetzen, weil er uns weismachen will, das sei das Erstaunlichste an der Schöpfung, diese Formenfülle. In Wirklichkeit bilden die Mineralien nicht in einer Sammlung eine Welt, sondern draußen in ihrem harmonischen Eingebundensein in das Ganze. Auch sind im Haushalt der Schöpfung die Edelsteine, Edelmetalle oder Edelgase durchaus nicht etwa edler als die andern. Daß ihnen ihre Seltenheit und ihr reserviertes Verhalten (sie verbinden sich kaum, wodurch übrigens unsere Riesenzahl von vorhin eine mächtige Einbuße erfährt) den Adelstitel eingetragen hat, ist nur eine menschliche Analogie. — Ein rechtes Kind der Erde ist das Aluminium. Es kommt in allen Feldspäten und somit in Granit und Gneis vor und bildet beim Verwittern den Ton, also die Erde, wenn auch nicht ganz allein. Da haben wir nun wieder ein Einheitliches über die ganze Erdoberfläche hin. Wer aber schon einmal in die Bodenkunde hineingeblüht hat, weiß von einer noch größeren Vielfalt der Vorgänge als in den Gesteinen. Aus dem Schoße der Mutter Erde sprießt der gesamte Pflanzenteppich mitsamt der Tierwelt und dem Appendix Mensch. Besonders typische Erd-Landschaften sind die Löß- und Lehmflecken der Gäue oder in Norddeutschland die Börden. Auf dem Ton beruht die älteste chemische Industrie, die Töpferei. Sie wurde von den Frauen ausgeübt, womit wieder einmal bewiesen ist, daß — na ja. Heute nennt man es Keramik und meint damit Steingut, Steinzeug und Porzellan, im weiteren Sinne auch das Ziegelbrennen. Das Metall Aluminium hat in kurzer Zeit einen sehr großen Aufschwung genommen. Hauptsächlich erhebt sich der Mensch mit seiner Hilfe in die Luft und fällt auch manchmal wieder herab. Wir werden es noch öfter betrachten können, daß der Mensch den Gang der Schöpfung geradezu abbiegt (Silizium: vom Gestein zum Stahl; Aluminium: von der Erde in die Lüfte; Eisen: vom Färbemittel zu den Maschinen). Ja, das Eisen hat im Schöpfungsplan durchaus nicht die Aufgabe der industriellen und kriegerischen Aufrüstung, sondern es ist der große Färbermeister. Ohne die vielen Verbindungen des Eisens wäre unsere Erde eine langweilige Ödnis aus schmutziggrauer Porzellanerde! Das Eisen vermag tatsächlich alle Farben hervorzubringen. Einfarbige Landschaften empfinden wir als eintönig; sie sind in Deutschland indessen selten. Überall ist etwas Gefärbtes. Selbst der Sandstein im nördlichen Schwarzwald heißt Buntsandstein. Zwar ist er nur rotbraun, aber das ist schon ein feines Toneisenhäutchen, das die farblosen Sandkörner umkleidet. Den Namen „Land der bunten Erde“ trägt mit Recht der Keuper: Rammert, Schönbuch, Schwäbisch-Fränkischer Wald, Frankenhöhe, Stromberg und Heuchelberg. Da kann man nur sagen: Geh' hin und sieh es! — Bei der Beschäftigung mit den Landschaften müssen wir uns zu einem vielfältigen Denken bequemen, welches die zugrundeliegende Einheit nie aus den Augen verliert.

(Fortsetzung folgt)

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingener Volksfreunds“ der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Rosenfeld, der Kleine Heuberg und noch viel mehr . . .

Von Hans Müller — Nach einem Vortrag in Rosenfeld am 28. Februar 1964

Es sollen in diesem Vortrag nicht tausend Einzelheiten aus der Kreisbeschreibung wiederholt werden. Die hat eine wache Bevölkerung schon selber gelesen und bedacht. Auch will ich nicht vor uralten Gebäuden, in den Ecken und Winkeln des Städtchens, ja nicht einmal an den Markungsgrenzen hängen bleiben. Und doch soll das Thema Rosenfeld keinen Augenblick aus den Augen verloren werden.

So eine Ortschaft mit reicher Tradition und jahrhundertelanger zentraler Bedeutung innerhalb einer fruchtbaren Umgebung hat Fäden gesponnen nach allen Richtungen und — wie wir sehen werden — von beträchtlicher Länge. Ich möchte also nicht Tatsachen einfach aufzählen, sondern diese miteinander verknüpfen und Schlüsse daraus ziehen, die auch in die Zukunft weisen können.

Das erste ist ja immer die Gründung eines Ortes. Dazu gehört außer dem menschlichen Willen stets ein geeigneter Platz in fruchtbarer Umgebung, in der Nähe guter Straßen und — was einst wichtig war —

leicht zu verteidigen. Auch Wasser mußte da sein. Nun muß als Besonderheit festgehalten werden, daß Rosenfeld als Stadt nicht aus einem vorher vorhandenen Dorf Rosenfeld weder am gleichen Platz noch in der Nähe, hervorgegangen, sondern gleich mit den Keimen des Stadtcharakters gegründet worden ist. Ob es vom Isinger Ortsadel (der -ingen-Ort ist natürlich älter) oder von den Herzögen von Teck (den Zähringern) oder von den Herren von Zimmermann oder gar von den Ebersteinern angelegt wurde, das ist gar nicht so entscheidend. Damit mögen sich die Fachgelehrten nur noch eine Weile abmühen; es ist durchaus bildend, ihnen dabei zuzusehen. Wichtig ist für Rosenfeld, daß es eben gleich mit dem Stadtprivileg in der Tasche auf die Welt kam und nicht wie eines von den vielen, in sich abgeschlossenen Bauerdörfern war, aus denen etwas werden kann oder auch nicht.

Es sind nicht die politisch gesündesten Zeiten, in denen stark aufgerüstet wird. Das gilt auch für die Zustände nach dem

10. Jahrhundert, als die adligen Grundherren mehr und mehr ihre Wohnplätze in den Dörfern zwischen ihren Bauern verließen und sich Burgen auf den Bergen bauten. Oder wo größere Herren weiter entfernt liegenden Besitz durch feste Plätze unter kampfbereiten Vögten schützen mußten. Ein solcher Grundherr muß sich jedenfalls auf dem Kleinen Heuberg zwischen den alten Dörfern (es sind immerhin sieben -ingen-Orte darunter) nach einem gut gelegenen und gut zu verteidigenden Platz umgesehen haben. Dabei ist er mit seinem Troß gewiß nicht in unwegsamen Bachschluchten herumgekrochen, sondern auf den gangbaren Straßen geritten, die damals mit so großer Vorliebe über die Höhen gingen und nur in günstigen Fällen im Tal. So waren ja auch schon unsre beiden Römerstraßen angelegt: die eine, die bei Gößlingen den Kleinen Heuberg erklimmt und ihn bei Erlaheim wieder verläßt, und die andre, die von Erzingen heraufkommt und bei der Heiligenmühle das breiter werdende, später mit so vielen Mühlen besiedelte Stunzachtal benützt. Diese beiden Römerstraßen kreuzten in einem sehr spitzen Winkel zwischen Häsenbühl und Waldhof. Auch das ist bekannt, daß wichtige Römerstraßen so vorzüglich gebaut waren, daß sie noch tausend Jahre lang weiterbenützt werden konnten.



Wenn man als Lehrer seinen Schülern diese erstaunliche Tatsache schon so oft nahegebracht hat, dann kann es sein, daß man plötzlich einmal erschrickt und sich die Frage vorlegt: „Ist denn das auch wirklich wahr?“ Und was liest man dann in einem Fachbuch? Daß manche Römerstraßen heute noch als Wege benützt werden! Also können die genannten großen Herren durchaus auf einer solchen Straße geritten sein, und da mußte ihnen ja der Bergsporn zwischen Stunzach und Winterbach (so hieß in alten Zeiten der Weingartenbach) ins Auge fallen. Denn an hohen Felsriffen, wie etwa die Schalksburg, hat der Kleine Heuberg keine große Auswahl. Darum mußte eine Bergnase genommen werden, wie wir das in so vielen Fällen da und dort im Lande beobachten können.

Also entstand auf dem Sporn zunächst einmal eine Burg. Wenn man recht hinsieht: eigentlich ziemlich weit oben, wo es schon sehr breit und doch eigentlich recht schwer zu verteidigen war, aber — auf festem Baugrund, wovon noch zu sprechen sein wird. Die Burg wurde auch so angelegt — und das können wir wieder an vielen alten Städtchen sehen — daß vor ihr noch Platz für Häuser war, die man dann durch eine Umfassungsmauer in den „Burgfrieden“ miteinbeziehen konnte. Damit war nun Rosenfeld als Stadt geplant und trat ins Leben „nicht vor dem 13. Jahrhundert“, etwa um 1250. Ein Burgherr konnte das Städtchen jederzeit überblicken. Sah er aber auf der andern Seite zu den Fenstern hinaus, dann hatte er die weite, fruchtbare, nur leicht ansteigende Tafel des nordwestlichsten Kleinen Heubergs vor Augen, wo um einige Dörfer herum (es gab damals mehr und kleinere Dörfer als heute) die Ackerfluren lagen, also das „-feld“. Die „Rosen“ sind noch nicht geklärt. Paul Schmid denkt in einem Rosenfelder Heimatbüchlein an Heckenrosen. Außer Rosenfeld hat auch Isingen und Bickelsberg Rosen im Wappen, außerdem die älteren Herren von Rosenfeld und eine Balinger Familie, die aber frühzeitig nach Rottweil verzog. Es sei auch darauf hingewiesen, daß neben vielen andern auch die Familie Martin Luthers das Rosenwappen führt und daß sich an dieses Symbol durch die Jahrhunderte eine geistige Strömung anrankte.

Es war ganz natürlich, daß der Grundherr die Marktgerechtigkeit in „seine“ Mauern zog, und so ist Rosenfeld Marktort bis auf den heutigen Tag. Seine Vieh- und Pferdemärkte waren noch im 17. Jahrhundert so bedeutend, daß die Käufer sogar aus dem Schwarzwald herüberkamen. Der Markt aber zog die Wege an das Städtchen heran. Mag ruhig vorher schon der Weg von Balingen und Geislingen über den Häsenbühl nach Rosenfeld und auch der Weg über Brittheim hinunter nach Oberndorf bestanden haben: nun bekamen diese Verkehrslinien eben eine andere Bedeutung. Am Ort selber ging der Weg steil über den Sporn hinauf, wie wir das ja auch von Schömberg wissen. Burgherr, Markt und Wege, wozu dann noch das „Blut- und Halsgericht“ kam, sind Dinge, die weit über Ort und Markung hinausweisen, ganz im Gegensatz zur Selbstgenügsamkeit eines geschlossenen Bauerndorfes. Der Herr versah die Verwaltung umliegender und auch entfernterer Dörfer, Weiler und Höfe und beteiligte an dieser Arbeit auch den und jenen Rosenfelder. Die Herren von Rosenfeld hatten Lehen in Geislingen und verwalteten hundert Jahre lang auch Ostdorf. Der Adel hatte Verwandte und Verbündete in weit entfernten Gegenden, was dazu beigetragen haben muß, daß Rosenfelds „Horizont“ weiter wurde. Die Herren entnahmen der Stadtbevölkerung Bewaffnete, die weit herunkamen. Die Schreiber mußten ein wenig studiert haben, also doch wohl einmal in Tübingen gewesen sein. Die Hand-

werker hatten auf Wanderschaft zu gehen. Die Pfarrer waren auf jeden Fall „Gestudierte“, von den Schulmeistern wenigstens die Lateinlehrer. Rosenfeld bekam 1542 eine deutsche Schule und 1551 eine Lateinschule, wodurch sich natürlich die zentralörtliche Bedeutung weiter vertiefte. Mit seinen acht Türmen, vielen dreistöckigen Häusern, in denen zum Teil sogar Adelsfamilien wohnten, den Stadtmauern und der schönen Lage bot Rosenfeld zuzeiten ein prächtiges, städtisches Bild. Aber der Grund und Boden blieb immer klein. Es konnte die beiden abgegangenen Weiler Berkheim und Steinbrunnen hinzunehmen, auch im Stunzachtal die Hälfte der Bubenhoferer Markung erwerben, die „Nahrungsdecke“ war und blieb eben immer zu klein, auch für ein noch so bescheidenes Ackerstädtchen. Da erging es Rosenfeld im kleinen so, wie es unsrer Bundesrepublik heute im großen geht: seine Einwohner wurden ins Gewerbe geradezu gedrängt. Es war sozusagen ein Zwang zum Fortschritt! Das ging zunächst gut. Man kann nachlesen, daß in den Blütezeiten die Rosenfelder Gewerbetreibenden sogar recht wohlhabend gewesen seien.

Im Jahr 1305 wurde Rosenfeld mitsamt seinen Amtsorten württembergisch, also rund hundert Jahre vor Balingen! Es heißt, daß der Kleine Heuberg dann 1317 von Württemberg gekauft wurde. Damit änderte sich für die Rosenfelder nicht viel, nur daß seine Herren Vögte wurden. Das waren sie in älteren Zeiten auch schon gewesen, nur damals unter den Zähringern. So stoßen wir auf eine eigenartige Sache: dieser kleine Ort war den Begründern Badens wie den Begründern Württembergs einmal untertan, ist also im vollen historischen Sinne baden-württembergisch! Wieder wie ganz am Anfang mußte es stark befestigt werden, weil es vom Zentrum seiner Herrschaft weit entfernt war. Rosenfeld wurde nun sogar Festung, weil es Stützpunkt einer vom Hauptland getrennten, weit vorgeschobenen Exklave geworden war. Wahrscheinlich auch Sprungbrett für das einnehmende Wesen der Württemberger, die damals zu ihrem Leidwesen nur erst Grafen waren. (Noch 1806 hing das Amt Rosenfeld, wie auch Balingen, territorial noch nicht ganz mit Württemberg zusammen!) Die Erhebung Rosenfelds zur Festung und Garnison war ein weiterer Aufstieg, über den man sich freute, ohne wohl noch zu ahnen, daß einmal der Mauergürtel eine lästige Beengung werden würde. Im Dreißigjährigen Krieg hat er der Stadt nicht viel genützt, ja sogar die Feinde noch angelockt. Aber so weit sind wir noch nicht. Zweieinhalb Jahrhunderte vorher, im Jahr 1388 hat ein anderes kriegerisches Ereignis den Namen Rosenfeld erstrahlen lassen. Dr. Rockenbach hat es in den Heimatkundlichen Blättern 1958/9, S. 229—231 ganz eingehend beschrieben. Es handelte sich um die Entscheidung der Schlacht bei Döffingen durch Werner von Rosenfeld. Graf Eberhard der Greiner gewann dadurch die Oberhand über die Städte. Es ist in der Politik oft so, daß man einen Sieg feiert, ohne zunächst zu ahnen, daß es in Wirklichkeit eine Niederlage ist. Wenn von Rosenfeld berichtet wird, daß es eigentlich nie einen eigenen Stadtcharakter entwickeln konnte, weil es eben immer nur der Kopf des Amtes Rosenfeld war, so wurde das natürlich durch den Aufstieg kleiner Territorialherren zu Fürsten nicht besser. Werner von Rosenfeld stammte von der Herrschaft Schalksburg und gründete die jüngere Linie Derer von Rosenfeld, die nun nicht mehr die Rose, sondern den roten Schild mit der silbernen Burg und zwei Türmen als Wappen führten. Herr Werner war Vogt zu Tübingen, Herrenberg und Leonberg und dann Statthalter in Mömpelgard. In Rosenfeld hatte er ein Schloß. Ein Nachkomme, Jörg von R., war 1518 Ober-

vogt von Hohenberg, dem einstigen lästigen Nachbarn. 1525 starben die Rosenfelder als Adelslinie mit einem Kaplan in Geislingen aus. Eine Besonderheit des Amtes Rosenfeld war die Mitverwaltung des „Heuberg“, jenes zentralen Teils des Kleinen Heubergs, der jährlich von einem halben Dutzend von Gemeinden gemeinsam abgemäht und dann beweidet wurde. (Heimatblätter 1956/57, S. 165, 171, 221). Im Jahr 1480 zog Eberhard im Bart, der erste wirt. Herzog, „Truppen“ in Rosenfeld zusammen. Im Zusammenhang mit der Vertreibung Ulrichs besetzten Rottweiler „unter Schweizer Fahnen“ das Städtchen, das nun eine Weile österreichisch war wie das ganze Land. Ulrich besetzte 1525 Rosenfeld vergeblich, aber sein Versuch, von der Exklave Balingen-Rosenfeld aus sein Land wieder einzunehmen, glückte schließlich doch.

Wenn wir in die Vergangenheit blicken, tun wir das meistens zu „perspektivisch“; dann sehen wir den Vordergrund zu groß. Der Aufstieg und die guten Zeiten des Städtchens waren viel länger als der nun einsetzende Niedergang. Zwar erholte es sich nach dem großen Morden und Sterben von 1618 bis 1648 noch einmal. Ja, es scheint sogar zu Wohlstand gekommen zu sein, denn die Tuchweber haben den gesamten Bedarf des Amtes gedeckt, die Metzger hatten den ganzen Viehhandel in Händen, auch den anderen Handwerkern ging es gut, und die Gastwirte hatten gewiß nicht zu klagen. Jeder hatte noch sein Ackerlein vor der Stadt; aber keiner ahnte, daß dies einmal seine fast einzige Ernährungsgrundlage sein würde. Denn es kam langsam das 18. Jahrhundert mit seinem Niedergang des Handwerks heran. Dr. Rockenbach beschreibt es sehr anschaulich, wie nach dem Brand von 1868 die neu aufgebauten Häuser (mit Steinen aus dem Kloster Kirchberg) nun um ein Stockwerk niedriger waren und der Ort wieder ein ländliches Aussehen bekam. Das Gewerbe war vom Segen zum Fluch geworden, und da ein Unglück andre nach sich zieht, wurde Rosenfeld nun auch noch das Oberamt genommen (1808) und an das glücklicher gelegene Sulz gegeben. Von 14 Dörfern, die einst zum Oberamt Rosenfeld gehört hatten, liegen heute acht nicht im Kreis Balingen.

Die Verarmung Rosenfelds führte dazu, daß im 19. Jahrhundert rund ein Fünftel der Einwohner auswandern mußte, größtenteils nach Amerika. So kommt es, daß Rosenfeld heute sozusagen einen Vorort über dem Atlantik hat, allerdings über ein Territorium verteilt, in dem sich der Kleine Heuberg verlieren würde wie eine Nähnadel in einem Heuschaber. Aber nicht nur, daß die Mittel für eine Kleinkinderschule von drüben kamen, die Auswanderung dient auch der Horizonterweiterung, ohne die an eine Zukunft nicht zu denken ist, der wir uns nun zuwenden.

Nennenswerte Industrie bekam Rosenfeld erst nach dem zweiten Weltkrieg. Aber das ist gar nichts Besonderes. Es trifft z. B. auch für Meßkirch zu, das sich inzwischen industriell sehr gut entwickelt hat. Ohne Industrie ist eine Stadt mit kleiner Markung einfach verloren. Sie hat einen heißen und auch rascheren Atem als das Handwerk oder gar die Landwirtschaft. Zur Zeit der Dampfmaschine konnte sich Rosenfeld noch nicht umstellen, denn wer sollte die Kohle heranschaffen, wenn man an keiner Eisenbahn liegt? Das ist im Zeitalter des Elektromotors und des Lastkraftwagens völlig anders geworden. Diese beiden Erfindungen rufen nun auch den kleineren Orten das Goethewort zu: „Wir heißen euch hoffen!“ Keineswegs müssen sich die kleinen Orte von den großen aufschlucken lassen, wo auch nicht alles Gold ist, was da klappert und lärmt. Am wenigsten in kultureller Hinsicht! Ein Satz in der Kreisbeschreibung hat mir gar nicht

gefallen: Kulturzentrum für Rosenfeld ist Balingen. Natürlich kann die größere Stadt die bessere Theatertruppe, das größere Orchester, den kostspieligeren Redner bestellen, und man kann mit dem Omnibus hinfahren, ja soll es sogar. Aber ist das denn schon die ganze Kultur? Ist nicht die eigene Initiative der örtlichen Vereine auch etwas? Soll das örtliche Musizieren, das gute Vereinstheater ganz aufhören? Ist nicht der Albverein ein Kulturfaktor? Die Darbietungen der Schulen, Gesangverein, Feste, Feiern, Ausstellungen, der Bau dieser wunderschönen Turnhalle mit der vorzüglichen Akustik und vieles andere? Darum hat mir ein anderer Satz in der Kreisbeschreibung sehr gut gefallen: Seit 1951 besteht ein Verein zur Förderung Rosenfelds. Ich bin im Auftrag der Heimatkundlichen Vereinigung sehr gern einmal nach Rosenfeld gekommen, und man wird hier sicher nicht der Ansicht sein, dieser Vortrag sei nichts, weil er nichts kostet! Nur nicht sagen: Wir sind zu klein, sonst kann man gleich auf die Zukunft verzichten. Binsdorf ist Rosenfeld gegenüber so rücksichtsvoll, noch viel kleiner zu sein. Immer noch gehen die Straßen nach vier Richtungen. (Allerneueste Straßenbau-Gerüchte möchte ich jetzt gar nicht anschneiden.) Immer noch hat Rosenfeld „zentralörtliche“ Bedeutung für die umliegenden Dörfer: Märkte, Reparaturwerkstätten, Ärzte und Zahnärzte und Apotheker (die ja auch eine Art Reparaturwerkstätten sind), Tankstellen und Gastwirtschaften und so fort. Industriell aber gehen die Fäden noch viel weiter hinaus. Da muß man sich draußen umsehen, um die rechte Werbung treiben zu können, denn leider genügt es unter den gegebenen Umständen nicht, die Qualität seiner Produkte „für sich selber sprechen zu lassen“. Es würde zu nichts führen, wollte man in romantischer Manier nur nach rückwärts blicken und etwa bedauern, daß die ehemaligen 14 Orte bis hinüber nach Aistaig und Weiden und bis nach Bergfelden nicht mehr von Rosenfeld verwaltet werden dürfen. Nein, man muß heute den Horizont noch viel weiter, aber eben in anderer Art spannen, durch wirtschaftliche Werbung. Dabei sollte nicht versäumt werden, im Interesse des Ortes, aber auch des jeweiligen Fabrikats, den wohlklingenden Namen „Rosenfeld“ draußenherum zu einem Begriff werden zu lassen. Auch das gehört zur Horizontenerweiterung. Auf eine Gefahr muß aber noch hingewiesen werden: Wer in die Ferne strebt, muß in der Nähe einen Halt haben, damit er sich nicht verliert. Das Ortsbewußtsein, das mit einem phrasenhaften Lokalpatriotismus nichts zu tun hat, muß bestehen bleiben. Man muß auch mit innerem Gewinn zu Hause bleiben können. Aber was tut man da? Man liest Illustrierte, wohl auch Krimis, man sieht fern. Man sitzt zu Hause, aber man ist nicht zu Hause. Man bangt um das Schicksal der schläfrigen Soraya (die immer noch viel mehr Geld hat als irgendeiner von uns), ob die Farah Diba wohl wieder einen Sohn bekommt, welche Seelenpein die Fabiola oder die Irene auszustehen hat und ob die Amis mit dem Fidel Castro fertig werden. Das Schicksal Deutschlands aber oder gar nur das Schicksal des Kleinen Heubergs — ach so!! Durch die sogenannten Massenmedien, wie sie heute noch beschaffen sind, wird gerade das Gegenteil von Horizontenerweiterung bewirkt, eine Fata Morgana, die in nichts zerfließen wird, sobald es uns wieder einmal schlecht geht. Wir müssen schon auf dem Grund und Boden bleiben, auf den wir gestellt sind. Selbst ein Astronaut muß auf die Erde zurück, wenn er seine Valentina heiraten will.

Also wenden wir uns nun dem Stabilsten zu, was wir haben, der Bodenbeschaffenheit unsrer Umgebung, ohne die es überhaupt nichts anderes, auch keine Geschichte geben kann.

(Die Wiedergabe der zweiten Hälfte des Vortrags kann ohne die Lichtbilder nur unvollkommen sein und soll daher nur skizziert werden.)

Burg und Stadt Rosenfeld stehen auf dem festen Baugrund des unteren Lias, einer ziemlich vielgestaltigen Gesteinsschichtung, in der die Arietenkalke am wichtigsten sind. Dieser Lias „alpha“ ist auch sehr fruchtbar und normal wasserhaltig. Der Ort bezog daraus früher sein Trinkwasser. Wie Skizze 1 zeigt, liegen auch Bickelsberg, Brittheim, Isingen und Leidringen auf diesen guten Böden (waagrecht gestrichelt). Nun steigen wir auf das „Dach“ des Kleinen Heubergs hinauf. Da kommen wir zuerst durch die feuchten, schweren Turneritone (dunkelgrau), die zumeist Wiesen tragen. Man betrachte daraufhin Leidringen, Isingen und den Steinerfurther Hof, der auf seinem Ackerland liegt, aber von Wiesen umgeben. In schmalen Bändern, das heißt aber in weniger mächtigen Schichten, macht nun der Numismalmisermel (schräg schraffiert) und der Amaltheenton (hellgrau), daß der Kleine Heuberg in kleinen Stufen ansteigt und oben eine Kante bildet. An ihr liegen viele Einzelhöfe, für einen geschlossenen Ort hat die Nahrungsdecke nicht gereicht. Nun sind wir „oben“, näm-

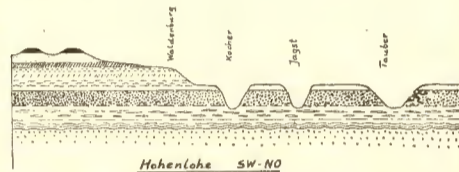
lich im Posidonienschiefer (Ölschiefer), der einen lockeren, bröckeligen, warmen Boden gibt. Da haben die Einzelhöfe ihre Äcker. Der Waldhof liegt, wie sein Name sagt, vor einem Wald, dem Hartwald. Dieser gehört schon nicht mehr zum Lias, sondern ist ein Rest des Braunjuralandes von drüben am Fuß der Alb. Es ist Opalinuston, der wie fast überall eben Wald trägt. — Nun erweitern wir unsern Horizont und betrachten den unteren Rand der Höhengschichten-skizze 2, wo die hellen Flecken die Tafel des Lias oder Schwarzjura deutlich zeigen, allerdings von der Stunzach sehr zernagt. Auf der geologischen Skizze 3 haben wir den Lias (schwarz) vom Rhein bei Waldshut bis über das Ries hinaus, wie er sich an den Braunjura (grau) anlehnt, über den sich dann die eigentliche Alb, der Weiße Jura (weiß) erhebt und bis zur Donau streicht. Man sieht, wie sich der Lias mehrmals vorschiebt: einmal im Kleinen Heuberg bis Bergfelden und Kloster Kirchberg, dann in den Fildern bis Stuttgart und endlich in inselartigen Ausläufern bis in die Löwensteiner Berge hinein. Aber überall, wo er auftritt, ist er fruchtbar. (Filderkraut!) Alte, noch gemütvolle Geologen haben den Schwarzjura den „Teppich“ genannt. (Schluß folgt!)

Chemismus der Landschaften

Von Hans Müller

(Schluß)

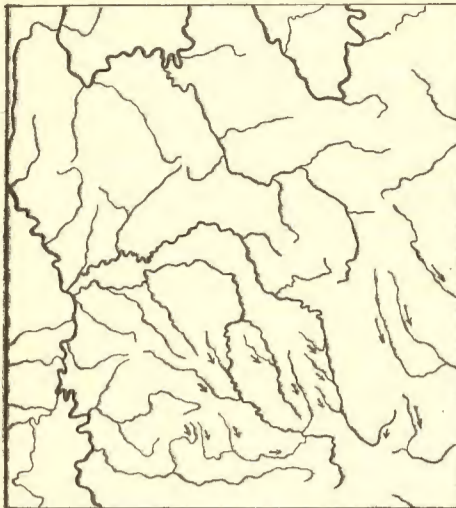
Nehmen wir das eigenartige Kalzium vor, so müssen wir unser Denkschema erweitern und beweglicher machen, denn Kalzium hat eine ausgesprochene Beziehung zur Tierwelt. Kalkstein ist Kalziumkarbonat, also eine Verbindung mit Kohle und Sauerstoff, den beiden lebenswichtigsten Stoffen. Die Kalkformationen Devonkalk, Karbonkalk, Muschelkalk und Jurakalk sind die größten Skelettfriedhöfe der Erde. Darum findet der paläontologische Sammler auf der Alb sein Paradies. Seltsam: so ungeheuerlich das Leben im warmen Jura-meer auch wuselte, der Jurakalk macht einen toten Eindruck, worin er höchstens vom Gips übertroffen wird, der ein Kalziumsulfat ist. Wir wundern uns, daß das Kalzium mit seinem geringen Anteil (nur 1/30) ganze Kalklandschaften bilden konnte. Es muß also dieser geringe Anteil an bestimmten Stellen angehäuft worden sein. Das aber haben Tiere aller Größen in Flachmeeren unter bestimmtem Klima zuwege gebracht. Warum ist die Alb nicht eine ebenso ausdruckslose Platte wie die Muschelkalkebenen? Wegen ihrer Felsenriffe.



Die aber stünden nicht, wenn wir nicht das Magnesium hätten. Seine Verbindungen sind Bittersalze, darunter der Dolomit, der gegen Verwitterung widerständiger als Kalk ist, weshalb die Felsen noch stehen. Die enge Beziehung des meergeborenen Kalkes zum Wasser zeigt sich heute noch in den Auslaugungserscheinungen, in der Verkarstung. Kalk gibt eigenwillige Landschaften — und Menschen. (Ein Äbler soll bei einem Absturz gebetet haben: Lieber Gott, laß' mich auf den Kopf fallen, damit mir nichts passiert!) Die Verwendung des Kalkes im Baugewerbe ist bekannt. Kalk mit Ton zusammengebrannt, gibt Zement, dessen Bindungstempo mit Gips (CaSo₄) gesteuert wird. Um nicht lokalpatriotisch zu sein, gedenken wir auch der Kalkalpen, sowie der Zechsteinriffe in Mitteldeutschland. — Die Zwillinge Natrium und Kalium sind komische, in der Natur nicht vorkommende Metalle, die man wie Käse mit dem Messer schneiden kann, die die Luft nicht vertragen und sich auf dem Wasser wie toll gebärden. Ihre Verbindungen sind in vielen Mineralien verbreitet. Bekannt ist NaCl, das Kochsalz und die Kalisalze als Düngemittel. Sie sind aber auch landschaftsbildend, indem sie sich zu Synklinen wölben, in deren „Sätteln“ Erdöl steckt, „wenn vorhanden“. Außer den Salzen dieser beiden Homunkuli verwendet der Mensch ihre Hydroxyde zu allerlei Seifen und Waschmitteln, während ihre Karbonate bei der Glasbereitung eine Rolle spielen. Es gibt auf der Erde Salzwüsten, wo die Salze infolge enormer Verdunstung aus der Tiefe hochsteigen und im Wüstensand „ausblühen“.

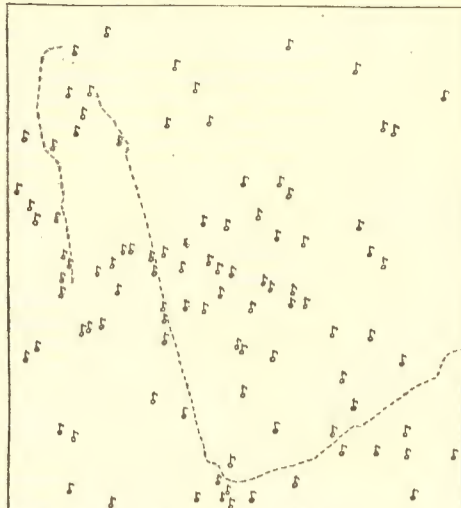
Damit haben wir die mengenmäßig bedeutsamen Grundstoffe und ihre landschaftsbildenden Funktionen wenn nicht kennengelernt, so doch wenigstens einmal gestreift. Vielleicht fällt dem Leser auf, daß die sogenannten Buntmetalle fehlen, von denen z. B. Nickel die Hauptmasse des in-





nersten Erdkerns ausmachen soll, was aber noch nicht erwiesen ist. Kupfer, Zink und Blei kommen als sehr erwünschte Erze vor, wirken aber nirgends bestimmend auf eine Landschaft ein, es sei denn im Kupferschiefer des östlichen Harzgebirges. Bariumsulfat kommt in größeren Mengen in den Klüften der Urgebirge vor. Mangansalze tun sich gelegentlich, meist zusammen mit Eisen, durch Dunkelfärbung des Gesteins hervor. Die Verbindungen des Phosphors, die Phosphate, sind in der Natur sehr zersplittert. Erst durch die Eisenverhüttung, die Knochenbildung und den Vogelmist finden sie sich in größeren Mengen zusammen und bilden wichtige Düngemittel. Der „Höhlengestank“ der Vulkane enthält Schwefel, welcher somit in Unteritalien in nennenswerten Mengen erscheint. Man „vulkanisiert“ damit Autoreifen. Die Schwefelverbindungen, Sulfate genannt, sind weit verbreitet. — Nun beschließen wir den Reigen mit dem schon bei der Kombinatorik berührten Element Kohlenstoff. Er ist nicht nur die Hauptnahrung aller Pflanzen und damit auch der Menschen und Tiere, sondern auch der Vater der gesamten organischen Chemie, die sich heute von einem einzigen Studenten, auch mit noch so vielen Semestern, gar nicht mehr bewältigen läßt. Kohlenstoff ist bezüglich seiner Partner sehr wählerisch, indem er sich vornehmlich an den Wasserstoff hält. Aber auch der Sauerstoff hat sich hier wieder einen Posten gesichert. Weniger der einsame Stickstoff, der Hauptbestandteil der Luft. Alles, was mit Wäldern, Gebüsch, Stauden, Gräsern, Moosen, mit Kohle und Torf, brennbaren Gasen und Ölen (Kraftstoffe), mit Fett, Zucker, Stärke, Eiweiß und anderen Nahrungsmitteln, mit Arzneien, Giften, Sprengstoffen, mit Zellstoff, Kunstfasern, Kunststoffen, Kautschuk, Buna und Farben zu tun hat, fällt in die „organische“ Kohlenstoff-Chemie. Daß „Carbon“ im tierliebenden Kalk eine Rolle spielt, wundert uns nicht. So klein der mengenmäßige Anteil des Kohlenstoffs an der Erde ist (trotz der riesigen Pflanzendecke!), so sehr wir schon in Sorge sind, daß unsere Kohle- und Olivorräte „ausgehen“: der Kohlenstoff ist im höchsten Maße landschaftsbildend! Man muß nur einmal mit Bewußtsein in einem oberschwäbischen oder nordwestdeutschen Moor stehen. Unter den Füßen viele Meter tief nicht das geringste Mineralische! Nur polsterweiche Pflanzensubstanz, und das auf sehr weite Flächenerstreckung. Hier haben nun nicht wie beim Kalk die Tiere, sondern die Pflanzen einen Stoff angereichert, und zwar nur an der Oberfläche. Diese kann allerdings durch Verschüttung und Gebirgsfaltung nach unten kommen und zu Braun- und Steinkohle werden. Unter Zwischenschaltung des Menschen gibt das dann sehr traurig wirkende Industrielandschaften.

Zusammenfassend erkennen wir: Die Schöpfung begnügt sich mit sehr wenigen Grundstoffen zum Aufbau der Erde mit ihren vielen schönen Landschaften. Dabei tritt das Einheitliche klar hervor, ist aber ziemlich unvermittelt mit einer großen Vielfalt umkleidet. Diese wird durch chemische Verbindungen und mechanische Gemenge (z. B. Granit) erreicht. Sie wird noch vergrößert durch ungleichmäßige Verteilung der Stoffe über die Erde hin (Kalk, Kohle, Erze). Was auf diese Weise ohne menschliches Zutun aufgebaut wurde, zeigt eine (wirklich) organische und stabile Struktur und wirkt auf uns angenehm und beruhigend. Selbst der Substanzzerfall, dem alle Stoff-Atome unterliegen (Uran und Radium sind nur Schrittmacher) geht langsam und ruhig vor sich. Zwar gibt ein Kilogramm zerfallendes Uran 15,5 Millionen kcal Energie ab, (1 kg Steinkohle beim Verbrennen nur 8 000 kcal) aber er zerfällt von Natur so langsam, daß die wärmende Wirkung als mäßig und somit wohltuend anzusprechen ist. Der Mensch hat auf dem Wege des intellektuellen Kombinierens viel Neues erfunden und sich nutzbar gemacht. Aber einen wirklichen Organismus, wie es die Erde ist, hat er noch nicht zustande gebracht, am wenigsten durch die „organische“ Chemie. Wo er Substanz zerfallen läßt, treibt er damit zunächst immer noch vorwiegend kriegerischen Unfug. Den Wasserhaushalt stark bevölkerter Gegenden hat er durch Verschmutzung schwer aus dem

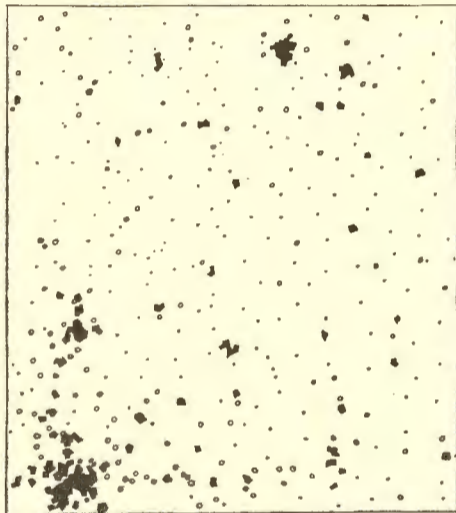


Gleichgewicht gebracht. Bedenklich sind auch seine Einwirkungen auf die Atmosphäre und das Klima ganzer Landschaftsteile. In vielen Fällen hat er die natürliche Entwicklung abgelenkt (siehe Silizium, Aluminium, Eisen, Kohlenstoff). Sich selber, die Menschheit, hat er neben Bequemlichkeiten, deren er aber nicht froh wird, in einen Dauerzustand der Angst versetzt.

Aus allen diesen Gründen können wir nicht aufhören, die reine Schöpfung sinnend zu betrachten: die Erdkruste, die Erdhüllen, die Landschaften und Wasserflächen, die Pflanzendecke und Tierwelt, soweit diese noch annähernd „wild“ sind, alle natürlichen Stoffe und deren natürliche Verbindungen — und das alles in seinem weisheitsvollen Zusammenwirken und Aufeinanderabgestimmtsein. Letzteres ist eine schier unmögliche Aufgabe! Wenn wir uns aber auf einen engeren Raum, die „Heimat“, beschränken, so muß es wenigstens andeutungsweise gelingen. Die harmonisierende Wirkung auf die Seele tritt ein, wenn wir nicht alle 96 Millionen Möglichkeiten stofflicher Verbindungen durchkalkulieren, sondern uns die zurückhaltende, geradezu bescheidene Methode der Schöpfung zum Vorbild nehmen. Eine vergangene, gemütvollere Entwicklungsstufe der menschlichen Seele konnte sagen:

Mein Auge sieht, wohin es blickt
die Wunder Deiner Werke!

Exakt denkend und forschend erwerben wir uns neu eine noch fester gegründete Ehrfurcht vor Seinen Werken.



Inhaltsverzeichnis des elften Jahrgangs

	Seite		Seite
Die Hohenstaufen und Schwaben	485-488	Von Fritz Scheerer	515-518
Von Dr. Walter Stettner	490-492	Ein Ebinger Feingoldschlagler	519-520
Dr. Konrad Blickle, genannt Ebinger		in Tübingen	
Von Dr. Reinhold Rau	489	Von Dr. Reinhold Rau	517-518
Die Ebinger Familie Blicklin		Das Globusspiel	
im Spätmittelalter		Von Rudolf Kerndter	518-519
Von Dr. Walter Stettner	489-490	Erlebnisse eines Endinger Dorfpfarrers	
Das Volk ohne Krankheit		Von Dr. Hans Rommel	519
Verfasser ungenannt	492	Schlößchen Serach über Eßlingen —	
Die Revolution von 1848		einst Dichterklause	
Von Fritz Scheerer	493-496	Verfasser ungenannt	520
Dr. Hermann Bizer 26. 9. 1904 - 26. 3. 1964		Ungestümer Zeitgenosse Shakespeares	
Von Dr. Walter Stettner	497	Von Arnold Chrsten	520
Die Reichstagswahlen der Weimarer		Reinhart von Melchingen, Vogt von	
Republik im Oberamt Balingen		Ebingen	
Von Dr. Wilhelm Foth	497-500, 501-503	Von Dr. Walter Stettner	521-523
Die von Balingen		Bemerkungen zur „Villa publica Ebinga“	
Von Rudolf Kerndter	504	Von Fritz Scheerer	524
Der Wald im Kreis Balingen		Von den ältesten Zollern	
Von Günther Scheel	505-506	Von Fritz Scheerer	525-526
Kloster Alpirsbach		Das Zinggießergewerbe in Balingen	
Von Kurt Wedler	506-508	und Ebingen	
Als Ebingen noch ein kleines Land-		Von Wilhelm Schneider	526-527
städtchen war		Chemismus der Landschaften	
Von Dr. Walter Stettner	509	Von Hans Müller	527-528, 531-532
Schönheit und Wunder unserer		Rosenfeld, der Kleine Heuberg	
Feisenbewohner		und noch viel mehr	
Von Fritz Scheerer	509-510	Von Hans Müller	529-531
Die Villa publica Ebinga			
Von Peter Reiser	511		
Heimat als Grenzsituation			
Von Rudolf Kerndter	511-512, 516		
Ebingen hat nur eine Schattenseite			
Von Hans Müller	513-515		
Besitzungen des Klosters Alpirsbach			
in unserer Gegend			

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds, der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.